Paed. th.
743-1 Campe

R

<36602169900019

<36602169900019

Bayer. Staatsbibliothek

Sammlung
einiger
Erziehungsschriften
von
J. H. Campe.

Deus nobis haec otia fecit.

Erster Theil.

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung
1778.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Die Seelenlehre und die Erziehungskunst greifen, ihrer Natur nach, an so vielen Orten so innigst in einander, daß derjenige, der sich mit der erstern abgiebt, auch wenn er sonst keine nähere Veranlassung dazu hat, nicht umhin kann, von Zeit zu Zeit auch das Gebiet der letztern zu betreten. Ich für mein Theil habe, von meinen ersten Jünglingsjahren an, bis auf diesen Tag, solcher nähern Veranlassungen viele gehabt. Denn von da bis jetzt, ist meine mehrste Zeit fast ununterbrochen der Unterweisung und der Erziehung gewidmet gewesen.

Gegenwärtige Sammlung einiger Erziehungsschriften ist eine Folge davon. Der Wunsch, zu dem angefangenen großen Werke der Verbesserung des Erziehungswesens,

wo möglich, auch mein Scherflein beyzutragen, hat mich zur Bekanntmachug derselben vermogt. Sachverständige Richter werden mich belehren, in wie fern ich diesen Wunsch dadurch erreicht habe.

Wenn diese es für nützlich halten werden: so soll der zweyte Theil, der größtentheils schon fertig da liegt, diesem erstern nachfolgen. Hamburg am 1sten May 1778.

Inhalt.

1) Theophrons guter Rath für seinen Sohn, als dieser im Begriff war, ins geschäftige Leben zu treten S. 1.

2) Beschreibung einer erleichterten Methode, die Kinder lesen zu lehren 81

3) Nöthige Erinnerung, daß die Kinder Kinder sind, und als solche behandelt werden sollten 149

4) Ueber den ersten Unterricht in der Religion 177

5) Versuch einer Entwickelung der ersten Religionsbegriffe in sechs Gesprächen zwischen einer Mutter und ihrer Tochter 251

6) Ein mit Anmerkungen begleiteter Auszug aus F. Baratiers merkwürdiger Nachricht von seinem sehr frühzeitig gelehrten Sohne, J. P. Baratier S. 299

Theophrons guter Rath
für
seinen Sohn,
als dieser im Begriff war
ins geschäftige Leben zu treten.

Mancher ist weise durch eigene Erfahrung; der schaffet mit seinem Rath Nutzen und triffts.

Sirach.

I.
Theophrons guter Rath für seinen Sohn,
als dieser im Begriff war ins geschäftige Leben zu treten. *)

Nahe bey W*** lebte noch vor einigen Jahren auf einem kleinen Landhause der alte — Theophron nenne ich ihn, weil sein wahrer Name nichts zur Sache thut; ein Mann von Verdiensten, der in wichtigen Geschäften grau geworden war. Den Abend seines gemeinnüzigen Lebens hatte er einer philosophischen Ru-

 he

*) Ob dieser Aufsatz in eine Sammlung von Erziehungsschriften gehöre? Ich meyne Ja! Es müste denn seyn, daß man den Giebel nicht für einen Theil des Hauses halten wollte. — Der erste Entwurf dieses guten Raths ist im vergangenen Jahre in den Hamburgischen Addreßkomtoirnachrichten abgedruckt worden.

he und dem Wohl seiner kleinen Familie gewidmet. Er hatte einen einzigen Sohn, dessen Bildung ihm sehr am Herzen lag. Wir wollen ihn Cleon nennen.

Die Zeit nahete jetzt heran, daß dieser den Schooß seiner Familie verlassen, und in öffentliche Geschäfte treten sollte. Sein junger Geist war mit den nöthigsten Kenntnissen bereichert, sein Herz voll der edelsten Gesinnungen: aber es fehlte ihm noch — woran es jungen Leuten immer fehlt — an Erfahrung. Sein guter Vater wollte nun diesen Mangel — so weit das möglich ist — durch seinen Rath ersetzen; und dieser macht den Inhalt der folgenden Blätter aus.

Es war an einem schönen Sommerabend, den die Natur recht eigentlich dazu gemacht zu haben schien, die Gemüther der Sterblichen zu stillen, heilsamen Betrachtungen einzuladen. Alles schwieg; nur daß in dem nahen Gebüsch ein Paar Nachtigallen das Glück ihres Daseyns und ihrer Liebe durch süße Lieder feyerten. Die Sonne hatte ihren Lauf vollendet; schenkte ihrer lieben Erde eben noch die letzten Abschiedsblicke, und jetzt sank sie allmählig hinter das westliche Gebirge hinab.

Da setzte Theophron sich mit seinem Sohne auf einer kleinen Anhöhe nieder, von welcher sie die große herrliche Gegend übersehen konnten, die mit der reichsten Mannigfaltigkeit von Gärten, Wäldern, Wiesen, Aeckern, Flüssen und Dorfschaften, vor ihnen ausgebreitet lag. Sie schwiegen eine gute Weile, indem jeder von ihnen sich seinen eigenen Empfindungen überließ. Endlich faßte Theophron die Hand seines Sohns, drückte sie mit Innigkeit, und fühlte auf der Seinigen Cleons Lippen mit einem warmen kindlichen Kusse beben.

Mein guter Sohn, sagte er, indem er sich die Augen wischte, die Zeit ist nun da, daß wir uns trennen müssen. Du wirst die gefahrvolle Wanderschaft des Lebens allein antreten, ohne fernerhin deinen väterlichen Freund zum Gefährten und Führer zu haben. Aber mein Geist soll mit Liebe, Rath, und guten Segenswünschen beständig bey dir seyn, wohin der Weg, den die Vorsehung dir anweisen wird, auch immer führen mag. Und wenn ich selbst nicht mehr hier bin; wenn unser gemeinschaftlicher Vater diesen meinen unsterblichen Geist vielleicht bald nach andern Gegenden seines unermeßlichen Weltalls abrufen wird: dann, mein Sohn, dann ist Er, unser guter Schöpfer selbst,

doch noch immer bey dir mit Rath und Kraft, wenn du beständig auf seinen Wegen wandelst. Und das wirst du; dein Herz, welches ich zu kennen glaube, ist mir Bürge dafür. Umarme mich, mein Theurer, und laß an meinem väterlichen Busen dein klopfendes Herz dem meinigen die stumme Versicherung geben, daß es ihm nie gereuen soll, diese Bürgschaft angenommen zu haben!

Cleon flog mit Inbrunst in seine Arme, und lange hielten sie sich in wehmüthiger, sprachloser Rührung umschlungen.

Endlich ermannte sich der Vater und fuhr folgendermaßen fort:

Mein Sohn, du stehst im Begriff, ein unsicheres Meer zu befahren, wo es der Klippen, der Sandbänke und der Stürme viele giebt. Ich habe diese Fahrt vor dir gethan; lief oft Gefahr, bin aber endlich, Gott sey Dank! noch ziemlich unversehrt, und mit mancherley Erfahrungen bereichert, in diesem kleinen stillen Hafen glücklich vor Anker gekommen. Da ich ausfuhr, hatte ich keinen, der mir guten Rath gewährte; ich muste alle meine Erfahrungen auf eigene Kosten, oft theuer genug einkaufen. Aber nun ich sie habe, sollen sie nicht

mit

mit mir ins Grab gelegt werden; sie sollen mein Vermächtniß seyn, welches ich dir, mein Einziger, hinterlassen will. O freue dich, du hast eine reiche Erbschaft gethan, wenn du sie zu nützen weist!

Höre mich also mit Aufmerksamkeit an, und erinnere mich allenfalls, wenn ich in den gewöhnlichen Fehler des Alters fallen, und in geschwätzige Ausschweifungen gerathen sollte. Denn es ist mein ernstlicher Wunsch, diesen Abend nicht mehr und nicht weniger zu reden, als was dir zur glücklichen Führung deines künftigen geschäftigen Lebens zu wissen nöthig ist.

* *
*

Vor allen Dingen merke dir dieses, mein Cleon: wer mit glücklichem Erfolg, zu seiner und zu anderer Zufriedenheit ausser sich wirken will, der muß zuvor auf sich selbst gewirkt haben. O wie viele kenne ich, die diese Wahrheit zu spät lernten, und die unwiederbringliche Zeit, welche darüber verflossen ist, mit ihrem Herzensblute zurückkaufen mögten!

Archimedes verlangte nur einen festen Punkt, um den ganzen Erdball aus seinem

Gleise zu schieben. Auch in der moralischen Welt bedarf jeder, der große Wirkungen hervorbringen will, gleichfalls eines solchen festen Punktes. Und der muß in uns selbst seyn. Wehe dem, der seine Kraft auf den Umkreis richtet, ohne das Centrum gehörig befestiget zu haben!

Ich will ohne Methapher reden. Wer äusserliche Geschäfte, welche auf das Wohl der menschlichen Gesellschaft abzielen, übernehmen will (und ich setze voraus, daß der Mann von Ehre und Gewissen sich zu keinem andern wird gebrauchen lassen) der fange doch ja damit an, sich selbst zu bessern, sich selbst in allem, was gut und edel ist, auf immer zu befestigen, und sich dadurch ein Maaß von innerer Zufriedenheit zu erwerben, welches sein Herz nicht mehr zu fassen vermag, und es daher auf andere Wesen ausser sich überfließen zu lassen, sich gedrungen fühlt. Wer dieses verabsäumt und gleichwohl ins Große wirken will, der gleicht jener pralenden, aber kurzen Lufterscheinung, welche den Glanz eines Fixsterns nachahmt, aber keine bleibende Stäte hat, und dahinfahrend in einem Nu! erloschen ist!

Mein Cleon, die Hand aufs Herz, und wohlbedächtig untersucht, wie es in Ansehung dieses Einem, welches so sehr noth ist, mit dir beschaffen sey! — Bist du dir bewust, daß die Liebe zu allem, was wahr und gut und sittlich schön ist, schon wirklich tiefe unaustilgbare Wurzeln in dir geschlagen habe; daß du dich bestrebt habest und noch täglich bestrebest deine Neigungen alle wohl zu ordnen, und der beständigen Lenkung der Vernunft und des Gewissens zu unterwerfen; daß das Laster jeder Art eine so häßliche, abschreckende Gestalt in deinen Augen angenommen habe, und dein sittliches Gefühl zugleich schon so verfeinert und so geschärft sey, daß du das, was böse ist, unter jeder noch so reizenden Larve, durch ein plötzliches Gegengefühl erkennen, und immer verabscheuen, und immer davor zurückschaudern wirst; bist du dir endlich des redlichen Vorsatzes bewust, dich in diesen angefangenen guten Gesinnungen täglich mehr und mehr befestigen und so von Stufe zu Stufe zu dem höchsten Gipfel der sittlichen Vollkommenheit, welcher hienieden für uns erreichbar ist, hinan klimmen zu wollen: dann trete mit Gott und gutem Muthe in die Laufbahn, welche die göttliche Vorsehung dir eröfnen wird, und zweifle nicht,

nicht, daß du den Lauf vollenden, und ein herrliches Ziel erreichen werdest.

Kannst du aber (und Gott verhüte, daß du hierüber noch niemals mit dir selbst solltest zu Rathe gegangen, oder wohl gar in einer so wichtigen, alles entscheidenden Sache der geringsten Verstellung fähig seyn!) kannst du, sage ich, dir selbst hierüber noch keine beruhigende Antwort geben: o so halte dich doch ja noch nicht für berufen, irgend ein anderes Geschäft zu beginnen, als dieses nöthigste unter allen — das Geschäft deiner eigenen sittlichen Ausbesserung!

Denn glaube deinem alten Vater, der ja warlich keine Ursach haben kann, dich hintergehen zu wollen, und der es dir bey diesem seinen grauen Haupte und bey der Hofnung einer seligen Zukunft betheuert, daß weder irgend eine wahre dauerhafte Glückseligkeit für den ungebesserten Menschen möglich sey, noch daß derjenige, der sich nicht selbst durch das Bewustseyn seiner Rechtschaffenheit innerlich glücklich fühlt, andere Menschen ausser sich glücklich machen könne! Und das ist doch, hoffe ich, die Absicht, warum wir öffentliche Geschäfte übernehmen!

Niemand

Niemand kann etwas geben, welches er selbst nicht hat: das ist eine simple und unläugbare Wahrheit. Was folgt daraus? Das, was ich gesagt habe, daß man mündlich andern Weisheit, Güte und Glückseligkeit nicht anders mittheilen könne, als nur in dem Grade, in welchem man selbst schon weise, gut, und glücklich geworden ist.

Höre, mein Sohn, ich habe dir eine traurige Wahrheit zu sagen: auf dieser schönen Erde, welche für Wesen, die den Gesetzen der Natur — Gottes Gesetzen — beständig treu blieben, ein wirkliches Paradies seyn müste, leben wenig glückliche Menschen. Nimm diese unselige Beobachtung so lange auf Treu und Glauben von mir an, bis du sie selbst wirst bestätiget gefunden haben. Die Quelle dieses allgemeinen Elendes, welches die Menschheit ergriffen hat, ist nicht in Gott, nicht in der von ihm geschaffenen Natur; sie ist in den Menschen selbst, in ihrem verwöhnten von unreinen Leidenschaften unaufhörlich beunruhigten Herzen. Unter diesen Leidenschaften giebt es vornämlich drey, welche das in der Wahrheit für die Menschen sind, was in der Fabellehre die drey Höllenfurien für die Verdammten

ten waren; sie heissen Ehrsucht, Ueppigkeit, und Unzucht.

Jede von diesen Leidenschaften ist ein gefräßiger Wurm, der die schöne Blume, Glückseligkeit genannt, wovon der Schöpfer den Keim in alle seine Geister gelegt hat, unaufhörlich an der Wurzel benagt. Wehe dem Herzen, in welches der eine oder der andere von ihnen sich einmal eingeschlichen hat! Und — o Jammer! in viele, vielleicht — ich zittre indem ichs sage — vielleicht in die mehrsten, haben alle drey zugleich den Eingang gefunden!

Daher die allgemeine Unzufriedenheit unter den Menschen! Daher die allgemeine Erschlaffung aller ursprünglichen Kräfte der Menschheit und ihre merklich zunehmende Unfähigkeit zu allem was edel und groß ist! Daher — doch diese Klagen würden mich zu weit führen. Meine Absicht war ja nur, dich auf diese Erbfeinde der menschlichen Glückseligkeit, diese mächtigsten Störer eines zufriedenen und gemeinnützigen Lebens aufmerksam zu machen, damit du den stärksten Harnisch der Vernunft und der Religion wider sie anlegen, und vor ihren, anfangs unmerklichen Angriffen, beständig auf deiner Hut seyn mögest.

Hast

* * *

Hast du nun solchergestalt bey dir selbst angefangen; und glaubst du mit der Bildung deines eigenen Herzens in so weit zur Richtigkeit gekommen zu seyn, daß du nicht besorgen darfst, den tausendfältigen Versuchungen zum Laster, denen du entgegen gehst, jemals unterzuliegen: dann sey dein nächstes wichtiges Geschäft, deine eigenen Kräfte wohl zu prüfen, um ihnen einen ihrer Grösse genau angemessenen Wirkungskreis zu bestimmen. Das haben gemeiniglich grade die edelsten Seelen verabsäumt; und diese Vernachlässigung allein erklärt dem nachdenkenden Beobachter schon zum Theil das sonst unauflöslichscheinende Räthsel, warum auch diese, welche in dem Reiche eines allweisen und allgütigen Weltregenten einer ausgezeichneten Glückseligkeit genießen sollten, nicht selten elend sind.

Es sind aber hierbey vornehmlich vier Regeln zu beobachten, die ich dir mittheilen will.

Die erste und wichtigste unter allen ist diese: wolle, indem du auf die Schaubühne des geschäftigen Lebens trittst, nicht glänzen, sondern nützen und glücklich seyn! O eine

eine goldene Regel, deren Beobachtung Zufriedenheit, deren Vernachläßigung unausbleibliches Elend zum Gefolge hat! Und doch wie selten wird sie befolgt!

Der junge rüstige Geist des Jünglings, durch eine thörichte Erziehung und durch das allgemeine Beyspiel zur Ehrsucht entflammt, fühlt kaum den ersten dürftigen Knospen der frühreifen Mannskraft seiner Seele zum Ausbruch anschwellen; so schaut er gierig umher, und brennt, und lechzt nach einer Gelegenheit, wobey er dem, seiner Meynung nach, erstaunten Publikum ankündigen könne: seht doch, auch ich bin da! Hat er nun eine solche Gelegenheit erhascht, und findet sich dann ein thörichter Menschenverderber, — er heisse Mäcenas oder Recensent — der aus Eitelkeit, oder Schwachheit, oder unweiser Gefälligkeit, auf sein Seht doch! achtet, den jungen Gecken streichelt, ihn wohl gar aus dem Haufen hervor ans helle Tageslicht zieht und noch einmal selbst seht doch! ruft: dann gute Nacht Bescheidenheit! Gute Nacht gerader, einfältiger, reiner Menschensinn! Gute Nacht Glückseligkeit!

Von Stund an ist das Dichten und Trachten des jungen Thoren auf nichts anders gerich-

richtet, als wie er Augen auf sich ziehen, und von sich schwatzen lassen möge. Die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, kommen nicht weiter in Betrachtung, als in so fern sie mehr, oder weniger, geschwinder oder langsamer wirksam sind. Ob sie übrigens mit den Grundsätzen der wahren Ehre und der strengen Rechtschaffenheit bestehen können, das wird nicht mehr bedacht. Es ist ihm nur ums Berühmtwerden zu thun; will's nicht als Architekt gehen, der den Tempel baut: flugs wird das ruhmgierige Männchen ein Herostratus, der ihn verbrennt. Hat er sich doch so auch verewiget!

Nun ist das Gefühl für jedes andere natürlich gute, edle und große Vergnügen in seiner Brust erstorben. Todt ist ihm die ganze schöne Natur mit allen ihren Freuden; ekelhaft jede stille bescheidene Familienglückseligkeit! Er hat nur noch Einen Sinn, den heillosen Sinn für Lob und Ruhm! So lange dieser gekützelt wird, ist ihm die Welt ein Himmel, der Kützelnde ein Engel, er selbst ein Halbgott! Läßt der Kützel nach, wird er wohl gar an dieser seiner einzigen empfindlichen Stelle durch Tadel verwundet: in dem Augenblick ist ihm die Welt eine Hölle, jeder Mensch ein Teufel, er selbst ein Märterer! So hat der Unglückliche dem Ver-

gnügen

gnügen nur ein einziges schmales Pförtchen zu seinem Herzen offen gelassen und dem Misvergnügen tausend weite Flügelthore eröffnet.

O mein lieber Sohn! Hätte ich Ursache zu besorgen, daß du jemals, durch Beyspiel angesteckt, in diese eben so thörichte, als gefährliche Seuche der Ruhmsucht verfallen könnest: ich wollte Gott auf meinen Knien bitten, daß er dir jedes Talent, jede Kraft zu irgend einer vorzüglichen Wirksamkeit, welche dir Beyfall erwerben könnte, versagen möge; wollte Tag und Nacht ihn bitten, daß er dir nur gerade so viel körperliches und geistiges Vermögen liesse, als der ehrliche Holzhauer bedarf, um sich und die Seinigen vor Mangel zu schützen! Denn bey Gott dem Allwissenden! Du würdest so viel glücklicher seyn!

„Aber, wirst du vielleicht denken, die Ehrbegierde ist doch ein mächtiger Sporn zu vielem Guten, welches, ohne sie, wohl unerreicht bleiben würde!„ — Ja wohl ein Sporn — aber wehe dem trägen Rosse, welches innerer antreibenden Kräfte beraubt, nicht anders läuft, als wenn es von aussen gespornt wird! Es wird freylich des Sporns wegen seine Kräfte übernehmen; aber auch bald ermattet und steif

nur

nur noch zum Karngaul tüchtig seyn. Mache selbst die Anwendung.

Eine zweyte Bedenklichkeit, die man mir entgegen setzen könnte, ist eben so ungegründet. Wie soll aber, könnte einer fragen, ein junger Mensch sein Glück machen, wenn er sich nicht frühzeitig hervorzuthun, vor andern auszuzeichnen sucht? Sein Glück machen? Das soll vermuthlich so viel heissen, als einträgliche Ehrenämter, Titel und Würden erlangen? Wenn das der Sinn dieser Phrase ist (wie er es in dem gemeinen Sprachgebrauche denn wirklich ist): so hatte ich in meinen jüngern Jahren so gut, als einer meines Standes, mein Glück auch gemacht, und es stand lediglich bey mir, es noch weiter zu machen. Und doch muß ich, als ein ehrlicher Mann betheuren, daß ich meine wirkliche Glückseligkeit erst von dem Tage an datire, da ich auf jenes gemachte, und noch zu machende Glück freywillig Verzicht that, um von der Welt vergessen, in dieser stillen Gegend, mir und meinen Lieben zu leben und ohne Geräusch im Kleinen Gutes zu thun.

Zwar dieses Zurückziehn aus dem Gewühl des öffentlichen Lebens in die stille Einsamkeit müsse von keinem andern für ein Beyspiel zur

Nachahmung gehalten werden, als von dem, der entweder sich bewust ist, der menschlichen Gesellschaft für sein Theil schon genug gedient zu haben; oder der sich aus irgend einer wichtigen Ursache unfähig fühlt, ihr fernerhin seine Dienste angedeyen zu lassen; oder endlich auch von dem, der da Mittel und Wege weiß, auch in der Einsamkeit ein für seine Brüder gemeinnütziges Leben zu führen. Und ich darf sagen, daß, wo nicht der erste Fall, doch wenigstens der zweyte und dritte derjenige gewesen sey, worin dein Vater sich befand, da er von dem großen Welttheater abzutreten für nöthig erachtete.

Denn Gott hat seine schöne Welt nicht für unthätige, bloß betrachtende Einsiedler geschaffen. Er will, daß der Mensch gesellig sey, und daß jeder das Maaß von Kräften, welches ihm verliehen worden, zum gemeinen Besten verwende. Dazu sollst auch du also das deinige brauchen; sollst durch so viel edle Thaten, als dir nur immer möglich sind, dich hervorthun, doch ohne dieses Hervorthun zum Zweck deiner Thaten zu machen; sollst dir dadurch den Weg zu Ehren und Würden bahnen, aber nicht, als wenn diese Ehren und Würden an sich selbst, etwas Wünschenswerthes, das Endziel unserer

Bestrebungen wären; sondern weil sie Mittel sind, wodurch wir höhere, wirklich wünschenswerthe Zwecke erreichen können.

Und dazu, glaube mir mein Sohn, bedarf es keines ängstlichen Hervordrängens, keines gesuchten Schimmers, der die Augen der Leute auf sich zieht. Der Mann von Verdienst hat schon von selbst, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine gewisse Witterung, welche die Kenner aufmerksam auf ihn macht, und es ist ihm beynahe unmöglich, in der Länge verborgen oder verkannt zu bleiben. Und bliebe er es auch: nun, so würde er doch nicht vergebens da gewesen seyn; es würde ihm, wie der Sonne, gehn, wenn der Dunstkreis mit dicken Wolken angefüllt ist. Alsdann erleuchtet und erwärmt sie den Erdkreis, ohne selbst gesehen zu werden. Und ist sie deswegen weniger Sonne? Und wird sie, wenn die kriechende Raupe auf ihrem Kohlblatt sie verkennt, nicht von dem königlichen Adler bemerkt worden, der sich über die Wolken schwingt? — Crede mihi, bene vixit, bene qui latuit!

*

Die zweyte besondere Regel, welche aus jener allgemeinen, die ich dir empfohlen habe,

gleichfalls abfliest, ist diese: laß deinen moralischen Wirkungskreis anfangs nur auf diejenigen eingeschränkt seyn, welche dir die Nächsten sind, und rücke die Grenzen desselben nur in dem Maaße allmälig weiter, in welchem du deine Absicht bey diesen erreicht hast, und nun noch Kräfte zu ausgedehnteren Wirkungen übrig fühlst. Ich will mich umständlicher erklären.

Die endliche Kraft eines schwachen Sterblichen ist ja nicht allmächtig. Sie kann ja nicht, wie Gottes Kraft, auf alle Wesen ausser ihr zugleich wirken; sie muß also ihre jedesmaligen Wirkungen nur auf einzelne Gegenstände einschränken. Wer kann aber jedesmal das nächste und gröste Recht auf unsere nützliche Wirksamkeit haben, als diejenigen, welche die Natur, oder die göttliche Vorsehung, am nächsten und innigsten mit uns verbunden hat? Würde es nicht unaussprechlich thöricht und ungerecht zugleich seyn, wenn ein Arzt, der seiner Kunst gewiß wäre, seine Zeit damit verschwenden wollte, Arzeneymittel wider mögliche Krankheiten der Antipoden zu bereiten, indeß seine Hausgenossen und Mitbürger an einer epidemischen Seuche darniederlägen, und vergebens um Hülfe schrien? Erst suche er diese

zu

zu retten; dann seine Landsleute in den nächsten Dörfern, Flecken und Städten, und so immer weiter in dem Maaße, in welchem seine Zeit und seine Kräfte reichen wollen.

Eben diese Pflicht der weisen Einschränkung seines Wirkungskreises liegt nun auch dem moralischen Arzt ob. Hat er ein Weib genommen, so sey diese der nächste Gegenstand, dessen sittliche Vervollkommung, nächst der seinigen, ihm am meisten am Herzen liegen muß. Vertraut die göttliche Vorsehung ihm Kinder an; so ziehe er die Grenzlinie seines vorzüglichen Wirkungskreises auch noch um diese herum, und sorge für die bestmögliche Erziehung derselben. Was ihm bey diesem Geschäft an Zeit und Kräften übrig bleibt, das werde seinen Hausgenossen, seinen nächsten Verwandten, seinen Freunden, seinen Mitbürgern gewidmet. Und so erweitere sich von Stufe zu Stufe die Peripherie seiner Wirkungen gerad in dem Maaße, in welchem er seine Kräfte wachsen und bey einer eingeschränkteren Thätigkeit in einem unangenehmen Gedränge fühlt.

Aber er hüte sich hierbey sorgfältig vor einem, nur gar zu möglichen Selbstbetruge. Der menschliche Geist, welcher seiner Natur nach

immer ins Unendliche strebt, und jede Art von Einschränkung äusserst ungern erträgt, überredet sich nur gar zu leicht, daß die nächste Arbeit, wozu seine Pflicht ihn auffodert, schon gethan sey; daß er zu etwas Grösserem Beruf habe; daß er Kräfte und Fähigkeiten im Ueberfluß besitze, den Pflichten des Gatten, des Vaters, des Freundes und des Bürgers ein Genüge zu thun und demohngeachtet auch noch aufs Ganze zu wirken. Wehe ihm und seiner verwaiseten Familie, wenn er diesem verführerischen Gefühl, ohne lange und sorgfältige Prüfung, traut und seine vom wilden aufbrausenden Enthusiasmus angeschwollene Kräfte nun sogleich die Dämme zerreissen läßt! Was wird die Folge seyn? Er wird in kurzer Zeit so sehr Geschmack an großen glänzenden Wirkungen finden, daß die kleinen häuslichen Familienscenen ihm zum Ekel werden; seine unglückliche Gattin, seine beklagenswürdigen Kinder werden ihm fremd werden; er wird mit Herz und Geist überall, nur nicht zu Hause seyn.

Glaube mir, mein Sohn, nur sehr wenige Menschen sind von Gott berufen, Lichter der Welt zu seyn. Aber nach dem Maaße seiner Einsichten sein Weib, seine Kinder, seine Hausgenossen

genossen zu erleuchten, den Beruf hat jedermann, der die Würde eines Hausvaters übernommen hat.

Es ist eine der gefährlichsten Seuchen, an denen unser Zeitalter vorzüglich krank liegt, daß jeder unbärtige Knabe, der so eben erst der Ruthe seines Lehrmeisters entsprungen ist, sich nun schon für fähig und für berufen hält, ein Lehrer des menschlichen Geschlechts zu werden. Hat er einige Romanen und Gedichtchen, einen Wust sogenannter gelehrten Zeitungen und Bibliotheken gelesen; hat er ein Paar Dutzend schönklingender neumodischen Phrasen und affektirter Wendungen aufgeschnappt: husch! ist das gelehrte Närrchen am Schreibpult, um sie dem lieben Publikum, welches mit dergleichen süßlichen und faden Zeuge sich den Magen schon so oft überladen hat, vielleicht zum tausendsten male aufgewärmt und angewässert, von neuem wieder aufzutischen. Es würde ein unausstehlicher Anblick seyn, wenn ein Maler eine Versammlung ehrwürdiger Greise malte, und vor ihnen einen Ourang Outang im geheiligten Ornat, als Lehrer, auftreten ließe, der die Gesellschaft mit Grimassen unterhielte: und diesen ärgerlichen Anblick müssen wir gleichwohl mit

jeder neuen Messe wohl hundert und mehrma in Natura ertragen. —

Hüte dich, mein Sohn, vor dieser eben so lächerlichen als schädlichen Autorseuche; und schränke lange alle deine moralischen Wirkungen auf dich selbst und auf die Lieben ein, welche Gott durch Familienbande mit dir verknüpfen wird. Nur dann erst, wenn du, unter göttlichem Beystande, diese beglückt hast; wenn deine, deiner Gattin, und deiner Kinder Seelen durch die reinste und zärtlichste Liebe verbunden, gleichsam in einander gewachsen sind, und keine Erschlaffung dieser heiligen Bande durch die Zerstreuungen und Mühseligkeiten, welche die Wirksamkeit aufs Ganze unausbleiblich mit sich führt, weiter zu besorgen haben; und wenn dein Herz dann von eigener Glückseligkeit so voll ist, daß es, ohne von Eitelkeit und Ruhmsucht dazu angespornt zu werden, sich mächtig gedrungen fühlt, diese eigene Glückseligkeit auf andere, durch die Menschheit mit ihm verwandte Wesen überfliessen zu lassen: dann, mein Sohn, dann theile mit, was du hast; werde Schriftsteller, werde Sittenverbesserer, werde Lehrer der Menschheit, und laß deine Seele die heilige Wollust, zum Glück für Tausende gelebt zu haben, in vollen Zügen trinken!

Vernimm

*

Vernimm jetzt eine dritte Warnung, welche zur genauern Bestimmung der obengegebenen allgemeinen Regel gleichfalls gehört. Sie ist diese: Hüte dich vor jeder Ueberspannung deiner Kräfte: denn auf Ueberspannung erfolgt Erschlaffung, und der Zustand der Erschlaffung ist allemal ein unglückseliger Zustand. Auch hierin versehen es gemeiniglich grade die edelsten jungen Männer, wenn Liebe zur Sache und Ehrbegierde sie entflammt haben. Wüthend fallen sie über ihre jedesmalige Lieblingsarbeit her; vergessen Speis und Trank, Ruhe und Erquickung, und hören gemeiniglich nicht eher wieder auf, bis sie sich durchaus entkräftet und zu fernerer Anstrengung unfähig fühlen. Das ist auch unweislich gehandelt; sehr unweislich!

Denn zu geschweigen, daß alle Kräfte, sowohl die geistigen, als auch die körperlichen, selbst dabey verlieren und nach und nach zu Grunde gerichtet werden: so würde dieser Mißbrauch derselben schon um deswillen gar sehr zu widerrathen seyn, weil ein Mensch, der solche Ueberspannungen oft erfährt, alle diejenigen,

gen, welche um ihn sind, vornehmlich seine Familie, und eben dadurch auch sich selbst, nach und nach unfehlbar elend macht.

Denn es ist in der Natur des Körpers und der Seele gegründet, daß auf jede Ueberspannung unserer Kräfte eine gewisse Unbehäglichkeit, eine gewisse Geneigtheit zum verdrüslichen, mürrischen Wesen folgen muß, welches sich eben so sehr, als unsere freudigen Empfindungen, zur Mittheilung in uns drengt. Kömmt nun der unmäßige Arbeiter mit einer solchen Disposition aus seinem Kabinette in den Schooß seiner Familie zurück: was ist natürlicher, als daß er an den zärtlichen Liebkosungen seiner treuen, nach seiner Gegenwart schmachtenden Gattin und an dem freudigen Gewühl seiner Kleinen um ihn herum, keinen Gefallen findet; daß er sie durch Mienen und Worte von sich zurückschreckt; daß er nichts recht findet, nichts nach seinem Kopfe, und über alles Glossen macht! Da muß das arme leidende Weib ihre mächtigsten und süssesten Gefühle der ehelichen Zärtlichkeit dann in sich selbst verschließen; muß stumm und traurig da sitzen, indeß ihr Innerstes von liebevollen Empfindungen kocht, und ihr treues Herz sich stündlich losreissen mögte, um an den Busen des geliebten Unholds zu fliegen.

Mein

Mein Cleon, ich rede dieses aus einem innern wehmüthigen Selbstgefühl. Warum sollt' ichs dir verheelen? Auch ich bin während meinem geschäftigen Leben nicht selten in diesen argen Fehler verfallen. Ich, von dem du überzeugt seyn must, daß ich mit Wissen und Vorsatz keinem lebendigen Wesen, keinem Wurme jemals weh thun konnte, bin damals, von übertriebenen Anstrengungen erschöpft, nicht selten (vergieb mir, langmüthige Gottheit, und du, süße und treue Gefährtin meines Lebens!) ein unfreundlicher Plagegeist für mein gutes theures Weib, deine edle Mutter, gewesen; und noch jetzt, nach einer nun fast zehnjährigen Bemühung, mein Unrecht durch die zärtlichste, innigste Liebe wieder auszulöschen, glaube ich die traurigen Empfindungen, die mein damaliger unvorsetzlicher Kaltsinn ihr verursachte, ihr bey weitem noch nicht alle vergolten zu haben. Aber sie immer mehr und mehr zu vergelten, soll, bis an den letzten Hauch meines Lebens, mein einziges süßes Geschäft seyn! —

Wollten alle die hochberühmten Leute, welche zum Theil unter dem prächtigen Titel Menschenfreunde! bekannt sind, eben so offenherzig, als ich, seyn: so würdest du das Echo dieses meines freywilligen Geständnisses aus tausend

send und tausend Studierstuben wiederhallen hören. Aber man legt nicht gern eher ein Geständniß seiner Fehler ab, bis man sich völlig davon gebessert hat.

Spiegle dich an diesen Beyspielen, mein Sohn, und hüte dich, daß du niemals in eben diesen Fehler fallest. Denn wisse, daß ich nie unglücklicher war, als damals, ob ich gleich Ehre, Glücksgüter und Gesundheit im Ueberfluß besaß, und von jedermann für beglückt gehalten wurde. Denn, wo keine Liebe ist, da kann, beym Himmel! auch keine Glückseligkeit seyn. Und Menschenliebe, ohne Familienliebe, ist die lügenhafteste Larve, womit eine menschliche Seele nur immer pralen kann.

Du siehst, mein Sohn, ich komme immer auf den einigen großen Punkt zurück, auf den ich nun schon so oft hingewiesen habe, auf — Familienglückseligkeit. Diese (o mögt' ichs doch allen Jünglingen tief in die Seele rufen können!) diese laß in jeder Lage deines künftigen Lebens dir immer über alles gelten, und achte alles für Schaden, was ihr Eintrag thut, wär's auch noch so schimmernd! Suche durch Liebe und zuvorkommende Gefälligkeit Glück und Zufriedenheit über alle deine Lieben, über

alle

alle deine Hausgenossen, rund um dich her zu verbreiten: so wirst du deinem ersten und heiligsten Berufe ein Genüge thun; so wirst du dir einen sichern Hafen bauen, in welchen du, wenn die Stürme der Widerwärtigkeit erwachen, und die Wogen der Trübsal daherrauschen, dich zurückziehen, und an dem treuen liebevollen Busen der Freundin deiner Seele von allen deinen Sorgen ausruhen, für allen deinen Kummer lindernden Balsam finden kannst!

*

Endlich, mein Sohn, beobachte sorgfältig auch diese vierte Regel, welche der obigen gleichfalls untergeordnet ist: Bevor du ein Amt übernimmst, erkundige dich genau nach allen Geschäften, welche dasselbe mit sich bringt, und nach allen Unannehmlichkeiten, welche damit verbunden seyn können. Mache alsdann einen Versuch, ob du jenen auch gewachsen seyst, und prüfe deinen Muth, ob du diese auch ertragen könnest; und nur dann erst, wenn du zu beyden Kraft und Stärke der Seele in zureichendem Maaße bey dir wahrnimmst, werde es von dir übernommen. Die Vernachlässigung dieser Klugheits-

heitsregel ist eben so gewöhnlich, als die Folgen davon traurig zu seyn pflegen.

Ich habe wenig Jünglinge gesehn, denen nicht Zeit und Weile lang gewährt hätte, bevor sie zu einem Amte befördert wurden: aber noch weit wenigere, die nicht bald darauf ihre Uebereilung bereueten, und sich zurück in ihren vorigen Zustand wünschten. Jeder Standort in der menschlichen Gesellschaft, so glänzend er auch immer seyn mag, hat seine Unbequemlichkeiten, wovon man nur den kleinsten Theil von fern erblicken kann. So oft man also sich in gewisse Verhältnisse und Verbindungen einlassen will, muß man zum Voraus versichert seyn, daß man die Annehmlichkeiten derselben durch ein Vergrösserungsglas, die Unannehmlichkeiten hingegen durch ein umgekehrtes, mithin verkleinerndes Fernglas sehe. Thut man dieses nicht; stellt man die künftigen Arbeiten seines Berufs sich zu leicht und die damit verbundenen Vortheile zu lieblich vor: so ist nichts gewisser, als daß Mißvergnügen und Reue die unausbleibliche Folge unserer Entschliessung seyn werden.

Das schlimmste in solchen Fällen ist, daß der junge unerfahrne Mann, aus Mangel an Weltkenntniß, die Lage eines jeden andern

Menschen für glücklich, und nur die seinige, die seinige allein, für äusserst elend hält. Da geht es dann gemeiniglich an ein Vergleichen seiner Talente, seiner Gemüthsbeschaffenheit, mit den Talenten und Karakteren anderer Menschen; und seine Eigenliebe sorgt dafür, daß seine eigene werthe Persönlichkeit bey dieser Vergleichung allemal gewinnen muß. Dann kann er nicht begreifen, wie der und jener, die doch in jeder Betrachtung so weit unter ihm stehen, an Glück und Gemächlichkeit ihm so weit vorgesetzt sind! Dann wird mit dem Himmel geschmollt; und der unschuldige Himmel hat doch weiter nichts gethan, als daß er den Wunsch des jungen Thoren erfüllte, und ihn dahin stellte, wo er zu seyn wünschte. Hätte er dieses nicht gethan, würde sein Weltregiment weniger getadelt worden seyn?

Besäße der unzufriedene Jüngling diejenige Erfahrung schon, die er nach zehn oder zwanzig Jahren haben wird; hätte er in allen Ständen der menschlichen Gesellschaft, in allen Fächern des geschäftigen Lebens sich schon jetzt umgesehn, und dadurch die zwar unangenehme, aber zu wissen höchstnöthige Wahrheit gelernt, daß es, wie das gemeine Sprichwort sagt, überall zerbrochene Töpfe giebt: so würde er

auch

auch in seiner Lage nichts idealisch vollkommenes erwartet und in seiner Rechnung sich nicht so sehr betrogen gefunden haben.

Sorgfältige Erforschung seiner künftigen Pflichten, Prüfung seiner Kräfte und Neigungen, fleissige Versuche und Vorübungen in demjenigen, was man künftig leisten soll, mäßige Erwartungen und herabgestimmte Wünsche, vollkommene aus zureichender Weltkenntniß geschöpfte Ueberzeugung, daß diese unsere mütterliche Erde, zwar kein Jammerthal, aber auch kein Arkadien sey, ein beherzter männlicher Vorsatz zur standhaften Ertragung unvermeidlicher Beschwerlichkeiten des Lebens; und dann Vermeidung einer zu großen Zudringlichkeit, und dann eine gänzliche Uebergebung in den Willen der alles lenkenden Vorsehung: das, mein Sohn, das sind die Mittel, die wir anwenden müssen, wenn wir bey der Uebernehmung eines Amtes, was es auch für eins seyn mag, uns ein zufriedenes und glückliches Leben versprechen wollen.

* * *

Nun, mein Cleon, laß uns von den allgemeinen Vorbereitungsregeln, die ich bis

jetzt dir gegeben habe, zu einigen besondern Vorschriften herabsteigen, welche die wirkliche Verrichtung deiner künftigen Berufsgeschäfte betreffen, nachdem du dieselben, wie ich jetzt voraussetze, mit weiser Vorsichtigkeit wirst gewählt haben.

Und hier, mein Theurer, laß dich zuvörderst an dasjenige erinnern, was ich dir so oft aus meiner vieljährigen Erfahrung gesagt, aus meiner innersten, gewissesten Ueberzeugung versichert habe, und worauf ich dich in dem Fortgange deines eigenen jungen Lebens selbst aufmerksam zu machen, beständig beflissen war; — an die große Wahrheit, meyne ich, daß an Gottes Segen alles gelegen sey. Ich darf hoffen, daß mein bisheriger Unterricht, und die Sorgfalt, die ich anwandte, dich zum fleissigen Nachdenken über diese wundervolle Welt, über die ganze herrliche Einrichtung derselben, über die darin vorfallenden Veränderungen in natürlichen und sittlichen Dingen, über dich selbst und über deine eigene Schicksale, zu bewegen, dich völlig werden überzeugt haben, daß alle Weltbegebenheiten, auch die allerkleinsten, alle Wirkungen der Naturkräfte, sowohl in den lebendigen als auch in den leblosen Geschöpfen, von dem Willen, von dem Einflusse

flusse und von der beständigen Lenkung eben des mächtigen, weisen und gütigen Wesens abhangen, dem das ganze Weltall selbst sein Daseyn zu verdanken hat. Ich erspare daher eine jetzt unnöthige Wiederholung dieses Unterrichts, und schränke mich vorjetzt bloß auf folgenden, daraus abfliessenden Rath ein:

Ehe du ein Geschäft unternimmst, versäume nie, deine ganze Seele zu Gott, dem Urquell alles Guten, inbrünstig zu erheben, und ihn um Beystand, und um Stärkung deiner eigenen schwachen Kräfte demüthigst anzuflehen.

Du weist, mein Sohn, daß ich nie damit umgieng, deiner Seele einen, zwar oft gut gemeynten, aber immer schädlichen Aberglauben einzuflössen. Nie habe ich blinden Glauben von dir gefodert; ich habe dich vielmehr selbst untersuchen, und dann aus eigener Ueberzeugung glauben gelehrt. Diesem meinen Grundsatze getreu, will ich dir auch jetzt nicht weiß zu machen suchen, daß Gott um deines Gebeths willen die ewigen Gesetze der Natur umändern, und deine Geistesfähigkeiten auf eine wunderthätige Weise erhöhen und stärken werde. Nein, Cleon, das erwarte nicht von ihm: aber sey dem-

demohngeachtet versichert, daß dein Gebeth Erhörung finden werde. Und wie soll das zugehen? wirst du fragen. Du hast Recht; ich scheine mir zu widersprechen: aber ich will mich erklären.

Erstlich ist es eine allgemeine Erfahrung aller die es versucht und auf sich selbst geachtet haben, daß jede ernstliche Erhebung unserer Gedanken auf große Gegenstände und also vornehmlich auch auf das größte, herrlichste, erhabenste unter allen Wesen — auf Gott, die Sphäre unserer Vorstellungen ausnehmend aufkläre und erweitere und dadurch unsere Denkkraft selbst auf eine merkliche Weise stärke und thätiger mache. Ists nicht so: indem wir jetzt, in feyerlicher Stille, dieser prachtvollen und rührenden Abendscene der Natur zusehen, fühlen wir da nicht unser ganzes geistiges Wesen gleichsam anschwellen, sich in unserm Innersten drängen, und zu jedem großen Gedanken, zu jeder edlen und muthigen Entschliessung, weit fähiger und weit aufgelegter, als vorher? Und wie schwillt nicht erst unser Herz von den seligsten Empfindungen auf, wenn unser Geist durch diesen Anblick beflügelt, sich aus der Tiefe dieser schönen Gegend hinauf zu dem höchsten Gipfel der Werke Gottes, den unsere Einbildungs-

kraft erreichen kann, und von da zu ihm, dem großen Urheber des Ganzen, selbst schwingt und im entfernten Anschauen des Unendlichen sich verliert! O das muß man selbst erfahren haben, um es in der todten Beschreibung wieder zu finden.

Hier hielt Theophron unvorsetzlicher Weise einige Minuten ein, und seine von Freude glänzende Augen waren auf den Abendstern geheftet, welcher so eben anfieng, am westlichen Himmel hervor zu funkeln. Das stärkere Heben der jugendlichen Brust und ein tieferer Athemzug bezeugten, daß Cleons Geist dem Geiste seines Vaters nachgeflogen war. Der gute Alte fuhr darauf fort:

Das ist also der erste unmittelbare Vortheil, den wir durch eine jede inbrünstige Erhebung unsers Herzens zu Gott erlangen, daß unsere Seelenkräfte dadurch gestärkt und zu allen edlen und großen Wirkungen unweit fähiger werden. Alle Arbeiten des Geistes müssen alsdann weit besser von statten gehen. Und wer den genauen Zusammenhang der Kräfte unserer Seele und unsers Leibes kennt; wer da weiß, daß zu eben der Zeit, und in eben dem Maaße, wie jene erhöht werden, auch diese lebhafter zu wirken be-

beginnen, dem wird es nicht befremdend klingen, wenn ich hinzufüge, daß die jedesmalige Anrufung Gottes uns auch sogar zu solchen Arbeiten tüchtiger mache, welche mehr durch körperliche, als durch geistige Kräfte verrichtet werden. Man sey also, wer man wolle, Gelehrter oder Handarbeiter; so wird ein Gebeth um Stärke, um Segen zu unsern Berufsgeschäften, nie vergeblich seyn.

Hierzu kömmt noch dieses, daß der Gedanke an Gott und an unsere gänzliche Abhängigkeit von ihm, wenn er vor dem Anfange irgend eines auszuführenden Geschäfts recht lebendig in uns geworden ist, uns gewiß bewahren wird, daß wir nicht von dem Wege des Rechts und der Tugend weichen. Das sey daher der jedesmalige untrügliche Probierstein der Rechtmäßigkeit deiner Unternehmungen; kannst du, mit freudiger Einstimmung deines Gewissens, dir den göttlichen Beystand dazu erbitten: so sey versichert, daß dein Vorhaben gut und edel sey; kannst du dieses nicht, so glaube das Gegentheil.

Und endlich, mein Sohn, daß doch ja der Gedanke, daß Gott um unsers Gebeths willen heutiges Tages keine Wunderwerke mehr verrichte, dich nicht kalt und lässig in der Anru-

fung des göttlichen Beystandes mache! Denn warum soll die Erhörung unsers Gebeths dann gerad ein Wunder seyn? Warum nicht vorherbestimmte ordentliche Wirkung natürlicher Ursachen? Oder sahe der allwissende Gott nicht etwa schon von Ewigkeit voraus, daß du gerad in dieser oder jener Stunde ihn um dieses oder jenes anrufen würdest? Und glaubst du, daß das Vorhersehen dieses Gebeths auf der Wage der ewigen Weisheit kein Gewicht gehabt habe, welches sie bestimmen konnte, den natürlichen Lauf der Dinge dergestalt einzurichten, daß dasjenige, warum du bitten würdest, zu eben der Zeit auch wirklich so erfolgen sollte? — O der lächerlichen Thorheit einiger Afterweisen, welche die Nothwendigkeit und den Nutzen des Gebeths wegräsonnirt zu haben wähnten, wenn sie ein Langes und Breites wider die Möglichkeit deklamirt hatten, daß die göttliche Weisheit einmal gegebene Naturgesetze wieder abändern, oder die ewige Kette der natürlichen Ursachen und Folgen durch ein unmittelbares Zwischenwirken unterbrechen könne! — Ich besorge nicht, daß deine Vernunft jemals schwach genug seyn werde, sich von dem falschen Lichte dieser angeblichen Weisheit blenden zu lassen. Ich bin vielmehr versichert, daß du meinen väter=

terlichen Rath befolgen, und bey jedem anzufangenden Geschäfte dir vorher, mit zuversichtlicher Hofnung einer gnädigen Erhörung, Segen und Gedeyen von dem Gott erbitten werdest, von welchem alle gute Gaben kommen. Und glaube mir, mein Sohn, es wird dich nie gereuen, dem treuen Rathe deines Vaters auch hierin gefolgt zu seyn.

* *
*

Aber das Gebeth würde auch schon um deswillen zu den treflichsten Vorbereitungsmitteln zu einer glücklichen Geschäftigkeit gehören, weil unser Gemüth dadurch in diejenige heitere Ruhe versetzt wird, welche zu einer vorzüglichen Wirkung unserer Geisteskräfte so ganz unentbehrlich ist. Denn wisse, Jüngling, daß die stürmische Hize, mit welcher man in deinen Jahren, ohne vorhergegangene nöthige Sammlung der Gedanken über seine Lieblingsarbeit herzufallen pflegt, in der That mehr verwickelt, als auflöst, mehr hindert, als födert. / Gar zu große Eilfertigkeit in Geschäften ist im Grunde wahre Zeitverschwendung; so wie der tägliche Verlust einiger Stunden, zu zweckmäßigen Vorbereitungen angewandt, wirklicher Gewinn ist.

Eile

Eile mit Weile müsse daher auch dein Wahlspruch seyn.

Ehe du also an irgend eine Arbeit von einiger Erheblichkeit gehst, nimm dir Zeit, dich gehörig zu sammeln; deine eingeschlummerten, oder auf zu vielfältige Gegenstände vertheilten Seelenkräfte aufzuwecken, und zu concentriren; deine Leidenschaften zu besänftigen, und dein ganzes Gemüth durch das wohlthätige Licht der Selbstzufriedenheit, so viel möglich, aufzuheitern. In dieser Vorbereitungszeit verrichte zuvörderst dein Gebeth, als das erste und wirksamste Mittel zur Erreichung des jetztgenannten Endzwecks. Den noch übrigen Theil der Zeit wende dazu an, den möglichen Nutzen derjenigen Arbeit zu erwägen, die du jetzt vorzunehmen gedenkest. Gleichfalls ein bewährtes Hülfsmittel unsere Seele zu großen Wirkungen anzufeuern! Ich setze nämlich voraus, daß du dich nie einer Beschäftigung widmen werdest, welche nicht auf eine oder die andere Weise das Wohl deiner Nebenmenschen befördern hilft. Nun mag eine solche Arbeit auch noch so eingeschränkt und dürftig seyn: so hat sie dennoch ihre guten Folgen, und diese wiederum die ihrigen, und zwar in immer wachsendem Strome, bis in die Ewigkeit.

keit. Denn alle Weltbegebenheiten, auch die kleinsten, hängen unzertrennlich zusammen und wälzen sich, wie die Wassertropfen in einem Flusse, beständig fort ins Unendliche. Keine derselben ist von der andern abgeschnitten; keine unfruchtbar an neuen Folgen. Es hat vielmehr alles seine Wirkung, so wie alles seine Ursache hat.

Dieser Gedanke, auch bey der kleinsten nützlichen Handlung recht ins Auge gefaßt, giebt unserer Seele einen Schwung zu denken und zu handeln, dessen sie sonst nicht fähig wäre. Wir sehen uns nämlich in solchen seligen Momenten als die Quelle an, aus welcher nach und nach ein breiter Segensstrom sich in die Ewigkeit ergießt und den unermeßlichen Ocean des Guten, zum Genuß der Geisterwelt bestimmt, vergrössern hilft. Mags doch anfangs auch nur ein armseliges Bächlein seyn: haben die gewaltigsten Landströme, welche den Reichthum ganzer Königreiche auf ihrem Rücken tragen, wohl einen andern Anfang genommen, wenn man bis auf ihre Urquelle zurückgeht? Aus den kleinsten Ursachen können oft die größten Folgen entstehen.

Nie müsse daher eine Arbeit, welche dein Beruf mit sich bringt, und welche auf irgend eine Weise nützen kann, dir verächtlich vorkommen; gesetzt auch, daß du in dem Augenblicke, da du sie verrichten sollst, dich zu etwas Grösserem fähig fühltest, welches ausserhalb dem Wirkungskreise läge, den die göttliche Vorsehung dir anzuweisen für gut befunden hat! Jeder von uns hat seinen angewiesenen Posten in der Welt. Den laßt uns zu behaupten suchen, unbekümmert, was etwa um und neben uns geschehen könnte. Oder glaubst du, daß der Feldherr dem vorwitzigen Soldaten, der seinen Posten verließe, weil er anderwärts nützlicher seyn zu können meynte, Dank dafür wissen würde? Er würde ihn vielmehr, als einen Widerspänstigen, zur Strafe ziehen, auch wenn er noch so große, aber unbefohlene, Thaten verrichtet hätte; und das mit Recht! Denn was würde aus seinem Herrn werden, wenn jeder, was ihm gut schiene, thun wollte, keiner was ihm aufgetragen wäre? Der Trommelschläger mag also noch so viel Talente zum Feldherrn in sich fühlen; das giebt ihm kein Recht, seine eigentliche Pflicht zu vernachlässigen, und sich zum Anführer aufzuwerfen. Thut er es, so ist er ein schlechtes Glied des Krieges-

körpers,

körpers, und werth, daß er davon abgelöset werde.

Ich glaube, dir diesen Rath nicht zu sehr einprägen zu können. Denn es ist eine gewöhnliche Thorheit der mehrsten Menschen, daß sie ihre eigentlichen Berufsgeschäfte, als etwas Geringschätziges, verabsäumen, und sich lieber mit Dingen befassen, welche gemeiniglich ganz ausser ihrer Sphäre liegen. Der Landprediger wirft seinen Hirtenstab dahin, und wühlt, um sich berühmt zu machen, in alten Handschriften herum; der Richter spitzt Sinngedichte zu, indeß die unterdrückte Unschuld ihm vergebens ihre Leiden klagt; der Krämer macht Romane, statt daß er die Welt von denen, die schon da sind, befreyen sollte; der Arzt jagt Schmetterlingen nach, und läßt seine Kranken ächzen, so viel sie wollen; der Schuster endlich läßt die Leute barfuß gehn und seine Kinder hungern, um in der Schenke die Zeitungen zu lesen, Krieg und Frieden zu beschliessen, und die Könige nach Gefallen ein und abzusetzen.

Vornehmlich reißt diese Thorheit, zum großen Nachtheil der menschlichen Gesellschaft, immer mehr und mehr unter den jungen Leuten ein. Aus genauer Kenntniß einiger Akademien kann ich versichern, daß unter zwanzigen, vielleicht

unter

unter mehreren jungen Studierenden heutiges Tages kaum einer noch gefunden werde, dem die wirkliche Vorbereitung zu seinem künftigen Berufe in der That am Herzen läge. Alle Studien, welche dahin abzielen, scheinen ihnen trocken, unfruchtbar, verächtlich zu seyn. Thäte es die Furcht vor dem künftigen Examen nicht; sie würden sie gänzlich liegen lassen. Aber mit der ganzen Inbrunst eines feurigen Liebhabers fallen sie über jeden seichten Roman, über jedes süßliche, empfindelnde, faselnde Gedichtchen her, verschlingen diese nahrungslose Saft- und Mark verderbende Speise mit heisser Gierigkeit, und laufen dann von Haus zu Haus, von Nachttische zu Nachttische, um sie mit der Brühe einer affektirten Deklamation und Gesichtsverzerrung noch widerlicher und ekelhafter wieder von sich zu geben. Unter solchen armseligen Beschäftigungen schleudern sie die unwiederbringlichen Jahre fort, in welchen sie sich zu einem zufriedenen und gemeinnützigen Leben vorbereiten sollten.

Jetzt treten sie in die große Welt, den Kopf voll Schöngeisterey, das Herz von Hochmuth aufgeblasen; man vertrauet ihnen Aemter an, weil es entweder an bessern Subjekten

mangelt,

mangelt, oder weil sie Mittel gefunden haben, hier ein Weiblein, dort ein Männlein, bald auf diese, bald auf jene Weise zu ihrem Vortheil einzunehmen. Nun soll gearbeitet werden; aber kaum haben sie ihre Berufsgeschäfte mit den Lippen berührt, so scheinen sie ihnen schon unerträglich ekelhaft zu seyn. Sie glauben Fähigkeit und Beruf zu etwas Höherem in sich zu fühlen (und dieses Höhere ist gemeiniglich Zusammenflickung eines poetisirenden Werkchen aus gestohlnen Schnörkeln, neologischen Wendungen, aufgefangenen, aber nicht verdauten Gedanken, und Unsinn aus eigener Fabrik) — und die natürliche Folge davon ist, daß sie ihr Amt, welches sie verachten, oder für eine Galeere ansehen, äusserst nachlässig und mismüthig verwalten, selbst äusserst elend sind, und alle, welche von ihnen und ihrer Laune abhängen, äusserst elend machen. O mein Sohn, ich prophezeihe unserm ausgearteten Vaterlande schlimme Zeiten, wenn nicht bald, bald Anstalten getroffen werden, unserer Jugend auf Schulen und Universitäten mehr Geschmack an ernsthaften, sogenannten trockenen Beschäftigungen einzuflößen, und ihre Leiber und Seelen männlicher, härter, arbeitsamer und ausdaurender zu machen! — Doch ich nahm mir

ja vor, nicht in den Fehler des Alters zu fallen. Also keine Klagen; sondern zurück an den eigentlichen Faden unserer dermaligen Unterhaltung!

* * *

Wenn dir der Auftrag gegeben würde, ein Bündel vereinigter Ruthen zu zerbrechen: so würdest du dir vergebens die Hände zerarbeiten, so lange die einzelnen Reiser mit einander verbunden wären. Aber ein bloßes Spiel würde es für dich seyn, nach aufgelöstem Bande, jedes Reischen insbesondere zu zerknicken.

Eben so verlegen ist der Mann von Geschäften, wenn zu viele und zu mannigfaltige Verrichtungen seiner arbeitenden Seele sich auf einmal darstellen. Er thue also das, was jeder Gescheide im erstern Falle thun würde; er trenne ein Geschäft von dem andern, nehme jedes insbesondere vor, und vergesse auf eine Zeitlang, daß die andern alle in der Welt sind: so wird er allen gewachsen seyn. Eine solche Eintheilung unserer Arbeiten ist von grosser Wichtigkeit. Denn die Vorstellung, daß viele und mannigfaltige Geschäfte auf uns warten, versetzt uns in eine gewisse Aengstlichkeit,

die unsere Seelenkräfte beklemmt, und jede freye und große Wirksamkeit derselben unmöglich macht. Wir mögen noch so viel Geistesfähigkeiten besitzen, so sind und bleiben wir doch immer Menschen, das heißt, eingeschränkte Geister, welche ihre Aufmerksamkeit, wenn sie in einem gewissen Grade wirksam seyn soll, nur immer auf einen Gegenstand heften können. Je bestimmter dieser ist, je genauer man ihn von andern Gegenständen abgesondert hat, und je enger und ausschließender wir unsere Vorstellungskraft darauf eingeengt haben; um desto deutlicher und lebhafter sind unsere Ideen, um desto thätiger, um desto mächtiger ist unsere ganze Wirkungskraft. Das Gleichniß von einem Brennglase, welches die zerstreuten Sonnenstralen zusammenfaßt, um damit zu zünden, ist eben so bekannt, als passend.

Theile also, so sehr es nur immer thunlich ist, deine jedesmaligen Arbeiten ein, und nimm eine nach der andern vor. Um diese Bemühung zu erleichtern, mache es dir zur Gewohnheit, an jedem Abend, so weit es möglich ist, einen ordentlichen Plan zu den morgenden Geschäften zu entwerfen, in welchem die Folge derselben und die Stunden, in

welchen

welchen sie vorgenommen werden sollen, best-möglich bestimmt sind. O es ist eine schöne Sache um die Ordnung, vornehmlich in Geschäften! Sie erleichtert unser Bestreben auf eine ausnehmende Weise und setzt uns in den Stand, mit weit geringerem Verlust an Zeit und Kräften, sowohl mehr Arbeiten zu vollenden, als auch dasjenige, was wir verrichten, besser zu machen, als wir, ohne eine strenge Beobachtung derselben, im Stande seyn würden. Mit dem tumultuarischen Eifer ist in verwickelten Geschäften wenig ausgerichtet. Man arbeitet sich kraftlos und verdrüslich, und verfehlt dennoch größtentheils seiner Absicht, oder erreicht sie nur halb, indeß ein an Ordnung gewöhnter Mann bey gleichen Fähigkeiten, mit grösserer Leichtigkeit und Zufriedenheit und mit weit minderem Zeitverluste sich ruhig seinem Ziele nähert. Die Zeit, welche auf eine solche Abtheilung unserer Arbeiten verwandt wird, ist daher keinesweges für verloren zu halten; sie wird vielmehr bey der Arbeit selbst mit reichem Wucher wieder eingebracht. Glaube mir, mein Sohn, daß ich auch dieses aus Erfahrung rede.

* *

Aber da wir nicht immer Herren unser selbst sind, welche Zeit und Arbeit nach eigenem Belieben wählen und abmessen können; da wir vielmehr oft in Lagen und Verhältnisse gerathen, in welchen unsere jedesmaligen Beschäftigungen mehr von andern, oder vom Zufall, als von uns selbst abhängen; so ist es durchaus nöthig, daß wir uns frühzeitig gewöhnen, von einem Geschäfte zum andern, auch wenn sie von ganz entgegengesetzter Beschaffenheit wären, mit einer gewissen Leichtigkeit über zu gehen; unsere Gedanken schnell und ganz von dem vorhergehenden Gegenstande abzuziehen, und sie auf den zu heften, welcher jetzt eben gegenwärtig ist, ohne dabey in Unruhe und Verwirrung zu gerathen. Die Erwerbung einer solchen Geschicklichkeit ist, wie die Erwerbung aller andern Fertigkeiten, lediglich eine Frucht fleißiger Uebung, und zwar der Uebung in jungen Jahren. Denn wenn man sie bis auf ein gewisses Alter verabsäumet hat, und die Seele nun einmal an einförmige, stetige Beschäftigungen gewöhnt ist: so martert man sich gemeiniglich umsonst, sie wieder zu derjenigen Biegsamkeit erweichen zu wollen, welche

erfodert wird, wenn sie bey öfteren Unterbrechungen und Abwechselungen sich jedem vorkommenden Geschäfte sogleich in ihrer ganzen Thätigkeit anschmiegen soll. Ich kenne Schriftsteller, die ganze Alphabete einer Arbeit, die sie eben unter Händen haben, verbrennen müssen, so oft sie unglücklicher Weise, vor der gänzlichen Vollendung derselben, durch irgend ein zwischenspringendes Geschäft genöthiget werden, den Faden ihrer Gedanken abzubrechen. Ihn wieder anzuschürzen, ist ihnen durchaus unmöglich. Was würde es nicht diesen Männern werth seyn, wenn sie noch jetzt ihre Seele an eine, im thätigen Leben nicht zu vermeidende Mannigfaltigkeit von Geschäften gewöhnen, und sie dadurch in ihren jedesmaligen Wirkungen vom Zufall weniger abhängig machen könnten! Aber nun ists zu spät.

Zur Erwerbung dieser nothwendigen Fertigkeit ist es gut, daß wir in jungen Jahren unsere Geistesarbeiten oft recht geflissentlich an solchen Oertern vornehmen, wo wir so wohl dem Geräusch des thätigen Lebens, als auch wirklichen Störungen und Unterbrechungen zum öftern ausgesetzt sind. Zwar ist es wahr, daß die Musen die Stille lieben,

und

und daß Werke des Geistes jeder Art nirgends besser, als in der Einsamkeit, vollbracht werden. Aber steht es bey uns, die Welt um uns her in ein stilles Arkadien, und alle Mitbewohner derselben in ruhige und einsame Hirten zu verwandeln? Kann der Hausvater, ohne ein Tyrann zu seyn, jedes Geräusch seiner geschäftigen Hausgenossen, jedes laute Gewimmel seiner frölichen Kinder um und neben ihm, zu allen Zeiten unterdrücken? Kann der Kaufmann auf seiner Schreibstube, der Rechtsgelehrte in seinem Kabinette, die Magistratspersonen auf ihrem Richterstule, dem lermenden Gewühl der Straße und dem Geräusche derer wehren, welche Geschäftshalber bey ihnen aus- und eingehen? Und wenn sie das nicht können, was würde aus ihnen werden, wenn sie nicht anders, als in der Stille zu arbeiten sich gewöhnt hätten?

* * *

Aber so nöthig es nun auch aus dem angezeigten Grunde ist, sich frühzeitig eine Fertigkeit in abwechselnden und mannigfaltigen Geschäften zu erwerben: so sehr müssen wir auch auf der andern Seite auf unserer Hut seyn, daß wir nicht in den entgegengesetzten Fehler der Unstätigkeit und des kindischen Ueberdrus-

ses bey einförmigen Arbeiten verfallen. Geschäfte von einiger Erheblichkeit wollen nicht ruckweise verrichtet seyn; sie erfordern vielmehr eine anhaltende Strebsamkeit, welche, wo nicht bis ans Ende, doch wenigstens bis auf einen bequemen Absatz, ausdauren kann. Schlimm genug für den Mann (wenn er anders Mann genannt zu werden noch verdient) dessen Seele durch eine fehlerhafte Erziehung, oder durch nachherige eigene Verwöhnung, schon so erschlaft worden ist, daß ihre Schnellkraft nur noch augenblickliche, alsobald wieder nachlassende Spannungen ertragen kann! Eine Folge der beliebten Verfeinerung — richtiger, der weibischen Verzärtelung unserer Seelen- und Leibeskräfte, welche, so Gott will! zu den Vorzügen unserer Zeiten gehören soll! Vornehmlich eine Folge des täglichen Genusses starkgewürzter litterarischer Leckerbissen, von empfindsamen Modegarköchen *) bereitet, wodurch der geistige

*) Diese sind es, denen der Vorwurf gebührt, welchen Cicero den Dichtern macht: Videsne, poetae quid mali afferant? Lamentantes inducunt fortissimos viros; *molliunt* animos nostros; ita sunt deinde dulces, ut non legantur modo, sed etiam ediscantur. Sic ad malam domesticam disciplinam, vitamque umbra-

geistige Gaum unsrer Jünglinge (wenn ich mich so ausdrücken darf) nach und nach so sehr verwöhnt wird, daß jede einfache ungekünstelte Hausmannskost beym ersten Bissen ihnen Widerwillen und Ekel verursachet! Das ist nicht die Speise, welche unsern Seelenfähigkeiten Wachsthum und Gedeihen giebt, das daher auch nicht die Leute, von denen sich der Staat, es sey in welchem Fache es wolle, irgend einen erheblichen Dienst versprechen kann, zu welchem Aemsigkeit und anhaltende Anstrengung erfodert werden. Man sollte sie, fern von allen öffentlichen Staatsgeschäften, in die Weiberstuben verweisen, wo der Schaden eben nicht groß seyn würde, wenn sie in einer Viertelstunde vom Strickzeuge zum Spinnrocken, vom Spinnrocken zur Netzarbeit, und von dieser zu den Stickereyen schritten. Aber ich besorge, daß man die Weiberstuben bald zu enge finden würde; so sehr hat die Zahl solcher verzärtelten Halbmänner in unsern Tagen zugenommen! Was aus

 dem

umbratilem et delicatam quum accesserunt etiam poetae, *nervos omnis virtutis elidunt.* Recte igitur a Platone educuntur ex ea civitate, quam finxit ille, quum mores optimos et optimum rei publicae statum exquireret. *Tusc. quaest. Lib.* 2.

dem nächsten Menschenalter, wenn das so fortgeht, werden soll — doch das mögen die ausmachen, welche die Vorsehung zu Vormündern für die Nachkommenschaft bestellt hat. Mir, dem in diesem Alter nur noch die väterliche Fürsorge für dich, mein Cleon, aufgetragen ward, muß es genug seyn, wenn ich nur deine Seele vor dieser leidigen Verzärtelung sichern, und mit Gottes Hülfe! sie in der ganzen Fülle ungeschwächter Menschenkraft stark und männlich, thätig und ausdaurend zum Dienste unserer Mitmenschen freudig darstellen kann.

Um diesen Triumph meines väterlichen Herzens — das einzige Glück, welches hienieden mir noch zu Theil werden kann — mir immer mehr zu versichern, übe dich künftig selbst, mein Sohn, so wie du bisher unter meiner Anführung gethan hast, in männlicher Standhaftigkeit zur Vollendung solcher Arbeiten, welche anhaltenden Fleiß und unermüdete Geduld erfodern. Die trockensten und mühsamsten Geschäfte sind zu dieser Absicht gerade die nützlichsten. Frage nicht, wozu dasjenige, was du zu einer solchen Uebung vornimmst, dir oder andern dienen solle? Es hat dir und andern genug gedient, wenn dein junger Geist dadurch

zur Geduld und Stätigkeit auch in solchen Geschäften gewöhnt wird, welche deiner Neigung zuwider und mit einiger Beschwerlichkeit verbunden sind. Denn wisse, o Jüngling — und glaube es einem Manne, den die Vorsehung auf mehr als einen Posten zu stellen für gut befand, daß du solchen Arbeiten doch nie entgehen werdest, in welches Fach von Geschäften du dich auch immer werfen magst. Und wehe dir, wenn deine Schultern sie, ohne vorhergegangene Uebung, übernehmen müßten!

Die Vorschriften und das Beyspiel einiger unserer neuesten Sittenlehrer sind diesem meinem Rathe freylich grad entgegengesetzt; und das darf ich dir nicht verschweigen, damit du, wenn du einst in ihre Sphäre kommen solltest, dich durch diesen Widerspruch nicht irre machen lassest. „Thue, werden dir diese sagen, wenn deine Selbstständigkeit dir lieb ist, zu jeder Zeit nur grade das, wobey dir wohl ist, wozu du jedesmal einen innern unwiderstehlichen Drang des Herzens bey dir verspürest. Ist dieser Antrieb befriedigt und will's dich weiter nicht behagen, in demselben Geschäfte fortzufahren: so laß es liegen, und bringe deine Zeit lieber mit Nichtsthun oder mit Schlafen hin, als daß du, ohne einen innern Beruf dazu zu haben, und

wider deine Neigung arbeiten solltest!„ — — In der That, eine gar bequeme Sittenlehre für den Günstling des Glücks, der unabhängig, so wohl von eigentlichen Berufspflichten, als auch von dem Willen anderer Menschen, größtentheils nur sich selber leben will und kann: aber auch für jeden andern? Auch für den Mann in öffentlichen Geschäften, der eben so wenig von seinem Amte, als das Amt von ihm entbehrt werden kann?

Die Herren haben Recht, sobald von Werken des Geschmacks oder der Laune die Rede ist. Diese lassen sich freylich nicht erzwingen; denn die Glocke des Genies schlägt nicht zu allen Stunden. Aber kann auch etwas übereilteres erdacht werden, als die Vorschriften der Schönschreiberey, die Sittenlehre des regellosen Genies, auf das Verhalten des geschäftigen Mannes im gemeinen Leben anwenden zu wollen? Und doch wie oft sieht man unsere heutigen jungen Feuerköpfe sich dieser Uebereilung schuldig machen?

* *
*

Warte also mit solchen Arbeiten, welche dein Beruf dir auflegt, und welche regelmäßig verrichtet seyn wollen, nicht erst auf Stunden

der

der Begeisterung, welche vielleicht ausbleiben dürften, sondern verrichte sie, sobald die Zeit dazu gekommen ist. Vornehmlich hüte dich, ohne Noth, irgend ein Geschäft in die letzte Stunde zu verschieben; und bemühe dich vielmehr deine jedesmalige Arbeiten, wenn's immer thunlich ist, noch vor der dazu bestimmten Zeit zu Stande zu bringen. Der Grund dieser Vorschrift ist von selbst klar genug. Je näher die Stunde heranrückt, in welcher irgend ein aufgeschobenes Geschäft vollendet seyn muß, um desto grösser wird unsere Unruhe, um desto störender die Besorgniß, daß man zu der bestimmten Zeit vielleicht damit nicht werde fertig werden; um desto weniger gelingt es uns, zu unserer eigenen und anderer Zufriedenheit damit zu Stande zu kommen. Man arbeitet alsdann mit einer gewissen Aengstlichkeit, welche unsere Seelenkräfte fesselt; man übereilt sich, man begeht Fehler, man legt den Grund zu mancher Verdrieslichkeit, die wohl hätte können vermieden werden, und hadert alsdann vergebens mit sich, mit andern, und mit seinem Schicksale. —

Hierzu kommt noch dieses, daß wir niemals — wir mögen seyn, was wir wollen, unumschränkte Herren über uns selbst, über unsere

Gesundheit, über die jedesmalige Anwendung unserer Zeit und unserer Kräfte sind. Ach! ein schwaches Lüftchen kann ja den Wohlstand dieser unserer zerbrechlichen Hülle, und mit ihm die Möglichkeit des Gebrauchs der sie belebenden Kräfte, plötzlich verwehen, und tausend unvorhergesehene Hindernisse können hervorspringen, uns in unserm kühnsten Laufe Einhalt thun, und die Vollendung einer aufgeschobenen Arbeit unmöglich machen. Und dann sehen wir uns oft in großer Verlegenheit.

Um diese zu vermeiden, verrichte alles, was einmal geschehen muß, so frühzeitig, als du nur immer kannst, und mache es dir zur Regel, kein Geschäft, welches du in der gegenwärtigen Stunde verrichten kannst, ohne irgend einen wichtigen Bewegungsgrund dazu zu haben, jemals bis zur folgenden aufzuschieben. Dann wird deine Arbeit dir gelingen, und die Ruhe nach derselben um so viel süßer seyn.

* * *

Denn auch der Ruhe und der Erholung soll, nach vollendeter Arbeit, ein Theil deiner Tageszeit gewidmet seyn! Unsere Kräfte sind ja

zu

zu endlich, als daß sie einer endlosen Anstrengung fähig wären. Sie bedürfen von Zeit zu Zeit einer verhältnißmäßigen Nachlassung, wenn sie durch übertriebene Spannung nicht plötzlich brechen, oder nach und nach gänzlich erschlaffen sollen. Setze dir daher, wenn deine Arbeit nicht in ausserordentlichen Fällen durchaus unaufschieblich ist, von Zeit zu Zeit einige Ruhepunkte, und wende diese wohlthätige Pausen zu deiner Ermunterung an, entweder durch einen Blick in die schöne offene Natur und durch ein dankbares Aufsehen zu dem allgütigen Vater derselben, oder durch einen stärkenden Zwischengenuß der allbeseligenden Liebe in dem Schooße deiner Familie, oder an der Seite irgend eines geprüften mit dir gleichstimmenden Freundes. Das ist das Gewürz eines geschäftigen Lebens, welches unsern abgespannten Geist erfrischt und stärkt, ihm Kraft und Lust zu neuen Anstrengungen gewährt. Und das ist eben mit eine der Ursachen, warum ich dir gleich anfangs die Beglückung deiner künftigen Familie, als den ersten und vornehmsten göttlichen Beruf empfahl, und warum ich dir jetzt die tägliche Uebung deines Geschmacks an schöner Natur, als eine eben so nothwendige Vorbereitung zu einer zufriedenen und gemein=

meinnützigen Leben, gleichfalls auf das nachdrücklichste empfehlen muß. O der bejammernswürdigen Seele, für welche diese beyden Quellen des reinsten, des seligsten Vergnügens und der süssesten Erquickung nach vollendeter Arbeit, unwiderbringlich verstopft sind!

Und es giebt deren, mein Sohn; giebt ihrer sogar unter denen, welche den Gründen des Vergnügens und des Misvergnügens, den Ursachen und Hindernissen eines glückseligen Lebens, mehr als andere nachgespürt, aber während dieses ämsigen Nachspürens unglücklicher Weise verabsäumet hatten, aus den Quellen der Glückseligkeit, die sie für andere suchten, für andere aufgruben, auch für sich selbst zu schöpfen. Du kannst dir von dem unseligen Zustande solcher Schlachtopfer — entweder einer zu weit getriebenen Begierde nach wirklicher Gemeinnützigkeit, oder einer überspannten Ruhmsucht — Gottlob! noch keinen Begriff machen; und o mögte die Vorstellung davon dir doch nie durch eigene Erfahrung anschaulich werden! Aber glaube mir, daß es ein gar erbärmlicher Zustand sey, und zittere vor der bloßen Möglichkeit, einmal selbst darein zu gerathen!

Denn

Denn was kann kläglicher seyn, als die Lage eines Mannes, dessen Empfindungsvermögen gegen Familien- Freundschafts- und Naturgenuß nun einmal stumpf geworden ist, wenn er von schweren Arbeiten erschöpft, oder von Sorgen und Bekümmernissen gebeugt, nach einem Tröpfchen stärkender Freude lechzt, und ihn nirgends findet, nirgends, weder in dem stillen Schooße seiner Familie, die ihm fremd, oder gleichgültig, oder gar verhaßt geworden ist, noch in der ganzen, weiten, herrlichen Natur, für deren mannigfaltige Freuden er längst den Sinn verlor! Wenn er nun da steht, wie der ermattete Pilger in einer öden, dürren, unabsehbaren Sandwüste, so ganz allein, so ganz verwaiset und hülflos, und nirgends einen Ruheplatz, nirgends eine Erquickung für seine abgespannte schmachtende Seele, nirgends ein mitempfindendes Wesen erblickt, an dessen Busen er ausruhen, aus dessen offnem Herzen er Trost und Linderung und Erquickung schöpfen mögte! Und er sich nun gezwungen sieht zu dem einzigen, ihm noch übrigen Mittel, zu der Betäubung durch rauschende wilde Vergnügungen, seine letzte verzweiflungsvolle Zuflucht zu nehmen; gleich dem Kranken, der aller Hoffnung einer möglichen Genesung beraubt, nach Opiaten

ten greift, um wenigstens dem Gefühl wüthender Schmerzen durch unempfindlichen Todesschlaf zu entfliehen! — O mein theurer Sohn, der allgütige Gott lasse dein Loos nie auf das Schicksal solcher unglücklichen lebendig todten Opfer einer unmäßigen Wirkungsbegierde fallen! Noch jetzt kömmt mir Grausen und Entsetzen an, wenn ich an die nahe Gefahr zurückdenke, in der auch ich mich einst befand, dem Haufen solcher Bejammernswürdigen zugesellt zu werden.

Um dieses Unglück — das größte welches einen Menschen hienieden treffen kann, weil es ihn zu jeder Art von wahrer Glückseligkeit durchaus unfähig macht! — zu vermeiden, laß meinen Rath mit glühenden Buchstaben deinem Gedächtnisse eingeschrieben seyn: Beglücke die Lieben, welche Gott mit dir verbinden wird, so sehr du immer kannst, erwirb dir dadurch einen Schatz von häuslicher Glückseligkeit, zu dem du jedesmal deine Zuflucht nehmen könnest, so oft du einer Ermunterung bedarfst; diesen Schatz dir zu erhalten und zu vergrössern, laß allewege deine angelegentlichste Sorge seyn; geneuß daneben in vollen Zügen, so oft du immer kannst, der unschuldigen, wohlthätigen Freuden der Natur, welche sie so mütterlich darbietet

tet allen ihren Kindern, welche davon geniessen wollen; übe deine Seele täglich das Schöne, das Große, das Unaussprechliche, welches ihr Anblick gewährt, immer lebendiger und inniger zu empfinden; laß in dieser Absicht keine der unzähligen schönen Verwandlungen dieser immer regen, immer schöpferischen Natur, welche täglich neu in ihren Decorationen ist, ungenossen vorübergehen, es sey in welcher Jahrszeit es wolle — denn jede derselben ist reich an unbeschreiblichen Schönheiten, reich an tausendfältigem Segen! — es sey des Morgens, wenn das große Auge der Welt, die Sonne, sich aufthut, oder des Abends, wenn's wieder geschlossen wird; hüte dich daneben vor jeder Ueberspannung deiner Kräfte; mache Absätze in deinen Anstrengungen, und laß Ruhe und Arbeit in zweckmäßiger Ordnung beständig mit einander abwechseln! Vergiß nie, daß du ein endliches, und ein zusammengesetztes Wesen seyst; jenes, um deinen Bestrebungen ein angemessenes Ziel zu setzen, dieses, um nicht etwa bloß einen einzigen Theil deiner selbst, mit Vernachläßigung und auf Unkosten der andern, ausbilden und vervollkommnen zu wollen. Du bist nicht Seele allein, du hast auch einen Körper; und deine Seele ist nicht bloß Verstand,

sie ist auch Herz, nicht bloß Erkenntnißkraft, sondern auch Empfindungsvermögen. Dieß bedenke, mein Sohn, und wisse, daß die Summe deiner Vollkommenheiten — und also auch die Summe deiner Glückseligkeit, in eben dem Maaße verringert wird, in welchem die Uebung deiner Kräfte einseitig ist, in welchem du den einen Theil von dir, mit Vernachläßigung der übrigen, zu verbessern und zu stärken suchst. So fest und innig ist der Zusammenhang, welcher alle mit einander verknüpft.

Es hat sich in unsern Tagen ein sonderbarer Streit unter den besten Köpfen unserer Zeit hervorgethan, welcher der Nachwelt fast unglaublich vorkommen müste, wenn nicht noch mehr Denkmäler heutiger Ungereimtheiten auf sie fortgepflanzt würden — ein Streit zwischen Vernunft und Empfindung, zwischen Philosophie und Enthusiasmus. Einige haben sich für die ersteren, andere lediglich für die letzteren erklärt. Beyde wollen dasjenige, was sie einmal in Schutz genommen haben, als einen Abgott, vor welchem jedermann die Knie beuge, aufgestellt, und den Götzen der Gegenparthey gestürzt und in Staub getreten wissen. Nur einige wenige stille Untersucher, welche vom leidenschaftlichen Partheygeiste, der auch die hell-

sten

sten Köpfe schwindeln macht, unangefochten blieben, haben in diesem tumultuarischen Feder- und Lungenkriege ihre friedlichen Stimmen erhoben, und ihre verblendeten Mitbürger im Reiche der Gelehrsamkeit auf die simple Wahrheit aufmerksam zu machen gesucht, daß dieser ganze hitzige Streit am Ende doch nur darauf hinauslaufe, ob unser rechtes oder linkes Auge ein Schalk sey, und ausgerissen zu werden verdiene, oder ob nicht vielmehr beyde ein doppeltes Geschenk des Himmels sind, welches wir, ohne schnöden Undank, und ohne muthwillige Selbstverstümmelung, nicht von uns werfen können? — Um mich hier in keine zeitverderbende Auseinandersetzung dieser sonderbaren Streitfrage einlassen zu dürfen, will ich dir zu Hause ein kleines Büchelchen über die Empfindungs- und Erkenntnißkraft zu lesen geben, in welchem das gegenseitige Verhältniß dieser beyden Seelenfähigkeiten, und ihr gemeinschaftlicher Einfluß in dasjenige, was wir Genie und Charakter nennen, kaltblütig erörtert, und, wie ich meyne, deutlich genug gezeigt worden ist, daß man keine dieser beyden Fähigkeiten ausschliessungsweise üben kann, ohne daß der ganze Mensch dadurch verschlimmert werde.

Hast du also eine Zeitlang bloß den Verstand gebraucht, so eile, auch deinem Herzen eine ausbildende Unterhaltung durch edle Empfindungen zu verschaffen; und hast du eine Zeitlang bloß deine geistigen Kräfte arbeiten lassen, so eile, auch dein körperliches Vermögen durch Bewegung und Handarbeit zu üben. So werden alle deine Fähigkeiten in gleichem Maaße entwickelt werden; so wird ein glückliches Gleichgewicht unter allen deinen Kräften herrschen; so wird endlich deine ganze Individualität den höchsten Grad von Vollkommenheit erreichen, welchen die Güte und Weisheit des Schöpfers in der gegenwärtigen Periode deines Daseyns für dich bestimmt haben.

* * *

Aber nicht bloß in dem Schooße der leblosen Natur, sondern auch in dem Umgange mit Menschen sollst du, nach vollendeter Arbeit, deine Erholung suchen. Denn auch dieser, dafern er zweckmäßig gewählt und eingerichtet wird, ist eine ergiebige Quelle heilsamer Vergnügungen, welche unserm ermüdeten Geiste stärkende Nahrung gewähren. Sey also gesellig, mein Sohn, so sehr es, ohne Ver-

nach-

nachläßigung deiner Berufspflichten, nur immer geschehen kann. Aber um des Vergnügens der Mittheilung und Theilnehmung im gesellschaftlichen Umgange im vollen Maaße zu genießen, mußt du in den Jahren, worin du jetzund bist, nicht verabsäumen, das ursprüngliche Menschengefühl, welches zu den wesentlichen Bestandtheilen unserer Natur gehört, durch fleißige Uebungen in dir zu stärken und zu veredlen. Denn auch dieses kann, wie jede andere Anlage unserer Natur, durch Gebrauch geschärft, durch Nichtgebrauch stumpf gemacht werden. So wie es Menschen giebt, welche für die mannigfaltigen Schönheiten der Natur nach und nach den innern Sinn verlohren haben; welche den Auf- oder Untergang der Sonne, den holdseligen Mond, den sternbesäten Himmel, das herrlichste Gemisch einer schönen und großen Gegend mit eben dem flüchtigen Kaltsinn betrachten können, mit welchem der gesetzte Mann einem elenden Schattenspiele zuzusehen pflegt: so giebt es auch andere, welche ganz in sich selbst zurückgezogen, weder das Vergnügen der Mittheilung eigener Empfindungen, noch das Wonnegefühl der Theilnehmung an den Freuden und Leiden anderer Menschen zu empfinden fähig sind; Un-

 glück-

glückliche, welche mit niemanden sympathisiren können, welche in Gesellschaft fröhlicher Menschen mismüthig und mürrisch, beym Anblick leidender Brüder hingegen kalt und ohne mitleidige Rührung bleiben; und welche daher für die gute Gesellschaft, welche mit ihrer Gegenwart heimgesucht wird, eben das sind, was im Concert ein verstimmtes Instrument für unsere Ohren ist. Und wie kam ihnen diese unselige Fertigkeit, ihr Herz zu isoliren, es gegen alles Vergnügen der Mittheilung und der Theilnehmung abzuhärten? Woher sonst, als durch eine unglückliche Vernachläßigung der geselligen Triebe, welche unserm Herzen eingepflanzt sind; es sey nun, daß Blödigkeit und falsche Scham — die unzerstörbaren Folgen einer sclavischen Erziehung! — oder eine gar zu unmäßige Befriedigung der Liebe zu den Studien und zu Geschäften, die junge Seele in sich selbst zurückgejagt, und an der Entwickelung des ursprünglichen Menschengefühls verhindert hatten.

Abermals ein trauriger Zustand, wovor der Himmel dich bewahren wolle! Um ihn zu vermeiden, laß den Terenzianischen Ausspruch: Homo sum, nihil humani a me alienum esse puto, deinen beständigen Wahlspruch seyn.

Entreisse

Entreisse dich von Zeit zu Zeit deinen Geschäften, und der Gesellschaft von Verstorbenen, den Büchern, um in dem Umgange mit Lebenden dein Herz durch Menschengenuß zu laben, und die Triebe der Geselligkeit in dir zu stärken. Ergreife, suche auf jede Gelegenheit, dich durch Mitleid oder Mitfreude zu erwärmen, und freue dich, als eines neuerworbenen Schatzes, jeder Thräne, welche alsdann aus deinem Auge quillt. *) Schäme dich ihrer

 nicht;

*) Unweise Erzieher pflegen bey solchen Gelegenheiten sich alle ersinnliche Mühe zu geben, ihre gerührten Zöglinge durch allerley Zerstreuungen auf andere Gedanken zu bringen; und meynen wol Wunder wie gut sie ihre Sachen gemacht haben, wenn es ihnen gelungen ist, die menschlichsten, die edelsten, die wohlthätigsten Traurigkeitsgefühle in der jungen Brust zu ersticken, und dadurch zu verhüten, daß sie ja keine heilsame, tief eingeprägte Eindrücke zurück lassen können! Die Unverständigen! Verdient das Gefühl des Mitleids, der Sehnsucht nach Freunden, des Schmerzes über ihren Verlust u. s. w. etwa nicht ausgebildet zu werden? Gehörts etwa nicht zu der Würde und zu dem innern Werthe der unverderbten, der durch Modeverfeinerung noch nicht geschwächten Menschheit? Und wie soll es ausgebildet werden, wenn man

nicht; suche sie nicht in die volle Brust zurückzudrängen: sondern laß ihr freyen Lauf, und wisse, daß sie deinem moralischen Werthe und also auch deiner wahren Glückseligkeit seyn wird, was der balsamische Morgenthau nach einer schwülen Sommernacht den lechzenden Saaten ist.

Glaube mir, mein Sohn, in wessen Herz Natur- und Menschengefühl erstorben ist, der kann auch an Gott keine Freude haben. Denn unser Herz bedarf eben so, wie unser Verstand, der Stufenleiter seiner Werke um zu ihm zu gelangen; dieser um ihn zu erkennen, jenes um ihn zu lieben, und durch die lebendige Empfindung seiner Gegenliebe beseliget zu werden. Sind wir also so unglücklich gewesen, den innern Sinn für schöne Natur und für Menschengenuß zu verlieren, so mögen wir übrigens noch so große Weltweisen seyn, — wahre Gottesverehrer sind wir nicht, können es nicht seyn, weil so wohl unsere Erkenntniß von ihm, als auch unsere Liebe zu ihm, in diesem Fall blos symbolisch bleiben, niemals anschauend, niemals lebendig werden können.

Das

man jede Uebung desselben geflissentlich zu verhindern sucht?

Das sollte daher auch, wenn wir weise wären, der beständige Stufengang seyn, auf welchem wir unsere Kinder zur Erkenntniß und zur Liebe des Schöpfers, oder, welches einerley ist, zur Religion anführten, daß wir erstlich ihnen die reinste, innigste, wärmste Liebe gegen uns, ihre Eltern und Freunde einzuflößen, dann ihr Menschengefühl überhaupt zu stärken und zu veredlen suchten, dann ihren jungen Verstand und ihr offenes Herz mit lebendiger Erkenntniß und Empfindung der wundervollen Werke Gottes in der schönen Natur anfüllten, und nur dann erst, wenn ihre ganze Seele nach und nach dahin gebracht wäre, daß sie nichts als Menschenliebe und Naturfreude athmete, sie auf die Urquelle aller dieser Freuden — auf Gott selbst — verwiesen. Das würde allein der Gang seyn, welcher der Natur unserer Seele angemessen wäre. Aber was thun wir? Wir kehren die natürliche Ordnung um, wollen den vergoldeten Knopf auf den Thurm setzen, bevor wir noch den Grundstein zu dem Thurme selbst gelegt haben — ohne Allegorie, wir reden unsern Kindern von Gott vor, ehe sie noch einmal uns, ihre Eltern, recht kennen gelernt haben; lassen sie Gebethe stammeln, ehe sie die Worte verstehen,

die sie aussprechen müssen; lehren sie, daß Gott der Schöpfer des Weltalls sey, wenn sie kaum erst einige Spannen breit vom Weltall gesehen haben, und fodern von ihnen, daß sie Gott lieben sollen, ehe sie jemals schon gefühlt haben, was das Wort lieben für eine Bedeutung habe. Und die Folge von dem Allen? — Ist diese, daß die Welt von Betern und Religionsschwätzern wimmelt, indeß die wahren Gottesverehrer, welche in der Betrachtung, in der Liebe Gottes, und in dem Gehorsam gegen seine ewigen Gesetze, ihre größte Seligkeit finden, beynahe so selten, als der Phönix in der Fabel, sind.

Aber diese traurige Bemerkung würde mich für unsere gegenwärtige Absicht zu weit führen. Ich will sie daher nicht weiter verfolgen; sondern kehre zu dem Rathe zurück, von dem ich ausging, und den ich dir nicht genug einschärfen zu können glaube, zu dem wichtigen Rathe, sage ich, daß du doch ja in dem Laufe deines geschäftigen Lebens, die Triebe der Geselligkeit, welche so wesentlich zu dem Adel unserer Natur und zu unserer Glückseligkeit gehören, nicht vernachläßigen, sondern vielmehr auf alle Weise zu üben, zu entwickeln, und zu stärken suchen

mögest. Unglückliche Beyspiele von solchen, welche das Gegentheil thaten, und dadurch elend wurden, ob wohl ihre anderweitige Tugenden ein besseres Schicksal verdient hätten, werden dir künftig, besonders unter dem feinern und gelehrten Theile der menschlichen Gesellschaft in Menge vorkommen, und dich überzeugen, wie gut und annehmenswürdig auch dieser Rath gewesen sey.

* *
*

Sey also gesellig; aber hüte dich, den abgeschmackten, gezierten, auf Schrauben gestellten Modeumgang der sogenannten feinern Welt, bey welchem nur die Eitelkeit ihre Rechnung findet, aber kein einziges natürliches Bedürfniß unsers Herzens befriediget wird, oder die Zusammenkünfte üppiger Schwelger, welche aus Mangel einer vernünftigen Unterhaltung, wofür sie weder Kopf noch Herz haben, sich genöthiget sehen, ihr langweiliges Leben durch Spiel und übermäßigen Genuß erkünstelter Speisen und betäubender Getränke fortzuschleudern, für Uebungen der Geselligkeitstriebe zu halten. Nein, mein Sohn! diese beyde Arten von Ge-

sellschaft lassen in unserm Gemüthe gerade das Gegentheil von dem zurück, was eine vernünftige Geselligkeit, ein offner, herzlicher, lehrreicher Umgang mit gleichgestimmten und weisen Freunden in uns bewirken kann. Jene schwächt, dieser stärkt unsere Leibes- und Seelenkräfte; jene erstickt, dieser entwickelt in uns den wahren Menschensinn; jene scheucht durch Betäubung uns aus uns selbst heraus, ohne unsere Empfindungskraft auf irgend einen guten und edlen Gegenstand ausser uns zu richten, dieser erweitert unser Herz durch die wohlthätigsten Natur- und Freundschaftsgefühle, und verhütet auf der einen Seite, daß unsere Empfindungen nicht stumpf, und auf der andern, daß sie nicht selbstsüchtig werden; jene endlich entnervt unsern Trieb zu nützlicher Geschäftigkeit und macht uns unlustig und träge zu jeder Art von gemeinnütziger Anstrengung, dieser hingegen flößt uns Lust, Muth und Kraft zu neuer Thätigkeit ein, und läßt uns, sobald wir uns wieder erschöpft fühlen, in dem kleinen Zirkel auserwählter Busenfreunde die süsseste und heilsamste Erholung finden.

Um dieser mannigfaltigen Vortheile einer solchen Geselligkeit zu geniessen, entziehe dich, so

sehr

sehr du immer kannst, dem tollen Gewühl des sogenannten großen Lebens, und schränke deinen Umgang auf den kleinen Kreis gleichdenkender und bewährter Freunde ein. Hast du deren gefunden, hast du sorgfältig sie geprüft, und bey jeder Prüfung ihren Edelmuth und ihre Treue immer bewährt gefunden: o so halte sie theuer und suche ihre Liebe sorgfältiger, als deine Augäpfel, zu bewahren! Schütte dein ganzes Herz in ihren treuen Busen aus, und laß hinwiederum den deinigen den allezeit offnen und immer sichern Verwahrungsort ihrer eigenen geheimsten Empfindungen seyn. Theile dich ihnen ganz mit, zeige dich ihnen immer, wie du bist, ohne alle Zurückhaltung, ohne alle Verstellung, und laß deine warme, herzliche Theilnehmung sie zu einer gleich offenherzigen Mittheilung reizen. Ein und eben derselbe Geist der Ordnung, der Mäßigkeit, der Einfalt, der ungekünstelten reinen Sitten, und der Zufriedenheit müsse euch und euer Hauswesen beleben. Fort mit den heillosen Künsten der Ueppigkeit aus euren Küchen und Kellern! Fort aus euren Gemächern und Kleiderbehältnissen mit dem ganzen armseligen Prunk der Eitelkeit, welche den Mangel wirklicher Verdienste durch thörichten Flitterstaat in Kleidung und Hausge-

räth

räth zu ersetzen sucht! Zwar sollst du kein Sonderling seyn, keine Verachtung dessen, was allgemein üblich ist, keine übertriebene Natürlichkeit in gleichgültigen Dingen affektiren: aber kann man dieser Maske, wohinter die Eitelkeit sich zu verstecken sucht, nicht entbehren, ohne sich blindlings in den Weltstrom der Ueppigkeit und der französirenden Galanterie zu stürzen? Kann man sich nicht der schlichten Ordnung und der edlen Einfalt befleißigen, ohne dem rohen Sohne der Natur nachzuäffen, und ihn in einer abgeschmackten Karrikatur darzustellen? —

Ordnung und Simplicität! — O daß diese beyden — wie soll ich sie nennen? Tugenden? Nicht genug; — diese beyden Mütter und Pflegerinnen vieler Tugenden, diese beyden Beschützerinnen vor vielen Lastern und vor vielen Unannehmlichkeiten des Lebens — o daß sie doch, gleich einem ehrenvollen Familienwappen, geprägt wären auf alles, was dein ist, auf deine Handlungen wie auf deine Denkungsart, auf dein Hauswesen wie auf deine Sitten! Wie sehr dadurch die Gesundheit unsers Leibes und unsers Geistes befördert, unsere Wirksamkeit vergrössert und erleichtert, unsere häusliche Glückseligkeit befestiget und unsere ganze

Lebens=

Lebensbahn grade und eben gemacht wird, das kann ich dir nicht beschreiben, mein Sohn! das magst du vorjetzt aus dem Beyspiele deiner Eltern, und künftig, will's Gott! aus deiner eigenen angenehmen Erfahrung lernen!

Damit aber dieser Geist der Ordnung und der Einfalt in unserer ganzen Denkungsart und in unsern Handlungen herrschend werde, müssen wir auch in Kleinigkeiten, auch in ganz gleichgültigen Dingen, uns von ihm leiten lassen. Ziehe daher das Natürliche dem Künstlichen, das Regelmäßige dem Unregelmäßigen auch in solchen Dingen vor, wo sowohl die Kostbarkeit und Seltenheit, als auch die Schönheit oder Nützlichkeit keinen Unterschied machen. Binde dich auch, so weit es möglich ist, an bestimmte Plätze zur Aufbewahrung und Hinstellung deiner Sachen; an bestimmte Zeiten zum Essen, zum Schlafengehn, zum Aufstehn, zum Ankleiden, zum Arbeiten und zur Erholung; doch mache, besonders in diesen deinen Jünglingsjahren, je zuweilen mit Vorsatz eine Ausnahme davon, damit es dir nicht beschwerlich falle, von der gewöhnten Ordnung, wenn es seyn muß, einmal abzuweichen.

Willst

Willst du den Schlüssel zu dem Räthsel wissen, welches ganz Europa in Erstaunen setzt, zu dem Räthsel, wie der einzige Geist eines noch jetztlebenden großen Königes alle Regierungsgeschäfte seiner, mehr durch ihre innere Stärke, als durch ihren Umfang furchtbaren Staaten, und das Staatsverhältniß des halben Erdkreises bis auf das kleinste Detail, allein umfassen könne? Er heißt — Ordnung!

* * *

Endlich, mein Cleon — denn der Anblick jener glänzenden Sterne, welche immer dichter und dichter hervorschimmern, erinnert mich, daß es Zeit sey, zur Ruhe zu eilen — laß mich mit einer Warnung schließen, welche man vielen Menschen freylich nicht zu geben braucht, welche aber für diejenigen, denen sie noth thut, nicht zu wichtig gemacht werden kann. Und mein väterliches Herz besorget nicht zu irren, wenn es dich zu dieser Klasse rechnet.

Auch das gute Herz, mein Sohn, wenn es nicht durch Weisheit geleitet wird, kann den Mann von wichtigen und weitläuftigen Geschäften oft in große Verlegenheit bringen, wenn er

aus zu unbegränzter Dienstfertigkeit und Gefälligkeit mehr übernimmt, als seine Kräfte tragen können. Auch davor sey auf deiner Hut, und setze deiner Dienstbegierde die nothwendigen Schranken. Denn wisse, mein Sohn, wer allen dienen will, dient keinem recht, und ärntet für alle seine Mühe am Ende Undank ein. Zu rechter Zeit, und aus dem rechten Bewegungsgrunde ein wenig hart zu scheinen, und dadurch auf den Augenblick etwas misfällig zu werden, ist auch Weisheit, ist oft mehr Wirkung eines guten und edlen Herzens, als eine gar zu ausgedehnte und zuvorkommende Gefälligkeit, welche sich alle Menschen verbinden will, und darüber keinem sonderliche Dienste leisten kann. —

Dies mag dann für heute genug seyn. Ich habe mich diesmal blos auf solche Vorschriften eingeschränkt, welche die kluge und glückliche Verwaltung deiner künftigen Geschäfte betreffen: ein andermal will ich dir auch diejenigen Lebensregeln mittheilen (so viel ich ihrer gleichfalls aus meiner eigenen Erfahrung abgezogen habe) welche dich in deinem Verhalten gegen die Menschen lenken sollen, damit du in Friede und Freundschaft unter ihnen leben, und ge-

meinschaftlich mit ihnen handeln könnest, ohne von den Guten verkannt, und von den Bösen niedergedrückt zu werden.

Mit diesen Worten stand er auf und ging, von seinem Sohn geführt, unter rührenden Empfindungen beym Anschauen des gestirnten Himmels, zurück zu seiner ländlichen Wohnung.

Beschreibung
einer
erleichterten und angenehmen
Methode
die Kinder lesen zu lehren.

II.

Beschreibung
einer erleichterten und angenehmen
Methode
die Kinder lesen zu lehren.

Es sind seit einigen Jahren von mehreren einsichtsvollen Kinderfreunden zur Verbesserung der alten Fibeln und zur Erleichterung des Lesenlernens einige glückliche Versuche gemacht worden. Aber bey allen Vorzügen der dadurch entstandenen neuern A B C-Bücher, die ich nach Verdienst zu schätzen weiß, ist es mir gleichwohl vorgekommen, als wenn dieses erste Schulgeschäft einer noch grössern Erleichterung fähig sey; und die Sache schien mir wichtig genug, sie eine Zeitlang zum Gegenstande meiner Beobachtungen und meines Nachdenkens zu machen. So entstand ein neues, auf eine — wenigstens einem Theile nach — neue Methode gegründetes

A B C = Buch *), dessen Beschaffenheit ich hier in einem Auszuge aus der dabey befindlichen Vorrede kürzlich beschreiben will.

Mein Zweck war, das Lesenlernen den Kindern sowohl leichter, als auch angenehm, zu machen. Um das erstere zu bewerkstelligen, fing ich damit an, die Hauptschwierigkeiten, welche das Kind beym Lesenlernen zu überwinden hat, auseinander zu setzen, und dann auf Mittel zu denken, wodurch diesen Schwierigkeiten abgeholfen werden könnte. Hier fand ich, daß Herr Prof. Basedow in seinem kleinen Buche für Eltern und Kinder mir Verschiedenes vorgearbeitet habe, welches mir zu statten kam. Wie viel ich davon genutzt, und wo und wie ich um einige Schritte weiter zu gehen gewagt habe, werden diejenigen, welche mit dem jetzt genannten kleinem Buche bekannt sind, ohne meine Benachrichtigung, leicht von selbst ausfindig machen.

Ich

*) Neustes A B C = Buch, nebst einem Buchstaben = und Silbenspiele in 26 kleinen Charten, und einer Vorrede für Eltern und Lehrer, die jeder lesen muß, der dies Büchelchen brauchen will. Altona, bey J. Dav. Adam Eckhardt. 1778.

Ich bemerkte aber, nach genauer Untersuchung, vornehmlich fünf Hauptschwierigkeiten des Lesenlernens und zwar solche, welche von willkürlichen Einrichtungen herrühren, und daher für den Anfänger auch wieder aus dem Wege geräumt werden können. Ich will sie anzeigen, und die Art, wie ich ihnen abzuhelfen rathe, Sachverständigen zur Beurtheilung empfehlen.

Das erste, was die Kunst zu lesen zusammengesetzter und also auch schwerer macht, ist das Einschieben und Anhängen verschiedener Buchstaben in und an viele Silben, worin und woran sie doch eigentlich nicht gehört werden sollen. Dieses geschieht bekanntermaßen in der Absicht, theils die Silbe zu verlängern, oder zu verkürzen, wie bey dem zweyten e in Heer, und dem zweyten r in Herr, theils das Wort, welches in einer solchen Silbe besteht, oder wozu sie gehört, von andern ähnlich klingenden Worten zu unterscheiden, wie in Mann und man, in daß und das, theils aber auch ohne allen Grund auf eine ganz willkürliche Weise, wie z. E. daß die Silbe di in Diamant ohne e, in Diener aber, oder in dem Artikel die mit einem e geschrieben wird, ohngeachtet diese Silbe in allen dreyen Fällen einerley Laut behält.

Daß nun durch alle diese überflüssige Buchstaben dem Kinde das Lesenlernen ungemein erschweret werden müsse, bedarf wohl keines Beweises. Denn nach der Aehnlichkeit anderer Wörter zu schließen, müßte es z. E. die Buchstaben H e e r nicht als eine, sondern als zwey Silben He - er lesen; und nun erfährt es, daß in diesem Worte beyde Silben in einander gezogen werden müssen, und daß das zweyte e blos deswegen da sey, um die Silbe zu verlängern. Wie willkürlich! Was hat doch der natürliche Laut des Buchstabens e oder h mit der Verlängerung einer Silbe, und die Verdoppelung der Mitlauter (wie z. E. das n in Mann) mit der Verkürzung derselben gemein?

Und wie soll nun dieser Schwierigkeit abgeholfen werden? Durch einen Machtspruch, der alle überflüssigen Buchstaben in allen und jeden Silben absetzte und dafür die allgemeinen Zeichen der Länge und Kürze der Silben (— und ◡) einführte, würde das Uebel freylich am kürzesten gehoben. Aber da, wie bekannt, sogar die Macht eines Kaisers nicht zureichend war, die Beugung eines einzigen lateinischen Wortes umzuändern, wie viel weniger werden so viele Buchstaben in so viel

tausend

tausend Wörtern durch irgend einen Machtspruch sich verdrengen lassen?

Aber das wird uns doch erlaubt seyn, diejenigen Silben und Wörter, an denen unsere Kinder lesen lernen sollen, von diesen überflüssigen Buchstaben blos interimsweise zu entladen, und sie mit der an sich willkürlichen, aber durch den allgemeinen verjährten Gebrauch nun einmal nothwendig gewordenen Rechtschreibung, welche diese überflüssigen Buchstaben gebraucht wissen will, erst dann bekannt zu machen, wenn sie schon einige Fertigkeit im Lesen erlangt haben; und diese alsdann leicht zu überwindende Schwierigkeit sie nicht weiter schüchtern machen kann? Ich finde dieses Verfahren einer guten elementarischen Methode, welche die jedesmaligen Schwierigkeiten des Unterrichts erst nach und nach hervortreten lassen muß, so durchaus angemessen, daß ich keinen Augenblick Bedenken tragen kann, folgende Regel anzunehmen:

Man lasse aus denjenigen Silben und Wörtern, an welchen die Kinder lesen lernen sollen, alle entbehrliche Buchstaben, d. i. solche, welche bey der Aussprache der Silbe nicht ausdrücklich mit gehört werden, so lange weg, bis die Kinder schon

zu einiger Fertigkeit im Lesen gelangt sind. Für solche anfangende Leseschüler werde also z. E. nicht geschrieben:

Mann,	sondern Man.
nicht die,	sondern di.
nicht Hahn,	sondern Han,
nicht daß,	sondern das, u. s. w.

Zu der Zeit aber, da sie anfangen sollen zu lesen, sage man ihnen, daß das Zeichen (—) wenn es über eine Silbe steht, anzeige, daß diese Silbe lang ausgesprochen werden solle, und das Zeichen (⏑), daß sie kurz ausgesprochen werden müsse.

Es ist dafür gesorgt, daß diejenigen Stücke in meinem A B C-Buche, welche von solchen Anfängern gelesen werden sollen, auf diese Weise gedruckt worden sind.

Eine zweyte eben so große Schwierigkeit für den Anfänger im Lesen entsteht daraus, daß verschiedene Buchstaben eine mit dem Laute, den sie ausdrücken sollen, gar nicht übereinstimmende Benennung haben. Wer sollte z. E. wohl vermuthen, daß der Buchstabe, welcher Ypsilon heißt, den Laut i ausdrücke? Ist es nicht vielmehr natürlich, daß das Kind, wenn es gelernt hat Y heisse Ypsilon und nun Yo aussprechen

sprechen soll, nicht jo, sondern Ypsilono lieset? Eine eben so unbequeme Benennung haben auch verschiedene zusammengesetzte Buchstaben. Wer sollte vermuthen, daß die Buchstaben c h e, wenn sie zusammen gesetzt werden, den Laut che ausdrücken? Bringt es nicht vielmehr die Benennung derselben mit sich, sie cehaë zu lesen? Eben so verhält es sich auch mit dem j (Jod) und mit den zusammengesetzten Buchstaben sch, ae, oe und ue, welche alle ganz anders ausgesprochen werden, als ihr Name vermuthen läßt. — Dieser neuen Schwierigkeit abzuhelfen, beobachte man folgende Regel:

Bis zu der Zeit, daß das Kind schon eine Fertigkeit im Lesen erlangt hat, sehe man die zusammengesetzten Buchstaben (sch, ch, ae, oe, ue) als einfache an, und nenne

j nicht Jod, sondern jë
ch nicht c h, sondern chë
sch nicht s c h, sondern schë
ae nicht a e, sondern ä
oe nicht o e, sondern ö
ue nicht u e, sondern ü *):

 so

*) Herr Basedow räth, eine ähnliche Veränderung auch mit der Benennung folgender zusam-

so werden die Kinder in der Aussprache derjenigen Silben, worin diese Buchstaben vorkommen, keine Schwierigkeit mehr finden.

Keine Art zu denken und zu urtheilen ist uns gewöhnlicher, als die analogische. Sie ist auch die erste, wodurch die junge Vernunft der Kinder sich zu äussern pflegt. Dies zeigt sich vornehmlich zu der Zeit, da sie anfangen zu reden,

zusammengesetzten Buchstaben vorzunehmen: ai, äu, ei, eu und st. Aber bey diesen findet nicht eben dieselbe Schwierigkeit in der Aussprache statt, weil man in ihnen die einzelnen Buchstaben, aus denen sie zusammengesetzt sind, mehr als in jenen hören und unterscheiden kann. Auch geschieht die Aussprache derselben der Analogie gemäß; das einzige st ausgenommen, welches man ohne Belehrung, der Analogie nach, nicht ste, sondern este aussprechen würde. Aber dieser Unbequemlichkeit wird durch folgende dritte Regel abgeholfen werden. Wollte man es gleichfalls mit einem Laute ste nennen: so müßte man auch, aus eben der Ursache allen auf eine ähnliche Weise zusammengesetzten Buchstaben eine ähnliche Benennung geben, und also z. E. sp — spe, sk — ske, bl — ble, cl — cle, kr — kre, kl — kle u. s. w. nennen, welches aber der angeführten Ursache und meiner dritten Regel wegen unnöthig ist.

reden, und nun oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, sich selber Wörter und Ausdrücke zu schaffen, weil ihnen die gewöhnlichen noch nicht bekannt sind. Da wird jeder Beobachter mit mir bemerkt haben, wie genau solche von ihnen selbst gemachte Wörter und Redensarten nach der Aehnlichkeit anderer ihnen schon bekannter Ausdrücke gebildet sind. Hierin ist eine zweyte Bemerkung gegründet, welche eben so allgemein ist, diese nehmlich, daß sowohl Kinder, als auch Erwachsenen, nichts leichter zu begreifen, zu lernen, oder nachzuahmen fällt, als was ihnen auf eine analogische Art gezeigt, oder bekannt gemacht wird, nichts hingegen schwerer, als was der analogischen Regel des Denkens zuwider ist.

Diese Beobachtung sollten wir bey jeder Unterweisung unserer Kinder zum Grunde legen und ihr gemäß verfahren: so würden wir ihnen das Lernen vieler Dinge gar sehr erleichtern. Hierauf aber haben diejenigen, welche den Buchstaben einen Namen gaben, am wenigsten Rücksicht genommen. Sie haben vielmehr einige derselben so benannt, daß man bey der Aussprache derselben am Ende ein e hört, wie in b, c, d, g, p, t, w; andere hingegen so, daß

ihr

ihr Name sich mit einem e anfängt, wie f, l, m, n, r, s; wiederum andere so, daß ihr Name sich mit einem a endiget, wie h, k; und endlich noch andere auf eine besondere von den übrigen ganz unterschiedene Weise, wie q, v, x, y, z.

Diese willkürliche und ungleiche Benennung macht ohnstreitig die größte Schwierigkeit unter allen aus. Denn wenn z. E. das Kind die Silben be, he, fe aussprechen soll und nun erst jeden Buchstab besonders nennen muß: so hört es in der ersten be—e, in der andern ha—e, und in der dritten ef — e, und doch soll es die beyden letztern nach der Aehnlichkeit der erstern aussprechen, ohngeachtet in der Benennung der einzelnen Buchstaben keine Aehnlichkeit des Klanges bemerkt wird. Man setze sich in die Stelle des Kindes und urtheile dann selbst, wie schwer es ihm werden müsse, sein Ohr und sein Gedächtniß in diesen Mißklang so zu gewöhnen, daß es in der Aussprache solcher Silben dadurch nicht weiter aufgehalten wird; und wie viel geschwinder hingegen es die Aussprache der Silben fassen müßte, wenn alle Buchstaben eine analogische Benennung hätten!

Aber wenn nun auch allen Buchstaben eine einförmige Benennung gegeben würde, so daß

aller

aller Namen mit einem und eben demselben Vokal anfingen, oder sich damit endigten: so würde die Schwierigkeit doch noch nicht ganz gehoben seyn, weil dieser dem Consonanten angehengte oder vorgesetzte Vokal, in Silben, wo er nicht gehört werden soll, noch immer einen Anstoß verursachen würde. Denn wenn z. E. alle Namen der Consonanten sich mit einem e endigten, und das Kind nun die Silbe ba lesen soll, so hört es bey der Aussprache der einzelnen Buchstaben dieses e (be a) und doch soll in der Aussprache der Silbe selbst bloß das a vernommen werden. Eine offenbare Unbequemlichkeit!

Beyden Schwierigkeiten abzuhelfen, setze ich folgende dritte Regel fest:

So lange das Kind noch keine Fertigkeit im Lesen erlangt hat, gebe man allen Mitlautern (denn bey den Selbstlautern findet eine willkürliche solche Abänderung nicht statt) einen ähnlich klingenden Namen; und da es unmöglich ist, sie ganz ohne Hülfe eines Selbstlauters auszusprechen, so drücke man wenigstens den in der Benennung derselben angenommenen Selbstlauter so dumpf und unmerklich aus, als es nur immer

möglich

möglich ist, so daß er nur grade in so weit gehört wird, als es zur Aussprache des stummen Mitlauters nöthig ist. *) Und da die grössere Zahl der Buchstaben, nach der gewöhnlichen Benennung, mit einem e am Ende ausgesprochen wird, (wie be, ce, de, ge, pe, te, we) so nehme man diese zur Regel an, um die andern ungleich klingenden Namen der übrigen Buchstaben darnach abzuändern; doch so, daß dieses End-e größtentheils verschluckt werde. Es heisse also:

f — nicht ef, sondern — fĕ,
h — nicht ha, sondern — hĕ,
j — nicht jod, sondern — jĕ,
k — nicht ka, sondern — kĕ,
l — nicht el, sondern — lĕ,
m — nicht em, sondern — mĕ,
n — nicht en, sondern — nĕ,

*) Kennern der hebräischen Sprache kann ich meine Meynung noch deutlicher machen, indem ich sage, daß man die Mitlauter bloß durch Hülfe eines Schewa (:) aussprechen möge.

r — nicht er, sondern — rĕ,
s — nicht es, sondern — sĕ,
z — nicht zed, sondern — ze.

Eine neue Schwierigkeit erwächst daraus, daß ein und eben derselbe Laut durch verschiedene ganz unähnlich klingende Buchstaben ausgedrückt, und daß einem und eben demselben Buchstaben mehr, als ein, Laut beygelegt wird. Das c z. E. wird bald wie ein z ausgesprochen; eben derselbe Laut, der durch ca ausgedrückt wird, wird auch durch ka bezeichnet; was ce heißt, das heißt auch ze. Eben diese Gleichheit der Aussprache ganz unähnlich klingender Buchstaben findet auch bey folgenden statt: co und ko, cu und ku, ci und zi, ac und ak, ec und ek, ic und ik, oc und ok, uc und uk, qui und kwi, y und i, tz und zz, f und v, ck und kk, x und ks, tio und zio oder cio, ph und f. — Wie viel zusammengesetzter und schwerer wird nicht durch diesen Ueberfluß an Zeichen die Kunst zu lesen gemacht, und wie viel simpler, wie viel leichter müßte sie werden, wenn man diesen Ueberfluß in denjenigen Silben und Wörtern, an denen die Kinder lesen lernen sollen, zu vermeiden suchte! Und

wie

wie kann dieses geschehen? Durch Beobachtung folgender vierten Regel:

Biß die Kinder fertig lesen können, sey in ihrem Alphabete kein c; die Stelle desselben werde durch ein z, und da, wo es wie k ausgesprochen werden muß, durch ein k vertreten. Das q so wohl, als auch das y und x, das ph und v lasse man für die Anfänger gleichfalls weg und brauche statt des ersten kw, des zweyten i, des dritten ks und der letztern beyden f, (wie Kwal, Igel, Ksantippe, Fisik und Fater, statt Qual, Ygel, Xantippe, Physik und Vater.) Eben so wenig wollen wir auch das ti in den latinisirenden Wörtern brauchen, sondern vielmehr an die Stelle desselben ein zi setzen. Wo endlich ein ck stehen sollte, stehe ein kk und das tz werde in ein zz verwandelt.

Es ist abermals dafür gesorgt worden, daß diejenigen Stücke in dem neuen A B C=Buche, woran die Kinder das Lesen lernen sollen, dieser Vorschrift gemäß abgedruckt worden sind.

Endlich wird die Kunst zu lesen den Anfängern auch dadurch um ein Ansehnliches schwerer gemacht, daß sie gleich anfangs mehr als ein Alphabet

lernen müssen. Nicht die Nothwendigkeit, sondern die Neigung zum Mannigfaltigen, hat die Menschen genöthiget, die Alphabete in einer und eben derselben Sprache zu vervielfältigen. Denn eben derselbe Endzweck, der durch die großen Alphabete erreicht werden soll, könnte auch durch das einzige kleine Alphabet erreicht werden, wenn nur jedesmal da, wo ein Capitalbuchstabe stehen muß, der kleine Buchstab etwas vergrössert würde, ohne daß man die Züge desselben im geringsten abänderte. Wir würden also thörigt handeln, wenn wir von diesem Hülfsmittel, den Kindern das Lesen um vieles zu erleichtern, nicht Gebrauch machen wollten. Ist es doch nachher, wenn sie erst nach einem Alphabete lesen können, die größte Kleinigkeit, sie noch mit 4 oder 5 andern bekannt zu machen! Ich nehme daher, ohne Bedenken, zur fünften Regel an:

> Daß die Kinder anfänglich nur nach einem einzigen Alphabet lesen lernen müssen; und daß überall, wo große Buchstaben stehen sollten, nur Lettern einer grössern Schrift, welche einerley Züge haben, gebraucht werden dürfen.

Auch dieser Regel gemäß sind diejenigen Stücke meines A B C-Buchs, welche zum Lesenler-

Bayerische Staatsbibliothek München

ſenlernen der Kinder gebraucht werden ſollen, abgedruckt worden. — Um dieſes durch ein Beyſpiel anſchaulich zu machen, will ich ein Paar Fabeln oder Thiergeſpräche von denen herſetzen, wodurch die zur Bezeichnung des Alphabets verfertigte Bilder erklärt werden:

Der Akkerſmann und der Affe.

akkerſman.

waſ gafſt du, affe, ſo mich an?

affe.

gelt, freund, du biſt ein bauerſman?

ak.

zu dinen! und wer biſt dĕn du?

affe.

ein af, und feiner hĕr dazu.

ak.

iſt einſ ſo lang, wi'ſ andre breit;
habt in der ſtat wol feſttag heut?

affe.

für affen und für feine leut
gét jeder tag, wi feſttag hin.

ak.

dank got, daß ich ein bauer bin!

Der

Der Ochs und das Öchslein.

Öchslein.

ach! wär' ich doch erst auch so stark
und gros,
wie du, papa, und hätte solche hörner!

Ochs.

und dan̄?

Öchslein.

riss' ich mich von der krippe los,
und lif auffs freie feld, und speiste halm
und körner!

Ochs.

o bilde dir, mein son̄, kein solches leben ein!
du wünschest, traun! wi ich, einst wi-
der kalb zu sein.
den̄ bist du gros, so wird auf deinen nakken
ein schweres jog gelegt; man spant dich
morgens frů
vor deinen pflug und schreit in einem fort:
Ochs zi!
das korn, das du verdienst, das wird zu
brod gebakken,
dich aber speiset man mit stro und prů-
geln ab;

und hast du ausgepflügt, so schenkt man
dir ein grab,
zum lon für sauern schweis, in deines herren magen.
o freu dich deines glüks in deinen jungen
tagen!

Ich darf hoffen, daß jeder, der bis hieher aufmerksam gelesen hat, gestehen werde, daß durch eine genaue Befolgung der jetzt beschriebenen Regeln wenigstens die Hälfte der gewöhnlichen Schwierigkeiten des Lesenlernens glücklich gehoben werden. Diese Schwierigkeiten machten die Kunst zu lesen, welche ohne dieselbe eine der simpelsten ist, so zusammengesetzt und so verwickelt, daß man sich wirklich verwundern muß, wie das kleine Gedächtniß junger Kinder ein solches Chaos von willkürlichen, sich zum Theil widersprechenden Dingen umfassen konnte. Ich sage, das Gedächtniß der Kinder, denn diesem würde es zugemuthet, alle die ungeheuern jetzt beschriebenen Schwierigkeiten allein zu überwinden; die übrigen Fähigkeiten ihrer Seele blieben dabey ungebraucht und also auch ungeübt und unentwickelt. Durch die jetzt beschriebenen Regeln aber,

aber, welche alles, was bey der Lesekunst zu beobachten ist, analogisch machen, wird, ausser der dadurch bewirkten grössern Leichtigkeit des Lesenlernens, auch dieser Vortheil erreicht, daß dem Gedächtnisse weniger, dem Verstande aber mehr dabey zu thun gegeben wird. Was also vorher blos eine Marter des Gedächtnisses war, das wird nun in eine nützliche Uebung des Verstandes und des Gedächtnisses zugleich verwandelt.

Unter allen Einwürfen, die ich erwarte, sehe ich nur einen, welcher mir wichtig genug scheint, um eine Beantwortung zu verdienen. Man könnte nämlich sagen, daß es eine fehlerhafte Methode sey, nach welcher man die Kinder etwas lernen läßt, welches sie nachher wieder vergessen müssen. — Sobald von der Einflössung gewisser Ideen selbst die Rede ist: so hat man Recht. Aber bey der Veränderung so willkürlich erdachter Zeichen der Ideen, als die Buchstaben sind, findet der Schaden, der in jenem Falle zu besorgen wäre, auf keinerley Weise statt. Da kann man allerdings (vorausgesetzt, daß eine wirkliche Erleichterung im Ganzen daraus entsteht) die Kinder auf eine kurze Zeit an andere zweckmässigere Zeichen gewöhnen, die sie nachher wieder vergessen sollen; so wie man

man kleine Kinder, wenn sie gehen lernen sollen, erst auf Händen und Füßen kriechen läßt, damit sie nur erst sich selbst fortbewegen und ihre Nerven anstrengen lernen. Dieses Kriechen auf Händen und Füßen müssen sie nachher auch wieder verlernen, und doch wird niemand sagen, daß die Methode, sie so zum Gehen zu gewöhnen, fehlerhaft sey. Man mache die Anwendung, und man wird finden, daß es sich eben so auch mit den von mir empfohlenen Veränderungen beym Gebrauch der Buchstaben verhalte.

Soweit von der bloßen Erleichterung des Lesenlernens. Jetzt will ich kürzlich beschreiben, wie ich dieses nun erleichterte Geschäft auch den Kindern zugleich angenehm gemacht zu haben hoffe. Zur Erreichung dieser letztern Absicht habe ich ein doppeltes Spiel, nämlich ein sogenanntes Buchstaben- und Silbenspiel ersonnen, wovon ich jetzt eine Beschreibung geben will. Zuerst von dem Buchstabenspiele.

Der Lehrer oder die lehrende Person setzt sich zu eben der Zeit, in welcher man vorher einige Tage hintereinander irgend ein angenehmes Spiel getrieben hatte, an den Tisch und verkündiget seinen kleinen Spielkameraden, daß er heute ein noch angenehmeres Spiel mit ihnen

vorneh-

vornehmen wolle. Wie die Kinder hüpfen und in die Hände klatschen werden, kann man sich vorstellen. Ich nehme aber an, um meine Beschreibung desto bestimmter zu machen, daß ihrer nur drey sind. Was hingegen zu thun sey, wenn die Zahl der Schüler sich darüber beläuft, oder noch geringer ist, will ich nachher sagen.

Nachdem die Kinder sich gesetzt, zieht der Lehrer das Buchstabenspiel (welches in 26 Charten besteht und zugleich für das Silbenspiel eingerichtet ist) aus der Tasche, und sagt ohngefähr folgendes: „Kinder, das Spiel, welches ich euch heute lehren will, ist ein närrisches Spiel; es wird euch tausenderley Vergnügen machen. Jetzt will ich euch sagen, worin es eigentlich besteht. Seht, ich nehme von diesem Chartenspiele so viel Charten, als eurer da sind, welche spielen wollen; also eins, zwey, drey *). (Er nimmt, indem er dieses sagt, die drey ersten Charten N. 1. 2. 3. ab, und steckt die übrigen wieder zu sich.) Nun seht ihr, auf diesen Charten stehen allerley Figuren, wir brauchen uns jetzt aber nur um eine einzige auf jeder

*) Damit der Leser sich von diesen Charten und ihrem Gebrauche einen desto deutlichern Begriff

jeder zu bekümmern, welche gleich oben ansteht. Wozu die andern gut sind, sollt ihr schon ein andermal hören. Nun betrachtet erst diese drey Figuren recht, und merkt euch, wie man sie nennt; denn sonst könntet ihr nicht mit spielen. Seht, diese erste Figur, die fast wie ein Hufeisen aussieht, wird a genannt; die da auf der zweyten Charte heißt man be, und die dritte da (ch) che. Nun mische ich diese drey Charten, und dann sage ich, als der Geber:

Ich geb', ich gebe; aufgeschaut!

Und

griff machen könne, will ich die erste derselben hier abdrucken lassen.

a	ab	ach	ad
af	ag	ai	ak
al	am	an	äp
ar	aſ	aſt	aſch
at	au	akſ	az
auſ	A	a	A

Und ihr antwortet:

Gieb her, gieb her, wir schauen auf!

Dann sage ich wieder, indem ich jedem von euch eine Charte gebe:

Ich geb', ich gebe a, b, ch (chĕ)
Wer a bekommen hat, der steh!

Dann sieht jeder geschwind seine Charte an, und wer a gekricht hat, der steht auf. Die andern beyden aber, welche b und ch, diese beyden da! bekommen haben, bleiben sitzen. Wenn nun der, welcher a hat, aufgestanden ist; so sagt er:

Herr, ich habe a und steh.

Dann spreche ich wieder:

Komm mit mir an jenen Ort,
Ich will dir etwas zeigen dort.

Alsdann geht er mit mir in jene Ecke, wo ich ihm heimlich etwas zeige, was ihm Vergnügen machen wird. Was er aber gesehen hat, das darf er nicht nachsagen, bis die andern auch erst gewonnen und es also auch zu sehen gekricht haben. Nun, habt ihr euch alles dieses gemerkt? so wollen wir anfangen. Welche Figur heißt also a? Welche b? Und welche chĕ? Was sagt ihr, wenn ich gesagt habe: ich geb', ich gebe, aufgeschaut? Was sagt derjenige, welcher

welcher das a bekommen hat?“ Diese Fragen wiederholt der Lehrer einigemal, damit die Kinder erst die Figuren der drey Buchstaben unterscheiden lernen. Die gewöhnliche Aufmerksamkeit der Kinder bey allem, was Spiel ist, wird machen, daß sie sich dieselben sehr geschwind einprägen werden. Die Namen der Buchstaben brauchen sie das erstemal so ganz fertig noch nicht zu wissen, wenn sie sich nur die Figuren recht gemerkt haben, um eine von der andern gehörig unterscheiden zu können.

Nun fängt also der Lehrer an, die Charten zu mischen und sie dann auszutheilen. Es ist aber gut, daß er die Charte mit dem a das erstemal demjenigen Schüler gebe, von dem er vermuthet, daß er die Buchstaben sowohl, als auch die beym Spiel zu sprechende Worte, am besten gemerkt habe, damit das Spiel gleich anfangs um so viel sicherer und besser in Schwung komme und nicht durch Stottern oder Fehler unterbrochen werde.

Mit demjenigen, der das a gewonnen und erkannt hat, geht er alsdann, nachdem die obgedachten Formeln von beyden Seiten gesagt sind, in die entfernteste Ecke des Zimmers und zeigt ihm allda das erste Bild im A B C = Buche,

nämlich den Ackersmann und den Affen, doch ohne ihm diesmal schon den Inhalt des darunter stehenden Gesprächs bekannt zu machen. Er läßt ihn blos bemerken, daß die beyden Wörter unter dem Bilde sich mit einem solchen a anfangen, und setzt hinzu, daß das die Ursache sey, warum er jetzt grade dieses und kein anderes Bild, als Gewinn, zu sehen bekommen habe. Damit aber die Bilder zur Zeit, da sie gezeigt werden, noch den Reitz der Neuheit für die Kinder haben mögen, darf man ihnen vorher das A B C-Buch nicht in die Hände geben.

Nun setzt der Lehrer sich mit dem ersten Schüler wieder an den Tisch zu den Uebrigen und das Spiel fängt auf die vorige Weise von neuem an. Der Lehrer aber sorgt dafür, daß die a Charte diesmal nicht wieder eben demselben, sondern einem andern Schüler zu Theil werde; und damit dieses von seiner Lenkung abhange, ohngeachtet die Charten, wie gewöhnlich, der umgekehrten Seite nach gegeben werden, so sind sie auf dieser Aussenseite mit Zahlen bezeichnet worden.

Beym dritten Spiele endlich veranstaltet der Lehrer, daß auch der dritte Schüler die a Charte, und also auch die Prämie bekomme: denn

damit dieses Spiel erst allen recht angenehm werde, so muß man sie das erstemal auch alle gewinnen lassen. Damit sie aber unter der Zeit, daß die Charte, welche das a enthält, gewinnt, die beyden andern Buchstaben, b und ch, auf den beyden übrigen Charten zugleich mit merken mögen; so frägt der Lehrer, indem er mit dem Gewinner zurück kömmt, einen jeden der beyden übrigen Schüler, wie aus bloßer Neugier: Was hattest du denn bekommen? Zeige mir doch! Und was du? — zum andern. Auf diese Weise werden sie jedesmal die Figuren noch einmal ansehen, und die Namen derselben noch einmal hören, wodurch beyde auf eine unmerkliche Weise sich ihrem Gedächtnisse einprägen werden.

Wenn alle drey das a gehabt und das dazu gehörige Bild gesehen haben; so wird die zweyte Charte, welche das b enthält, und endlich auch die dritte, auf welcher das ch steht, zur gewinnenden Charte gemacht. Die Art des Spiels bleibt dabey eben dieselbe, nur daß der Lehrer in die dritte Formel und der Schüler in die vierte, beym zweyten Spiel das b, und beym dritten das ch, statt des a setzt; z. E.

Ich geb', ich gebe a, b, ch, (che)
Wer b (und nachher che) bekommen hat, der steh!

Und eben so der gewinnende Schüler:
Herr, ich habe b (und nachher ch) und steh.

Auf diese Weise werden also die Kinder dies erstemal drey Buchstaben gelernt haben. Ist nun die Begierde derselben, weiter zu spielen, sehr groß, so kann man allenfalls noch einen oder zwey Buchstaben hinzufügen: doch rathe ich dieses nur in dem gesagten Falle zu thun; denn es ist besser, daß man das Spiel zu früh, als zu spät endige. Die Art, wie man in dem Falle, daß noch um einen vierten oder fünften Buchstaben gespielt werden soll, verfahren muß, ist eben dieselbe; nur daß alsdann der Lehrer eine der vier Charten, und nachher zwey der zu gebenden fünf Charten, für sich selbst geben, und die Sache so einrichten muß, daß ihm eine, oder nachher zwey von den schon bekannten ersten drey Charten zufallen.

Noch erinnere ich zum Ueberfluß, daß der Lehrer bey Vorzeigung eines Bildes nie ein anderes Bild zugleich mit sehen lassen muß. Dies gilt auch von den unter jeder Fabel im A B C-Buche befindlichen Vignetten, weil auch diese, wie

wie man bald hören wird, zu einem besondern Zwecke neu bleiben müssen.

Ehe ich in meiner Beschreibung weiter gehe, muß ich erst ein paar Worte über die bey diesem Spiele zu gebrauchenden Formeln sagen.

Wer sich der Geschichte seiner eigenen Jugendjahre noch mit einiger Lebhaftigkeit bewust ist, der wird sich des großen Vergnügens erinnern, welches ihm und seinen Kameraden gewisse Spiele machten, welche nichts weniger, als sinnreich ersonnen und geschickt waren, dem Verstande eine angenehme Unterhaltung zu gewähren. Einige derselben hatten vielmehr eine so läppische und abgeschmackte Einrichtung, daß es uns jetzt beynahe unbegreiflich ist, wie wir uns damals nur im geringsten damit vergnügen konnten. Wenn wir aber den eigentlichen Ursachen dieser uns jetzt so unbegreiflich scheinenden Wirkung nachspüren, und deswegen die ganze Einrichtung solcher Spiele etwas näher betrachten: so finden wir, daß es blos gewisse immer wiederkehrende Formalitäten waren, wodurch diese an sich abgeschmackte Unterhaltungen für unsere kindische Seele einen so starken Reiz erhielten. Es musten nehmlich gewisse Wörter dabey gesprochen, gewisse Bewegungen und Handlungen dabey

verrich-

verrichtet werden, welche sich von dem Gewöhnlichen unterschieden und mehr oder weniger ins Sonderbare fielen. Die Spiele der Landleute sind zum Theil von eben dieser Beschaffenheit; und man hat nicht Unrecht, aus dieser Bemerkung die allgemeine Wahrheit herzuleiten, daß abgeschmackte, ganz willkürlich erdachte Formalitäten, wenn sie nur den Reitz des Sonderbaren haben, weit wirksamer sind, als die sinnreichsten Scherze, um Kindern und kinderähnlichen Alten Vergnügen zu machen. Diese Beobachtung habe ich bey der Erfindung des jetzt beschriebenen Buchstabenspiels, und derer, die ich nachher beschreiben werde, zum Grunde gelegt; und daher sind die Formeln entstanden, in welche ich dieses Spiel einzukleiden für gut befand. Wer also diese Formeln bloß deswegen tadeln wollte, weil sie gar nicht witzig, sondern vielmehr einfältig klingen, der würde mich in der That mehr gelobt, als getadelt haben.

Jetzt will ich fortfahren, noch eins und das andere zu beschreiben, welches bey der Fortsetzung des Spiels zu wissen nöthig ist. Ich nehme also an, daß die Kinder das erstemal nur die drey ersten Buchstaben, a, b, ch, gelernt haben, und nun mit den drey folgenden d, e, f (fe) spielen sollen. Man thut

also diese drey neuen Charten zu den gestrigen hinzu, läßt die Kinder mit den darauf befindlichen Buchstabenfiguren sich wieder vorläufig bekannt machen, mischt so dann die Charten und giebt nun jedem Kinde zwey derselben. Man macht aber anfangs wieder die drey gestrigen Charten, a, b, ch, eine nach der andern zur Gewinnenden, damit die Kinder, indem sie drey neue Buchstaben hinzulernen, der schon gelernten vorhergehenden nicht vergessen mögen. Und so wird es auch bey allen nachherigen Spielen gehalten. Die alten Charten werden immer wieder mit ausgetheilt und die drey letzten erst wieder zu Gewinncharten gemacht; es sey dann, daß der Lehrer überzeugt ist, daß die Kinder die schon dagewesenen Buchstaben sich hinlänglich eingeprägt haben, in welchem Fall es keiner solchen Wiederholung bedarf.

Weil nun aber die Bilder, welche im A B C-Buche bey diesen drey ersten Buchstaben stehen, den Kindern schon von gestern her bekannt sind: so werden nunmehr, ausser denselben, auch die unter dem jedesmaligen Texte befindlichen Vignetten, als Prämie, mit vorgezeigt. Daß übrigens die Formeln des Spiels nach den jedesmaligen Buchstaben, welche gelernt

lernt werden sollen, abgeändert werden müssen, versteht sich von selbst. Indem also der Lehrer in dieser zweyten Spielstunde die Charten giebt, bedient er sich der Worte:

Ich geb' ich gebe, a, b, ch, d, e, f (se)
Wer d bekommen hat, der steh.

Und der Schüler, der das d bekommen hat, antwortet nun, wie es sich von selbst versteht:

Herr, ich habe d und steh.

Und so wird es auch bey allen nachherigen Spielen gehalten.

Ich habe bisher angenommen, daß das Spiel mit drey Kindern getrieben werde: nun muß ich auch sagen, wie man sich zu verhalten habe, wenn mehr oder weniger Kinder auf diese Weise unterrichtet werden sollen.

Hätte man nur einen einzigen Schüler: so müßte man eine erwachsene Person zu Hülfe nehmen, weil wenigstens zwey Spieler da seyn müssen. Und in diesem Falle müßte man dann auch nur immer zwey Charten austheilen. Die Art des Spiels bliebe übrigens die nämliche. Hat man aber vier oder fünf oder sechs Schüler: so muß man sich von dem Buchstabenspiele zwey Exemplare anschaffen, damit man eine

oder zwey Charten doppelt austheilen könne. Denn mehr, als drey, Buchstaben auf einmal lernen zu lassen, ist nicht rathsam. Gesetzt also, es wären fünf Kinder: so theile man denjenigen Buchstaben, welcher gewinnen soll, einmal, die andern beyden aber doppelt aus; so wird man nur drey Buchstaben gegeben und doch jedes Kind eine Charte bekommen haben. Sind aber sechs Kinder da, so theile man auch die gewinnende Charte doppelt aus, und lasse immer zwey Kinder zugleich gewinnen. Ich rathe aber, daß man nie mehr, als höchstens sechs Kinder, zugleich spielen lasse, und zwar aus einem zweyfachen Grunde. Erstlich ist es nicht leicht zu vermeiden, daß bey einer grössern Anzahl von Kindern, wenn sie nicht vorher schon ausserordentlich schulmäßig gemacht worden sind, nicht bald allerley kleine Zänkereyen, oder andere kindische Unarten vorfallen sollten, welche Anlaß zu Verdrießlichkeiten geben würden, die man, so sehr es immer möglich ist, von diesem Spiele zu entfernen suchen muß, damit ein aufgeräumtes Wesen durch die ganze kleine Gesellschaft herrsche. Zweytens würde auch das Spiel selbst den Kindern zu langweilig werden, wenn man eine und eben dieselbe Charte mehr, als höchstens sechsmal,

hinter

hinter einander gewinnen ließe, welches doch geschehen müste, wenn noch mehr Kinder mit spielten. Aus dieser Ursache wird das Spiel nicht besser von statten gehen, als wenn man jedesmal nur drey Kinder spielen läßt.

Also wird dieses Buchstabenspiel nur beym Privatunterrichte, aber nicht in öffentlichen Schulen brauchbar seyn? — Keinesweges! Denn gesetzt, daß ein Schulhalter auch 20 oder mehr A B C-Schüler zu unterrichten habe, so kann er ja auch nach der gewöhnlichen Methode das Alphabet zu lehren, doch nicht alle 20 auf einmal vornehmen, sondern er muß, indem er zweyen oder dreyen einige Buchstaben zeigt, die übrigen unterdeß auf irgend eine andere Weise beschäftigen. Eben so kann er es ja nun auch mit diesem Spiele machen. Ich wünschte aber, daß er dasselbe nicht in Gegenwart derer triebe, welche nicht mitspielen sollen, weil diese durch Geräusch und kindische Unarten das Vergnügen der Spielenden zu oft unterbrechen würden. Ist also in seiner Schule nicht Raum genug, um sich mit den jedesmaligen Spielern in ein besonderes Zimmer begeben zu können: so möge er es mit den Eltern der Kinder verabreden, daß sie ihm nicht alle zu gleicher Zeit, sondern in jeder Stunde oder halben Stunde (denn länger

braucht das Spiel nicht zu währen) nur immer drey oder vier Kinder zugesandt werden. Auf diese Weise wird er in einigen Stunden mit allen fertig seyn, und ohngeachtet jedes Kind nur eine halbe Stunde unterhalten würde: so wird es doch mehr Nutzen davon gehabt haben, als wenn es, wie bisher, fünf oder sechs Stunden mit großem Widerwillen in der Schule zugebracht hätte.

Ein jeder verständiger Leser wird übrigens wohl ohne meine Erinnerung von selbst einsehen, daß das angezeigte Formular des Buchstabenspiels zum Vergnügen der Kinder auf mancherley Weise abgeändert werden könne, und er wird solche Veränderungen nach Beschaffenheit der Umstände, ohne Vorschrift, von selbst einzuschieben wissen. Ich will von den vielen möglichen Variationen, die sich mir sogleich darbieten, nur eine einzige zum Beyspiel anführen. Wenn z. E. unter den Buchstaben, um welche eben gespielt werden soll, sich das i mit befände: so könnte der Lehrer sich folgender Formel bedienen:

Ich geb', ich gebe a, b, ch, d, e, f, g, h, i,
Wer f bekömmt, der hüpf' und sage hi! hi! hi!

Und

Und das gewinnende Kind hüpfte dann auf und sagte lachend:

Herr, ich habe f und sage hi! hi! hi!

Aehnliche Abänderungen wird, wie gesagt, einem jeden darüber nachdenkenden Lehrer die Gelegenheit an die Hand geben.

Wenn man nun auf die beschriebene Weise das ganze Alphabet (die als besondere und einfache Buchstaben betrachteten ch, j, sch, ä, ö, ü mitgerechnet) den 26 Charten des Buchstabenspiels durchgespielt hat: so suche man, ehe zum Silbenspiele geschritten wird, sich erst recht zu überzeugen, daß die Kinder, so wohl die Figur eines jeden Buchstabens, als auch den dadurch angedeuteten Laut, vollkommen inne haben. Und hierzu schlage ich das Buchstabensuchen vor. Der Lehrer legt nämlich ein Buch auf den Tisch, — gleich viel welches! — und sagt: Kinder, unter diesen vielen Buchstaben hier hat sich ein a versteckt: wer von uns wird es am ersten finden? Ist der bloße Wetteifer nach und nach nicht mehr lebhaft genug, um dieses Geschäft zum Spiel zu machen: so kann man für den ersten Finder auch eine kleine Prämie aussetzen, es sey nun eine Rosine, eine Nuß, ein Stück vom Apfel, ein Kuß, ein Hut auf

den Kopf u. s. w., oder was man von den tausenderley Kleinigkeiten, die man für Kinder zur Belohnung machen kann, etwa sonst zu wählen für gut befinden wird.

Jetzt also zum Silbenspiele. Dieses wird mit eben den Charten gespielt, mit welchen vorher das Buchstabenspiel gespielt wurde, und ohngefähr auf die nämliche Weise. Ich muß aber, bevor ich es etwas umständlicher beschreibe, einige allgemeine Erinnerungen voranschicken.

1. Das eigentliche Buchstabiren, da man jeden Buchstaben erst einzeln und nachher die Silbe ausspricht, ist für den Anfänger nicht nur überflüßig, sondern erschwert auch das Lesenlernen auf eine unglaubliche Weise. Man lasse daher die Silben, um welche gespielt wird, von den Kindern auf einmal aussprechen; nur der Lehrer nenne zuweilen die einzelnen Buchstaben, aus welchen sie zusammengesetzt sind. Erst dann, wenn die Kinder jede ihnen vorkommende Silbe fertig lesen können, übe man sie zuweilen auch darin, erst die einzelnen Buchstaben, dann die Silbe auszusprechen; nicht, als wenn diese Uebung ihre Fertigkeit im Lesen vergrössern könnte, sondern weil sie ihnen nach-

her

her beym Schreibenlernen zu statten kommen wird. Hiervon weiter unten ein Mehreres.

2. Da die gute Lehrart will, daß man das Schwerere in jeder Sache dem Leichtern nachsetzen müsse: so rathe ich, auch das Silbenspiel anfangs nur mit den Consonantencharten zu spielen, und diejenigen, welche die einfachen und doppelten Vokale enthalten, so lange ungebraucht zu lassen, bis man wenigstens die erste Abtheilung von jenen nach allen Charten durchgespielt hat. Denn die Kinder werden sich leichter und geschwinder eine Fertigkeit in der Aussprache solcher Silben, welche vorn einen Consonanten haben, als derjenigen erwerben, welche mit einem Vokal anfangen und den Consonanten hinten haben, weil ihnen bey jenen Silben nach der von mir vorgeschlagenen Benennung der Buchstaben die Analogie mehr, als bey diesen, zu statten kommen wird.

3. Die Bilder im A B C= Buche sind den Kindern nun schon bekannt; die Vorzeigung derselben kann also nicht mehr zur Prämie gemacht werden. Was wollen wir dann nun jetzt zur Belohnung für den Gewinner machen? — Anfangs dieses, daß wir demjenigen Kinde, welches durch die Aussprache einer Silbe gewonnen hat, und nun von dem

Lehrer in die Ecke des Zimmers geführt wird, die Fabel vorlesen, welche zur Erklärung des Bildes bey demjenigen Buchstaben steht, womit die gewinnende Silbe anfängt. Diese Belohnung wird eine Zeitlang Stich halten. Sobald nun aber die Kinder mit dem Inhalte einer jeden Fabel bekannt geworden sind, muß man irgend einen andern kleinen Preis für sie aussetzen. Und da man hierbey unter tausend Kleinigkeiten, welche Kindern Vergnügen machen können, zu wählen hat, so habe ich nicht nöthig, etwas darüber zu bestimmen.

4. Wer es der Mühe werth achtet, über eine so geringfügige Sache, als das Lesenlernen ist, mir nach zu philosophiren, der wird die Gründe, warum ich grade diejenigen Silben, welche man auf den Charten finden wird, und keine andern gewählt habe, wohl von selbst entdecken. Ich gestehe, daß die Auswahl derselben und die Bestimmung der Ordnung, in welcher sie auf einander folgen sollten, keine von meinen leichtesten Bemühungen in diesem ganzen kleinen Geschäft gewesen sey, weil es darauf ankam, von jeder Art der elementarischen Silben eine auszusuchen.

Wenn nun das Silbenspiel angehen soll, so zeigt man erst abermals den Kindern kürzlich,

worauf

worauf es dabey ankomme. Man legt ihnen also die drey ersten Consonantencharten vor und sagt: nunmehr, ihr Kinder, geht uns die erste Abtheilung auf den Charten nichts mehr an; wir haben nur auf die nächstfolgende zu sehen, worin ihr zwey Buchstaben neben einander erblickt. Damit ihr aber euch nachher nicht in den Abtheilungen irren möget: so will ich diese zweyte, auf die wir jetzt bloß zu sehen haben, mit rother Tinte unterstreichen. — So! Nun gebt Acht, worauf es hierbey ankömmt. Seht ihr, wenn ein solches b und ein solches a so zusammen stehen, wie hier: so braucht man nicht jeden Buchstaben besonders auszusprechen — b — a —, sondern man kann beyde mit einem einzigen Laute angeben, nämlich ba! Eben dieses geschieht auch, wenn ein ch und a (wie da auf der zweyten Charte!) zusammenstehen; die spricht man alsdann auch, nicht mit zwey Lauten — ch — a —, sondern mit einem einzigen cha! aus. Und so macht man es auch mit den beyden da auf der dritten Charte. Man sagt nämlich nicht — d — a —, sondern, als wenn's nur ein Buchstab wäre, mit einemmale da! Also diese beyden Buchstaben hier heissen ba; die da cha; und jene endlich da. Wenn ihr euch dies nun

recht

recht gemerkt habt, so wollen wir wieder damit spielen. — Ich fange an:

Lehr. Ich geb', ich gebe, aufgeschaut!
Schüler. Gieb her, gieb her, wir schauen auf!
L. Ich geb', ich gebe, ba, cha, da,
Wer ba bekömmt, der rufe ba.
S. Herr, ich hab's und rufe ba!
L. Komm mit mir an jenen Ort,
Ich will dir etwas sagen (od. geben) dort.

Es müssen übrigens alle die kleinen Handgriffe, die ich oben beym Buchstabenspiele empfohlen habe, auch hierbey wieder angewandt werden; z. E. daß der Lehrer, indem er mit dem Gewinner zurückkömmt, die andern Schüler frägt, was sie bekommen hätten? u. s. w. Nun fährt man auf eben dieselbe Weise fort auch die übrigen mit a verbundenen Consonanten auf den andern Charten durchzuspielen. Dann wird die dritte Abtheilung, in welcher die Consonanten mit e zusammengesetzt sind, vorgenommen, und wenn auch diese nach allen Charten durchgespielt ist, die vierte, und so auch die fünfte.

Zur Abwechselung aber kann man auch hier zwischendurch das Silbensuchen spielen lassen, wobey man wieder entweder ein beliebiges Buch, oder besser die im A B C = Buche befindlichen

findlichen Silbentabellen *) zum Grunde legt: Man sagt nämlich, wie vorher bey dem Buchstabensuchen: Kinder, unter den Silben, die ihr hier seht, hat sich die Silbe ba oder ka versteckt: wer von uns wird sie zuerst finden? der soll Meister seyn! u. s. w. Hierbey ist aber zu beobachten, daß man keine andere Silbe suchen lassen muß, als solche, um welche die Kinder schon gespielt haben.

Wenn mit den Consonantencharten die ersten 8 Silben, welche nur aus 2 Buchstaben bestehen, durchgespielt sind: so muß man, ehe man weiter fortschreitet, auch die ersten Silben aus den Vokalcharten durchspielen lassen, und in der Folge dann jedesmal abwechseln, so daß einmal mit Silben aus Consonantencharten, das anderemal mit Silben aus Vokalcharten gespielt werde.

Hat man endlich das ganze Silbenspiel, so wohl mit den Consonanten= als Vokalcharten durch=

*) Diese Silbentabellen, die ich dem A B C=Buche hingefügt habe (25 an der Zahl) sind in genau abgetheilte Classen geordnet, deren jede eine besondere Art von Silben — von den einfachsten und leichtesten, bis zu den componirtesten und schwersten — enthält.

durchgespielt: so treten nunmehr noch ein Paar andere Spiele ein, wodurch die vorläufige Fertigkeit im Silbenlesen, welche die Kinder nun schon besitzen, bis zur Vollkommenheit ausgebildet werden kann. Ich will sie beschreiben.

Das erste nenne ich das Plapperspiel. (Warum ich es nicht die Judenschule genannt habe, wird der nachdenkende Leser wol von selbst begreifen.) Kinder und Lehrer sitzen am Tische und jeder von ihnen hat die Silbentabelle (die ich deswegen besonders heften zu lassen rathe) vor sich. Der Lehrer sagt, das Spiel bestünde darin, daß alle zu gleicher Zeit eine gewisse Anzahl von Silben, die er in der Tabelle bezeichnet, hinter einander laut hersagten, aber wohl verstanden, nicht geschwinder und nicht langsamer, als er — der Lehrer — ihnen vorgehen würde, so daß es recht taktmäßig ginge. So oft er aber mit dem Stocke auf den Tisch schlüge, müsten alle auf einmal einhalten, und nur derjenige allein fortfahren, den er alsdann jedesmal aufrufen würde. Wüste dieser dann nicht, wo er fortzufahren habe, oder könnte er die folgenden Silben nicht eben so fertig allein ablesen, als alle zusammen die vorhergehenden hergesagt hätten: so würde er

für den Plapperer erklärt, und zum Zeichen dessen würde ihm der Mund mit einem Tuche zugebunden, das er so lange tragen müste, bis ein anderer auf gleiche Weise fehlte und statt seiner zum Plapperer gemacht würde. Damit nun jeder sich desto besser davor hüten könnte, so wollte er ihnen die Silben erst einmal vorlesen, um sie mit der Aussprache derselben recht bekannt zu machen. u. s. w.

Man sieht wohl, daß es abermals von dem Lehrer abhange, in dieses Spiel dadurch, daß er bald langsam, bald geschwind, bald leise, bald laut, bald sprechend, bald singend lesen läßt, so viel angenehme Veränderungen zu bringen, daß die Kinder desselben nicht leicht überdrüßig werden können.

Das zweyte mag das Rednerspiel heissen. Man stelle den geübtesten unter den Schülern auf einen Stuhl, um den Redner zu machen. Um das Ding zur grössern Freude der Kleinen, noch mehr aufzustutzen, setze man ihm einen Hut auf, lasse ihn Handschuhe anziehen und stecke an seine Seite ein Stöckchen, statt eines Degens. Alsdann muß dieser mit der Silbentabelle in der Hand jedesmal etwa fünf oder sechs Silben vorlesen, und die ganze Versamm-

lung

lung, mit dem Lehrer an ihrer Spitze, lieset es ihm nach, gleichsam als wenn der Redner ein Solosänger und die Versammlung der Uebrigen der Chor wäre. Fehlt der Redner in der Aussprache einer Silbe, oder verliert er den Zusammenhang: so wird er seines Amts entsetzt, welches derjenige wieder bekömmt, der den Fehler am ersten zu verbessern wuste.

Ein andermal läßt der Lehrer ein sogenanntes Lauffeuer machen. Er stellt nämlich die Kinder in eine Reihe, sich selbst oben an, und commandirt: Achtung! die Augen aufs Buch! Feuer! Alsdann liest jeder Schüler, so wie die Reihe an ihn kömmt, eine Silbe aus der Silbentabelle, und wo der letzte aufhört, fängt der erste wieder an, bis der Lehrer halt! ruft, u. s. w.

Es würde leicht seyn, noch ein Dutzend andere dergleichen Spiele zu erfinden: aber ich glaube, daß es an diesen schon genug seyn werde. Auch gehört in der That so wenig Erfindungskraft dazu, daß jeder, der über das, was Kinder zu vergnügen pflegt, nur einige Beobachtungen angestellt hat, leicht selbst noch mehrere wird ersinnen können.

Wenn nun die Kinder, durch Hülfe der jetzt beschriebenen Spiele, die 17 ersten Klassen der Silbentabelle so oft wiederholt haben, daß ihnen keine der darin befindlichen Silben noch einigen Anstoß verursachen kann: so sind sie auch im Stande, die ersten 13 Fabeln oder Thiergespräche, zu lesen, welche in getrennten Silben abgedruckt worden sind. Es ist aber gut, gleich anfangs zu verhüten, daß sie im Lesen keinen unangenehmen Ton annehmen; und wird man daher wohl thun, wenn man ihnen jedes Stück erst selbst mit richtiger Deklamation vorlieset, und sie dann eben so nachlesen läßt.

Wenn die Kinder bis zur 14ten Fabel vom Ochs und Oechslein im Lesen gekommen sind: so ist es Zeit, die bisher versteckten Schwierigkeiten des Lesens nach und nach hervortreten zu lassen. Ehe man also diese Fabel lesen läßt, mache man sie mit der Regel bekannt, daß das ch zuweilen wie ein k ausgesprochen werden muß, wie hier in Ochs. Bey der folgenden 15ten Fabel theile man ihnen die Regel von der Verlängerung der Silben mit, die entweder durch Verdoppelung des Vokals, oder durch das Einschieben der Buchstaben e und h geschieht; wie auch von der Verkürzung der Silben durch

Verdoppelung der Consonanten, und lasse sie zur Uebung erst die in der 18ten und 19ten Klasse der Silbentabelle befindlichen hieher gehörigen Silben einigemal durchlesen. Man wird finden, daß die besagte 15ste Fabel so eingerichtet ist, daß sie zur ferneren Uebung in der Anwendung dieser Regel dienen kann.

Bevor man die folgende 16te Fabel vom Renthiere und Reitpferde lesen läßt, mache man die Kinder erst mit den ſſ, ß, s, und den zusammengezogenen ſt bekannt und übe sie durch die 20ste Klasse der Silbentabelle. Denn in dieser Fabel habe ich diese Buchstaben zum erstenmale erscheinen und das Wort verlassen mit zusammenhängenden Silben drucken lassen.

Wenn zur folgenden 17ten Fabel von der Spinne und dem Seidenwurm geschritten werden soll: so zeige man den Kindern erst die Figuren der Buchstaben ck, y, tz und übe sie in dem Gebrauche derselben durch die 21ste Klasse der Silbentabelle. Denn nun treten auch diese Buchstaben ein, wie man finden wird. In dieser Fabel sind schon mehr Wörter in ungetrennten Silben abgedruckt worden.

Ehe man die 18te Fabel vom Schweine und Schaafe lesen läßt, mache man die Kinder

der mit dem Buchstaben v bekannt, welcher darin zum erstenmale vorkömmt, und bey dieser Gelegenheit auch mit dem Gebrauche des ph. Zur vorläufigen Uebung dient die 22ste Klasse der Silbentabelle. Von nun an sind nur noch einige lange und schwere Wörter in getrennten Silben abgedruckt worden.

Die 19te Fabel vom Truthan und der Turteltaube setzt eine Kenntniß des Buchstabens Q voraus, weil das Wort Qual, welches darin vorkömmt, damit anfängt. Hier ists also Zeit, dem Kinde zu sagen, daß dieser Buchstab verbunden mit u, die Stelle des kw vertrete. Bey dieser Gelegenheit kann man sie dann auch mit dem x, welches die Stelle des ks vertrit, bekannt machen, und zur Uebung in der Aussprache beyder Buchstaben die 23ste Klasse der Silbentabelle mit ihnen durchgehn.

Auf diese Weise werden die Kinder, noch ehe sie die 22 Fabeln ausgelesen haben, die mehrsten Schwierigkeiten des Lesens, die ihnen anfangs verheelt wurden, nach und nach auf eine fast unmerkliche Weise glücklich überwunden haben. Jetzt kann man sie zuweilen, wie zum Spaß, ordentlich buchstabiren lassen, des künftig zu lernenden Schreibens wegen. Es fehlt

ihnen nun fast nichts mehr, als 1) eine Kenntniß des Buchstabens c, 2) der gewöhnlichen Benennung der Buchstaben und 3) mehrerer künftig zu wissen nöthiger Alphabete. Auf die Figuren und den Gebrauch der Unterscheidungszeichen werden sie schon beym Lesen der Fabeln aufmerksam geworden seyn.

Das c und den Gebrauch desselben rathe ich ihnen erst dann bekannt zu machen, wenn sie die Fabeln bis zu Ende durchgelesen haben. Zur Uebung in der Aussprache derjenigen Silben, worin dieser Buchstab vorkömmt, dient die 24ste Klasse der Silbentabelle.

Die gewöhnliche Benennung der Buchstaben lernt sich von selbst.

Eine sehr gute Uebung aber in der Rechtschreibung wird es seyn, wenn die Kinder nach erlangter Fertigkeit im Lesen, angeführt werden, die mit Fleiß fehlerhaft gedruckte Fabeln zu verbessern. Doch muß man mit dieser Uebung nicht eilen.

Das große Alphabet wird nicht eher gelehrt, bis die Kinder die Fabeln durchgelesen und nun schon eine hinlängliche Fertigkeit im Lesen erlangt haben. Alsdann kann es eben so, wie vorher das kleine Alphabet, durch Hülfe des

Buchsta=

Buchstabenspiels gelehrt werden. Es sind zu diesem Behufe auf den Spielcharten die großen Buchstaben mit angebracht worden.

Sobald die Kinder dieses große Alphabet inne haben, kann man sie die kleinen Erzählungen lesen lassen, welche in dem A B C-Buche unter dem Titel: Leseübungen in angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen stehen. Unterdurch werden sie nach der 25sten Klasse der Silbentabelle im Lesen schwerer Wörter geübt, welche daselbst silbenweise zusammengesetzt werden.

Die Erlernung des lateinischen Alphabets, welche auch durch Hülfe des Buchstabenspiels geschehen kann, wird wenigstens so lange ausgesetzt, bis die Kinder die obbenannten Unterhaltungen, so weit sie mit deutschen Lettern gedruckt sind, durchgelesen haben. —

Man ist gewohnt den A B C-Büchern einen kleinen Religionsunterricht, oder Catechismus anzuhangen. Wird ein solcher Unterricht zur Uebung im Lesen gebraucht, zur Zeit, da die Kinder noch keine vollkommene Fertigkeit darin erlangt haben, oder läßt man ihn gar auswendig lernen: so kann nichts Schädlicheres erdacht werden. Denn beydes ist ein sicheres Mittel, den Kindern die Religion gleichgültig oder gar ver-

verhaßt zu machen. Ich habe daher, um einem solchen Mißbrauch vorzubauen, statt eines eigentlichen Religionsunterrichts blos ein Beyspiel gegeben, wie ich wünschte, daß Eltern oder Lehrer die ersten Religionsbegriffe in den Seelen der Kinder erwecken möchten. Und dazu habe ich die abgedruckten Gespräche zwischen einer Mutter und ihrem Kinde angewandt. Diese sind also nicht sowohl für die Kinder, als für ihre Lehrer da. Diese mögen, wenn der Weg, den ich einschlage, ihren Beyfall hat, ähnliche Gespräche mit ihren Zöglingen anstellen, ohne sich dabey eines Buchs zu bedienen, oder sich an Zeit und Ort dabey zu binden. Ich kann nur zugeben (wenn mein Rath etwas gilt) daß diese Gespräche von einer im Lesen sehr geübten erwachsenen Person den Kindern langsam und deutlich vorgelesen werden; oder daß man sie dieselben dann erst selbst lesen lasse, wann sie schon eine vollkommene Fertigkeit im Lesen erlangt haben. Wer dieser Anzeige ungeachtet, einen andern Gebrauch davon macht, der verantworte auch den Schaden, welcher für die künftige Religiösität der Kinder unausbleiblich daraus entstehen wird. —

Noch habe ich diesem A B C = Buche eine Sammlung von Sprichwörtern beygefügt, von

der

der ich behaupten darf, daß sie die zweckmäßigste und vollständigste unter allen ist, die zu einem ähnlichen Behufe jemals gemacht worden sind; nicht, als wenn diese Sammlung die stärkste unter allen wäre, sondern weil ich von allen Sprichwörtern, die ich auftreiben konnte, nur diejenigen aufgenommen habe, welche wirklich lehrreich sind, und nicht, wie so viel andere, auf irgend eine Weise zur Beschönigung menschlicher Thorheiten und Laster gemisbraucht werden können. Um diese Sprichwörter zu einer noch bessern und für die Kinder angenehmern Uebung des Verstandes, des Witzes und des Gedächtnisses zu machen, habe ich gezeigt, wie man viele derselben, wann sie den Kindern durch Lesen vorläufig bekannt geworden sind, in Fragen, und dadurch in wirkliche, für die Kinder auflösbare Räthsel verwandeln könne. Z. E. Welche Thorheiten sind die besten? Antwort: Die kürzesten; nach dem Sprichworte, die kürzesten Thorheiten sind die besten. Was stinket, ohngeachtet man es nicht riechen kann? Antw. Selbstlob; nach dem Sprichworte, Selbstlob stinket. Was macht die Pferde fett? Antw. Des Herrn Auge. u. s. w. Hierdurch wird zugleich der Vortheil erreicht, daß diese lehrreiche Sprichwörter dem Gedächt-

nisse der Kinder um so viel leichter und bleibender eingeprägt werden. Zu wie viel nützlichen Gesprächen diese scherzhafte Uebung dem verständigen Lehrer Anlaß geben könne, brauche ich nicht zu erinnern.

*
* *

So viel von einer geringscheinenden Arbeit, von der ich mir, ohne Eitelkeit, einen erheblichen Nutzen für die Kindheit versprechen darf. Warum ich aber eine so umständliche Beschreibung davon hier eingerückt habe? Aus einer doppelten Ursache.

Erstlich wünschte ich meine kleine Erfindung recht bald bekannt gemacht und von Sachverständigen geprüft zu sehen. Ich muste aber besorgen, daß das A B C-Buch selbst solchen Prüfern, deren Urtheil mir zu Verbesserungen Anlaß geben kann, entweder gar nicht, oder doch erst nach langer Zeit zu Gesicht kommen dürfte, weil der Titel einer Fibel die Neugierde der Philosophen eben nicht zu reizen pflegt. Man wird aber finden, daß diese Arbeit — so unbedeutend sie auch immer scheinen mag — von keinem andern ganz beurtheilt und verbessert werden könne.

Die

Die andere Ursache dieser Bekanntmachung würde ich unterdrücken, wenn ich mich mehr von Eitelkeit, als von Gerechtigkeitsliebe wollte leiten lassen. Ich will mich erklären.

Während des Ausbrütens und Ausführens der Idee zu diesem A B C-Buche, schmeichelte ich mir, daß alles (nur die vierfache Erleichterung des Lesenlernens ausgenommen, die schon Herr Basedow in dem obgenannten kleinen Buche vorgeschlagen hatte) meine eigene und zwar ganz neue Erfindung sey. Aber da ich mein Werkchen vollendet hatte, und es schon unter der Presse war, kam mir zufälliger Weise etwas zu Gesichte, welches sowohl meinem nächsten Vorgänger, als auch mir selbst, die Ehre der ersten Erfindung, in mehr als einem Stücke, wieder aus den Händen wand. Was dieses gewesen sey, will ich erzählen.

Das erste war eine zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Braunschweig gedruckte Fibel, die den Titel führt: J. B. Zeidlers neuverbesserter vollkommener Schlüssel zur Lesekunst. Dieser Mann kündigt sich gleich anfangs, als einen kühnen Reformator an, der seiner Neue-

erung wegen Verfolgungen erwartet, und ihnen unerschrocken entgegen geht. „Die Herren Schulmeister, Schulherren oder Rectores auf Dörfern, sagt er, werden ihren heiligen Amtseifer erwecken, und es mir nicht so hingehen lassen, daß ich die heiligen A B C-Bücher, daraus gleichwohl unsere Väter und Großväter lesen gelernt, verachte. Es wäre gleichwohl eine große Vermessenheit, daß ich das große A abschaffe, das Contrafait des großen Prophetens, Doctor Kikrikihans hinweglasse, das edle Buchstabiren gänzlich ausmerze, und anstatt der heil. zehn Gebote und halben Catechismi, einen erdichteten marktschreyerischen Sermon vom Murmelthier mit anflicke. u. s. w."

Das Wesentliche seiner Neuerungen besteht in folgenden:

1) Macht er eben die Bemerkung, auf welche meine jetzt beschriebene Methode zum Theil mit gegründet ist, daß nämlich die ungleichen Namen der Buchstaben die Kinder im Buchstabiren irre machen, weil einige derselben den Vokal vorn, andere hinten haben. Nur in der Art, diese Schwierigkeit aufzuheben, geht

er etwas von mir ab. Statt nämlich allen Consonanten eine analogische Benennung zu geben, und ihnen bey der Aussprache derselben, mit Wegwerfung des Vokals, blos ein Schewa unterzuschieben, will er, daß man ihnen ganz und gar keinen Namen geben soll.

„Wozu, frägt er, dients, daß man die Buchstaben (die Vokales ausgenommen) mit Namen nennet? Kann ich denn mit keinem Menschen umgehen, handeln und wandeln, ich muß denn wissen, wie sie alle heissen? Ich kenne ja einen Fuhrmann an der Peitsche, einen Schneider an der Scheere, einen Schmidt am Hammer, und darf nicht erst fragen, ob er Oßwald, Meister Gerge, oder Meister Michel heisse. Die Consonantes sind stumme Buchstaben, und nichts mehr, die man gar nicht nennen soll von rechts wegen; es wird auch einem Kinde nicht schaden, wenn es sein Lebtage die Consonantes nicht hat nennen hören ausser der Silben, ich bin gut vor allem Schaden. — Summa, die Consonantes sollen mit keinem andern Vocali lauten, als der dabey stehet; sonst kömmts eben so heraus, als wenn ich einem zutrinke, und es einem andern gebe.“ Ein eben so witziger, als wahrer Gedanke!

Ehrn Zeidler will also, daß die Kinder eben so wenig die Namen der einzelnen Consonanten, als das Buchstabiren, sondern gleich lesen lernen sollen.

„Das Buchstabiren, sagt er, ist an sich selbst alber und unnöthig. Das Lesen ist ein geschwindes Werk, das Buchstabiren aber eine langweilige Lauserey; und kömmt eben so heraus, als wenn ich wollte mit einem um die Wette laufen und unterweges alle Steinchen und Scherbchen aufheben. So möchte ein Kind wohl über dem langen Buchstabiren die Strangurie kriegen, wenn eine schwere Silbe vorkömmt, als Pe — ef — el — a — en — tezed — es, pflantzs. Wie haben die Ebräer und Griechen vor Zeiten lesen gelernt? Haben sie denn auch so daran gekaut, wie wir? Es muß artig geklungen haben: Beth ſcheva -- be Reſch Aleph Zere Schin Jod hireck thau — ſchit Bereſchit; und das griechische Κύριος Kappa ipſilon — ky, rho jota — ri, omicron ſigma-os, Kyrios.“

Da ich nun oben über die Gründe, warum auch ich das eigentliche Buchstabiren für den Anfän-

fänger, sowohl überflüssig, als auch erschwerend finde, nicht umständlich erklärt habe: so will ich es hier mit den Worten meines ehrlichen Vorgängers thun.

„Im Buchstabiren, fährt er fort, muß man mehr hinwegwerfen, als man behält. Ist es denn nicht besser, daß ich dasjenige, was ich allezeit wegnehmen muß, (nämlich die den Consonanten angehängte Vokale) flugs im Anfange weglasse, und mir die Buchstaben ohne Vokales einbilde? — Das Auge ist allezeit geschwinder, als die Zunge, und ich kann ja eher 9 Buchstaben in einem Blick sehen, als 9 Silben hinter einander herbeten, um hintennach erst eine daraus zu machen. Wer schwere Dinge verrichten will, der muß am leichtesten anfangen. Weil nun dies die beste Lehrart und keine Hexerey oder Ketzerey ist, so habe ich das Elend nicht länger ansehen, sondern eine solche vortheilhafte Art zu lesen an den Tag legen wollen, da man keinen Buchstaben, weder laut noch heimlich, sagen darf, sondern nur in Gedanken haben muß. Denn es kann ja ein Kind, so das b und a kennet, ba sagen; kennts dann das r, so kanns auch bar sagen, und wenn es weiß,

was t für ein Ding ist, so kanns auch das t vollends dazu nehmen und das Wort bart, ohne Buchstabiren aussprechen; also auch mit allen andern. Versuche es nur, ich habe es probirt, daß es angehet. Ein Kind, so gar nicht weiß, was Buchstabiren ist, und nur der Ordnung folget, daß es nicht ehe das Schwere versuchet, bis es das Leichte fertig kann, wird sein Lebtage alles schwere Zeug gewiß lesen und nicht so rathen und stottern, wie diejenigen, die sich ans Buchstabiren gewöhnet. Sollen sie dann schreiben lernen, so lasse man sie nur die Silben auch in dieser Ordnung schreiben, so werden sie nichts versetzen, sondern auch im Schreiben desto gewisser werden."

Man sieht, daß ich von diesem meinem Vorgänger in der A B C-Philosophie nur in zweyen Punkten abweiche, 1) darin, daß ich meinen Schüler erst mit den einzelnen Buchstaben bekannt mache, ehe ich ihn Silben aussprechen lasse, und 2) darin, daß ich es für nützlich halte, nach schon erlangter Fertigkeit im Lesen, ihn zuweilen ordentlich buchstabiren zu lassen. Hier sind meine Gründe.

Wenn

Wenn man das erstere unterlassen wollte: so würde man die Zeichen, welche sich das Kind einprägen muß, um lesen zu können, ins Unendliche vervielfältigen, weil es nun jede besondere Silbe als ein besonderes Zeichen ansehen und sich merken müste, da ihm hingegen, so bald es jeden einzelnen Consonanten und die Aussprache desselben aus einigen Beyspielen kennt, die Analogie zu statten kömmt, um diesen Consonanten in jeder andern Verbindung mit Vokalen ohne Mühe aussprechen zu können. Auch fallen dadurch, daß ich alle Consonanten auf eine gleichförmige Weise benannt, und ihrer Benennung, statt des Vokals, ein bloßes Schewa untergeschoben habe, die Ursachen weg, warum mein Vorgänger sie lieber gar nicht genannt wissen wollte. — Die Uebung im Buchstabiren aber, nach schon erlangter Fertigkeit im Lesen, halte ich um deswillen für nöthig, weil das Kind, welches an die unmittelbare Aussprache der Silben, ohne vorhergegangenes Buchstabiren, gewöhnt ist, sich jeden einzelnen Buchstaben nur dunkel vorstellen, und daher künftig in Verlegenheit seyn wird, wenn es beym Schreiben die Silben selbst zusammensetzen soll. Durch Buchstabiren hingegen wird es gezwungen, seine

Auf-

Aufmerksamkeit auf jeden Buchstaben insbesondere zu richten, und sich jeden derselben klar vorzustellen. Dadurch prägt sich dann auch jeder insbesondere seinem Gedächtnisse ein, und bietet sich ihm nachher leicht wieder dar, wenn es beym Schreiben die Silben selbst zusammen setzen soll. —

Die zweyte lobenswürdige Hauptneuerung, welche Zeidler wagte, besteht darin, daß er den kleinen Catechismus aus seiner Fibel wegließ, weil er den großen Schaden erkannte, der nothwendig daraus erfolgen muß, wenn den Kindern etwas, welches zur Religion gehört, auf eine beschwerliche und unangenehme Weise mitgetheilt wird. Zeidler drückt sich hierüber mit der ihm eigenen Energie in seiner Schutzrede gegen die Herren Schulmeister folgendermaßen aus: „Ich sehe wohl, ihr werdet euren clericalischen Eifer darinnen beweisen, daß ihr mir verarget, ich habe Gottes Wort hierinnen vergessen. Aber ich habe es mit Fleiß gethan: denn Gottes Wort ist zu heilig dazu, daß es sich soll lassen mit Griffeln zerstechen und zermartern und ein Obiectum eurer Katzenpfötchen und Schillinge (Namen gewöhnlicher Schulstrafen) werden.„

So

So viel von dieser Fibel, welche den gewöhnlichen A B C-Büchern in jeder Betrachtung so weit vorzuziehen ist! Und doch hat sie sich von diesen wieder müssen verdrengen lassen.

* * *

Das zweyte hierher gehörige merkwürdige Buch, welches mir nach der Vollendung meiner Arbeit in die Hände fiel, ist eine Nachricht von dem Leben und Studien des bekannten jungen Gelehrten J. Ph. Baratier, von seinem eigenen Vater mitgetheilt *); ein Buch, welches verschiedene nachahmungswürdige didactische Handgriffe lehrt, die man wieder vergessen hat, und jetzt für Neuerungen ansieht. Ich schränke mich hier bloß auf die darin beschriebene Lesemethode ein, welche mit der Meinigen gleichfalls einige auffallende Aehnlichkeiten hat. Da

*) Merkwürdige Nachricht von einem sehr frühzeitig gelehrten Kinde und jetzt 14jährigen Magistro, nebst vielen zur Kinderzucht gehörig-nützlichen Anmerkungen. Stettin und Leipzig. 1735.

Da diese Methode eigentlich das Lesen in französischer Sprache zur Absicht hat, so will ich nur dasjenige daraus vorlegen, welches auch auf die deutsche Sprache angewandt werden kann.

1. Das erste, was Herr Baratier in Acht nahm, war, daß er seinem Kinde nicht alle Buchstaben auf einmal zeigte, wie man gemeiniglich thut, wenn man den Kindern ein A B C=Buch in die Hände giebt. „So viel verschiedene Figuren, sagt er, machen sie nur unaufmerksam und verwirrt, und verursachen, daß sie die Augen bald auf diese, bald auf jene werfen, und bald dieser, bald jener Namen wissen wollen. Ich habe meinem Kinde anfänglich nur zwey Buchstaben gewiesen, und ihm dieselben spielend bekannt gemacht, als wenn keine andere mehr vorhanden gewesen. Ja ich habe ihm auch nicht einmal wollen wissen lassen, daß es deren noch mehr gäbe, biß ich gesehen, daß es Zeit wäre, den dritten und nachher den vierten und fünften zum Vorschein kommen zu lassen.„ — Eben dieses wird auch in meiner Methode beobachtet.

2. „Ich

2. „Ich habe die Buchstaben nach ihrem einfachen und natürlichen Ton, und nicht bey dem Namen, den man ihnen in dem A B C-Buche giebt, genennet. Also habe ich allen Consonantibus nur einen sehr dunkeln oder stummen Laut gegeben, als be, me, fe, le etc. und nicht bé, effe, eme, elle, esse etc. und meinem Sohne deutlich gezeiget, daß eben diese Consonantes mit einem a, ba, ma, fa etc. und mit einem o, bo, mo, fo etc. heissen würden.„ Eben dieses ist auch in meiner Methode geschehen.

3. „Die Diphthongos, Triphthongos und alle andere einfache Töne, welche keine besondere Figur haben, und aus verschiedenen Buchstaben bestehen, so dennoch einen Laut haben, habe meinen Sohn nur als einen einzigen kennen und nennen gelehrt. Dergleichen sind ay, ai, ei, au, eau, eu, ou, oi, oy etc. wozu ich noch hinzusetze an, en, in, ain, on, un, oin, ail, eil etc., welche ich als einen einzigen Laut nennen und aussprechen lasse, ohne jeden Buchstaben besonders zu nennen und auszusprechen.„ Eben dieses Verfahren ist

auch von Hrn. Basedow empfohlen und von mir beobachtet worden.

4. „Gewisse Buchstaben, oder Figuren und Verbindungen, die entweder selten vorkommen, oder deren man im Anfange kann überhoben seyn, oder die auch nicht sonderlich zur Aussprache dienen, habe mit Fleiß vorbey gegangen und meinem Sohn nicht bekannt gemacht. Welches insonderheit mit dem x, z, k, q, et, oe, aeu gethan habe. Er hat lesen können, ehe ihm dergleichen Figuren bekannt gewesen, welche er nachher unvermerkt aus der Uebung gelernet.„ Wiederum ganz dem von Hrn. Basedow empfohlenen und von mir beobachteten Verfahren gemäß; nur daß Hr. Baratier diese Regel nicht auf alle Buchstaben angewandt hat, auf welche sie hätte angewandt werden müssen. Er behält z. E. das für den Anfänger überflüssige y bey, und begnügt sich bloß ihm einen andern Namen zu geben. —

5. „Wenn mein Kind die fünf Vocales e i oder y, a, o, u und sieben oder acht von den am öftesten vorkommenden, und von einan-

der

der am meisten differirenden Consonanten sich bekannt gemacht gehabt; so habe ich solche mit den Vocalibus zusammengefügt und in einem Laut aussprechen lassen, als be, bi, ba, bo, bu etc. ohne diese Buchstaben, wie gemeiniglich im Buchstabiren geschieht, von einander abzusondern. Darnach habe ich sie mit den Diphthongis bai, bay, bei, bey etc. verknüpft, und ohne Unterschied beau, boi, boy, bou etc. geschrieben. — Da nun mein Sohn auf solche Weise die Consonantes nur nach ihrem dunkelsten und stummesten Laut, worin man sie aussprechen kann, und welches ihr einfacher, natürlicher Klang ist, gekannt und dabey gewust, daß sie den Laut des Vocalis, der bey ihnen steht, annehmen, auch ihm die Aussprache aller eigentlichen und uneigentlichen Vocalium oder Diphthongorum bekannt war: so hat er, nachdem er eine Zeitlang darin geübt worden, das ganze Geheimniß des Lesens von selbst entdeckt, und ist bald im Stande gewesen, alle verschiedene Zusammenfügungen der Buchstaben, die man ihm nur vorgeleget, gleich zum erstenmal, ohne zu buchstabiren, oder jeden Buchstaben besonders bey seinem Namen zu nennen, auszusprechen.„ —

Das Uebrige gehört nicht zu meiner gegenwärtigen Absicht. Ich wollte bloß meinen Vorgängern durch eine Anzeige dessen, was sie früher, als ich, bemerkt hatten, Gerechtigkeit wiederfahren lassen; und das ist nun geschehen.

Nöthige Erinnerung,

daß die Kinder Kinder sind,

und als solche behandelt werden sollten.

Ne forte seniles
Mandentur iuueni partes, pueroque viriles!
Horat.

III.

Nöthige Erinnerung,

daß die Kinder Kinder sind,

und als solche behandelt werden sollten.

---

1) Auszug eines Briefes.

— Schon lange habe ich etwas, die Kinderzucht betreffend, auf dem Herzen, das ich gern auf einmal vielen Menschen zugleich sagen mögte.

Es betrifft eine Kleinigkeit — mancher wird vielleicht über meine Besorgnisse lachen — aber mir ist die Sache nicht Kleinigkeit. Schon hundertmal hat sie mein Herz verwundet; mir schon Thränen des Mitleids ausgepreßt. Ich liebe die Kinder, die guten unschuldigen Geschöpfe, aus denen so viel werden könnte, wenn man sie es nur werden ließe! Aber ich liebe die Kinder nur als Kinder. Sind sie das nicht:

so verwandelt sich meine Liebe in Mitleiden; so sehe ich in eine traurige Zukunft für sie hinaus, und entrüste mich wohl gegen die Eltern und Lehrer, die ihnen diese traurige Zukunft bereiten.

Und die Quelle dieses Unglücks? Die ist, daß man die Kinder nicht Kinder seyn läßt, sie nicht als Kinder behandelt, sie oft, wenn sie kaum der Wiege entronnen sind, Sie heißt; sie Monsieur und Mademoiselle nennt; ihnen ihre Wärterinnen, Pflegerinnen, das Gesinde überhaupt, die Lehrer selbst, als Menschen vorstellet, die bloß um ihrentwillen da und weniger, als sie, wären, denen sie keine Achtung, keine Ehre, keinen Gehorsam leisten, die sie wohl gar schelten, schimpfen, schlagen dürften; daß man diese kleinen Geschöpfe ihre Schwachheit, ihre Abhängigkeit von allen, die größer und stärker, als sie, sind, nicht fühlen läßt; daß man so viel schreckliche, grausame Nachsicht für ihr ich will hat; daß man ihnen, da sie noch nichts sind, nichts haben und nichts vermögen, und bloß von Allmosen leben, doch nicht selten fast eben die Achtung erweiset, die man nur Personen von bekannten oder vorausgesetzten Verdiensten und Vorzügen schuldig ist. Das ists,

ists, was mich für diese arme unschuldige Geschöpfe kränket, — was mich für sie und für die ganze Gesellschaft so viele Uebel fürchten läßt!

Ich danke Gott, daß ich Du und nicht Sie geheissen; — danke Gott, daß ich ein Kind gewesen, viele Jahre ein Kind geblieben bin, nur nach und nach ein Jüngling und erst zu rechter Zeit ein Mann geworden bin; — danke Gott, daß ich die Dienstboten, die mich pflegten und für mich sorgten, habe achten und ehren und sie für wichtigere Personen in der Gesellschaft habe halten müssen, als ich selbst war; — danke Gott, daß sie mir Verweise geben durften, und daß ich dieselben nicht zu erwiedern berechtiget war! — Auch liebte ich sie alle und sie liebten mich alle. Noch jetzt dienet mir keiner ungern, und keiner findet sich durch die Dienste, die er mir leistet, erniedriget. Ich habe den Menschen, als Menschen schätzen, frühzeitig den Unterschied der Stände, nicht als wesentlichen, sondern als zufälligen Unterschied kennen, den Tagelöhner so wohl, als den Fürsten, für meine Brüder halten lernen; und wie viel habe ich nicht dabey gewonnen! Die Gegenwart derer, die mir dienen, oder sonst ei-

ne niedrigere Stelle, als ich, bekleiden, ist mir nicht beschwerlich, ihr Glück nicht gleichgültig, ihre Vorstellungen, ihre Gegenantworten sind mir nicht Beleidigungen, ihre Fehler nicht unverzeihliche Verbrechen. Und wenn es der Vorsehung je gefallen sollte, mich in Umstände zu versetzen, wo ich den Umgang meiner Brüder von gleichem oder höherem Stande meiden, und bloß mit und unter meinen Brüdern vom niedrigsten Stande leben müßte: so würde ich dadurch nicht unglücklich werden.

Aber wem darf ich wohl diese Vortheile bey der heutigen gewöhnlichen Erziehung versprechen? Wo sind Kinder? — In den meisten sogenannten guten und großen Häusern finde ich keine. Aber junge Herren und junge Damen in Kinderkleidung und mit kindischem Sinne, die Menge! — Der Fremdling, der unsere Sitten nicht kennte und aus einer Gegend käme, wo Natur und Wahrheit herrschen, müßte der nicht diese jungen Menschen für ein neues, seltsames Geschlecht von Zwergen halten? — Unglückliche Kinder, die nie recht Kinder gewesen, nie ganz als Kinder behandelt worden sind, die herrschen und gebietrisch herrschen lernten, ehe sie zu gehorchen wusten! Wehe denjenigen, die

die das Schicksal von ihnen abhängig gemacht und zu ihrem Dienste bestimmt hat! Und wehe ihnen selbst, wenn sie jemals ins Unglück gerathen, oder genöthiget seyn sollten, ihren Stand mit einem niedrigern zu vertauschen!

— — —. Setzen Sie doch diese Sache gelegentlich aus einander. Machen Sie es doch — wenn Sie anders meiner Meinung sind — Ihren Lesern recht anschauend und fühlbar, wie viel solche Dinge, die man nur für Kleinigkeiten hält, bey der Kinderzucht zu bedeuten haben. Retten wir auch nur einem Kinde dadurch das heilsame Gefühl seiner Kindheit, wie viel Gutes haben wir dann nicht gethan! Leben Sie wohl! — Gott segne Ihre gemeinnützige Bemühungen!

G. J. Zollikofer.

2) Weitere Auseinandersetzung dieser Materie.

Wie sehr wünschte ich, daß es dem würdigen Verfasser der vorstehenden Blätter nicht an Muße gefehlt hätte, die Auffoderung, mit der er schließt, an sich selbst zu richten, und die weitere Auseinandersetzung seiner Beobachtung keiner fremden Feder zuzuschieben! Schüchtern

trete

trete ich hier an seine Stelle; nicht, als wenn ich den Abtretenden ersetzen zu können, mir einbildete, sondern damit der Platz nur nicht ganz leer gelassen werde.

Der Fehler, den mein wohlmeinender Vorgänger noch mehr gerügt wissen will, ist von weitem Umfange. Man kann ihn, wie ein ganzes Geschlecht von Fehlern, in mehrere Klassen theilen, welche alle in dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte zusammentreffen, daß man die Kinder nicht mehr Kinder seyn läßt, und sie als solche nicht mehr behandelt.

Zuvörderst unterscheide ich zwey Hauptäste desselben, aus deren jedem wieder besondere Zweige schießen, welche alle gleichschädliche Früchte treiben, nur daß der eine mehr, der andere weniger trägt. Der erste ist: daß man den Kindern zu viel einräumt; und der andere: daß man zu viel von ihnen fodert. Wir wollen einen nach dem andern betrachten.

Man fehlt, sage ich, auf der einen Seite darin, daß man den Kindern zu viel einräumt. Dieses geschieht auf mannigfaltige Weise. Ich will, um mehrerer Deutlichkeit willen, jede besondere hiehergehörige Bemerkung durch Nummern unterscheiden.

1. Man erweiset oft den Kindern vornehmer oder begüterter Eltern, eine gegen ihr schwaches Alter zu sehr abstechende Achtung, indem man sie durch die Art, wie man sie anredet, und durch die Benennungen, die man ihnen giebt, nicht von Erwachsenen, ja oft nicht einmal von verdienstvollen Personen, oder von solchen, die dafür gehalten werden, zu unterscheiden pflegt. Man nennt sie Sie, man nennt sie nach ihrem väterlichen Namen mit dem Zusatze des Monsieur, des Herrn, oder gar des gnädigen jungen Herrn; statt, daß man sie biß auf ein gewisses Alter vertraulich duzen, und so lange bey ihrem Taufnamen nennen sollte, biß sie durch Fleiß und gute Aufführung Hoffnung gäben, daß sie ihren angeerbten väterlichen Namen einst nicht entehren würden. Das sollte, dünkt mich, ein merkwürdiger Stufentag, ein Fest in der Familie, und eine ermunternde feyerliche Belohnung für den Jüngling von guten Sitten seyn, daß der Vater die Hausgenossen und die Freunde seiner Familie an einem gewissen, dazu festgesetzten Tage, zusammen beriefe, und ihnen seinen Sohn mit der Erklärung vorstellte, daß er ihm nun, aus gegründeter Hoffnung seines beständigen Wohlverhaltens, hiermit zum erstenmale die Erlaub-

niß

niß ertheile, künftig seinen Namen zu führen. Das Monsieur oder Herr hingegen sollten vernünftige Eltern, so weit es von ihnen abhängt, das heißt, wenigstens in ihrem eigenen Hause, ihren Söhnen nicht eher verwilligen, biß sie so weit gekommen wären, daß sie wirklich Herren über etwas seyn könnten.

2. Man läßt die Kinder zu frühzeitig die äusserlichen Zeichen der Kindheit ablegen, indem man sie, wie Erwachsene, kleidet, wie Erwachsene der Mode nach frisirt und putzt, sie bey Tische und in Gesellschaften unter Erwachsenen sitzen und über alles mit reden und urtheilen läßt. Das letztere hat zwar den kleinen Vortheil, daß die Kinder dreist und in ihren Reden, wie in ihren Manieren, um so viel eher modisch werden; aber es hat auch nicht selten den überwiegenden Nachtheil, daß ihre Dreistigkeit in naseweise Unverschämtheit, ihr manierliches Wesen in Eitelkeit, Kleinmeisterey und Narrheiten ausartet; und jener kleine Vortheil kann, wenn es Zeit davon ist, auf eine unschädlichere und doch eben so sichere Weise erreicht werden, ohne daß man nöthig hat die Kinder, schon als Kinder, zu Stutzern zu machen.

3. Statt den Kindern in den Gesellschaften der Erwachsenen, als wirklichen Kindern, das heißt, als unbedeutenden kleinen Geschöpfen zu begegnen, welche allen Andern Aufmerksamkeit und Achtung schuldig sind, selbst aber noch nichts an sich haben oder leisten können, welches die Aufmerksamkeit und Achtung der Andern verdiente, sieht man sie gemeiniglich, so bald sie in eine Versammlung treten, die Blicke, die Aufmerksamkeit und die Unterhaltung der ganzen Gesellschaft auf sich ziehen; man redet fast von nichts anderem mehr, als von ihnen, und zu ihnen; überhäuft sie mit Liebkosungen; frägt ihnen ihre kleinen Künste ab; lobt und bewundert sie; und das alles gemeiniglich, nicht weil man sie so vorzüglich liebt, sondern theils um der Affenliebe der Eltern zu schmeicheln, theils um sich den Schein eines Kinderfreundes und eines — so Gott will! einsichtsvollen Erziehers zu geben.

4. Der größte, der verabscheuungswürdigste Fehler aber unter allen, welche zu dieser Klasse gehören, ist der, daß man sie — welche allen gehorchen, sie welche allen dienen, alle ehren sollten — zu Herren und Gebietern erwachsener Hausgenossen macht, denen sie be-

fehlen, von denen sie Gehorsam und Ehrerbietung fodern dürfen. Wen schaudert nicht vor den entsetzlichen Folgen, welche dieser so gewöhnliche Unverstand der Eltern so wohl für das Herz des Kindes, als auch für die Wohlfahrt derer haben muß, welche künftig einmal unglücklich genug seyn werden, von dem gebieterischen Eigensinn und dem unerträglichen Hochmuthe so erzogener Menschen abzuhangen? Doch hiervon nachher.

So wie man nun auf die jetzt beschriebene Weise den Kindern mehr einräumt, als die Natur für sie bestimmt hatte; so fehlt man eben so sehr auch auf der andern Seite darin, daß man mehr von ihnen fodert, als die Natur wollte, daß sie leisten sollten. Auch dieser Fehler ist gemeiniglich aus mehreren zusammengesetzt, die ich gleichfalls erst einzeln darlegen will.

1. Kaum ist das Kind vornehmer Eltern der Wiege entwachsen, so kennt man in Beziehung auf dasselbe kein dringenderes Geschäft, als es von außen, so geschwind, als möglich, fein manierlich zu machen. Dies ist der erste große Zweck, wozu man Hofmeister, Französinnen und Tanzmeister beruft; dies die Hauptbedeutung, und fast der einzige Sinn, den Leute

vom

vom guten Ton mit dem Worte Erziehung zu verbinden pflegen. Hat das Kind nur erst Façons, wie's in der deutschen Hofsprache genannt wird; ist es nur gewöhnt worden, seinem kleinen Körper abgezirkelte, gezwungene, und für die Lebhaftigkeit seines Alters unnatürliche Stellungen zu geben; sind seine Füße und sein Rücken durch tägliche Uebungen nur erst geschmeidig genug gemacht worden, um bey jeder vorfallenden Gelegenheit anständige Verbeugungen und nach Regeln abgemessene Kratzfüße zu machen: so wird seine Erziehung bewundert, und der Name des geschickten Mannes, dessen bildende Hände dem Kinde diese gepriesenen Façons zu geben wusten, fliegt in allen Assembleen von Munde zu Munde den Ohren der erstaunten Nachwelt zu. Um es zu dieser gewünschten Vollkommenheit im äusserlichen Anstande und in beliebter Manierlichkeit zu bringen, wird das Kind zu einer Aufmerksamkeit auf jede Bewegung seiner Glieder gezwungen, die ihm ganz unnatürlich ist, die ihm äusserst beschwerlich fällt, und deren Nothwendigkeit es nicht begreifen kann. Es muß jeden Ausbruch seiner natürlichen Lebhaftigkeit, die Aufwallung jeder frohen Empfindung gewaltthätig unterdrücken lernen, um sich ja nie zu vergessen, nie eine Be-

wegung zu machen, nie eine Stellung anzunehmen, welche den Regeln der Tanzkunst und der eingeführten äusserlichen Wohlanständigkeit zuwider wäre. Wer sieht nicht, daß dies eine Foderung sey, welche mehr Achtsamkeit auf sich selbst voraussetzt, als die Natur den Kindern gegeben hat und von ihnen verlangt?

2. Eben dieselbe ununterbrochene, für Kinder unnatürliche Aufmerksamkeit auf sich und ihre Handlungen, macht man ihnen auch in Ansehung aller andern Dinge zum Gesetz, welche der eingeführte Wohlstand den Erwachsenen vorschreibt. So wie diese, sollen sie immer wohlbedächtig in allen ihren Reden und Handlungen seyn; sollen sich keine, von der Flüchtigkeit ihrer jungen Vorstellungskraft durchaus unzertrennliche, kleine Unbesonnenheiten erlauben; sollen nicht die grade Sprache der Natur, sondern die weitschweifige, mit unnützen Beywörtern und bedeutungsleeren Phrasen überladene, unwahre Komplimentensprache reden; sollen auf alles achten, was um und neben ihnen geredet und gethan wird, um ja keine Gelegenheit zu versäumen, ihre feine Lebensart an den Tag zu legen; mit einem Worte, sie sollen Hofleute seyn, ehe sie Menschen geworden sind.

3. Der

3. Der dritte hierhergehörige Fehler endlich besteht darin, daß man die Seele junger Kinder mit zu frühzeitigen und zu mancherley Kentnissen ausstopft, welche theils noch ganz unnütz für sie sind, theils ihre schwache Fassungskraft zu sehr überschreiten. Die Folge davon ist, daß die Seele des Kindes, statt allmählich, wie die Natur es haben wollte, zu wachsen, wie ein überfütterter Bauch, von blähendem Vielwissen und von Eitelkeit aufdunset; bis sie endlich, nach erschöpften Naturkräften, schwach und ungesund wieder zusammenschrumpft, und zu allen großen gemeinnützigen Anstrengungen gänzlich unfähig wird. Aber diesen, heutiges Tages immer mehr und mehr einreissenden Misbrauch, glaube ich an einem andern Orte schon in ein hinlängliches Licht gestellt zu haben.

So weit also von den Fehlern, die wir beleuchten wollten, selbst; und nun zu den traurigen Folgen derselben!

Daß überhaupt nichts Gutes daraus entstehen könne, wenn man es besser, als die Natur, machen will, versteht

sich wohl von selbst, sobald man überzeugt ist, daß die Gesetze, nach denen die Natur, selbst in den allerkleinsten Kleinigkeiten, verfährt, ihr von einem allweisen und allgütigen Wesen vorgeschrieben worden sind. Es hat nun aber einmal der Natur, oder vielmehr dem erhabenen Urheber derselben, so gefallen, daß die Kinder in jeder Betrachtung wirkliche Kinder, und keine in der Verstellungskunst ausgelernte Hofleute, keine vielwissende Gelehrte, keine hochgebietende gnädige Herren, und keine wohlbedächtige Greise seyn sollen. Will man sie nun demohngeachtet zu dem einen oder zu dem andern machen: so heißt das ja offenbar der Natur und dem weisen Schöpfer derselben Trotz bieten, und eine neue Schöpfung unternehmen, ohne den Zeug dazu zu haben.

In der Natur, wenn man ihr freyen Lauf läßt, entsteht alles um so viel langsamer und unmerklicher, als es groß, vortreflich und dauerhaft werden soll. Das Blümchen, welches nur zur kurzen Augenweide und zum vorübergehenden Kützel menschlicher Nasen dienen soll, schießt schnell hervor, öffnet geschwind seinen geruchreichen Kelch, um ihn eben so geschwind auf immer wieder zuzumachen; aber langsam und ganz unmerklich steigt die unans

sehn=

sehnliche Pflanze zum hohen und starken Eichbaume hervor, der mit seinem festen Stamme dem Sturmwinde trotzen, und Jahrhunderte hindurch grünen soll. Eben dieses Verhältniß hat der Schöpfer auch unter den lebendigen Wesen beobachtet. Der bunte Schmetterling ist, sobald er sein Raupenkleid abgestreift hat, auf einmal alles, was er werden kann; aber er ist es nur auf einige Tage: der Mensch hingegen, aus dem mehr, als ein Schmetterling werden soll, ist anfangs eben so schwach und eben so unansehnlich, als die junge Eichenpflanze; muß auch eben so langsam und eben so unmerklich, als diese, wachsen und sich vervollkommnen, um seine ganze erhabene Bestimmung zu erreichen. Aber was thut man heutiges Tages in so mancher vornehmen Familie? Man will lieber Blumen als Eichenbäume ziehen, lieber Schmetterlinge als Menschen bilden; und unsere aufblühende und aufflatternde junge Nachkommenschaft beweiset zur Gnüge, daß man seine Kunst verstehe und seinen Zweck zu erreichen wisse.

Aber laßt uns von dieser allgemeinen Betrachtung herab zur Erwägung jedes besondern Schadens schreiten, welcher den Kindern dadurch, daß man ihnen nicht mehr vergönnen

will, Kinder zu seyn, nothwendig zuwachsen muß.

Ich merke zuvörderst an, daß man sie durch eine solche übereilte Entrückung aus dem natürlichen Zustande der Kindheit, eines großen Theils derjenigen Glückseligkeit beraubt, welche der gütigere Schöpfer für dieses unschuldige Alter bestimmt hatte, ohne daß man sie durch bessere, oder nur durch andere Freuden einigermaßen schadlos hielte. Denn erstlich kann diese gewaltsame Umbildung der Kindheit ins männliche Alter ohnmöglich gelingen, ohne daß dem Kinde, so wohl der Seele, als auch dem Leibe nach, ein äusserst beschwerlicher Zwang angethan werden muß. Es muß aufmerksam auf Dinge seyn, welche an sich selbst ganz und gar nichts Anziehendes haben; es muß seinen Körper in Lagen und Stellungen zwingen, welche mit seinen jedesmaligen Empfindungen ganz und gar nicht überein kommen; es muß Einfälle und Empfindungen unterdrücken lernen, die in seinem Innern keinen Raum haben und sich zum Ausbruche in ihm drängen; es muß sich selbst und seine kleinsten Handlungen beobachten, indeß seine ganze Vorstellungskraft so gern an andern Gegenständen hinge, deren Betrachtung ihm weit mehr Freude machen würde;

es

es muß ruhig und gesetzt scheinen, wenn es vor Freude aus der Haut fahren mögte, und wiederum lächeln, wenn innerlicher oder äusserlicher Schmerz Geschrey und Heulen fodert. Lauter Foderungen, denen ohne großen Zwang und ohne gewaltthätige Schmälerung der unschuldigen Jugendfreuden, auf welche die Natur den Kindern ein Recht gegeben hat, kein Genüge von ihnen geschehen kann!

Hierzu kömmt nun auch zweytens dieses, daß das Kind, wenn man es eine Zeitlang gezwungen hat, sich auf die jetztbeschriebene Weise selbst zu kasteyen, nach und nach so gar den Geschmack an allen natürlichen und simpeln Jugendfreuden verlieren muß; ohne gleichwohl schon an den Vergnügungen erwachsener Personen einen vollen und herzlichen Antheil nehmen zu können. Man nimmt ihnen also, was sie haben, ohne ihnen etwas gleichgeltendes dafür geben zu können, welches sie nicht haben. Sie sollen aufhören, sich als Kinder zu freuen, ohne daß sie sich schon als Männer freuen können. Wie unbarmherzig!

Endlich gehört es schon an sich selbst zum Glück unsers Lebens, in jedem jüngern Alter

 gewisse

gewisse merkliche Stufen vor sich zu sehen, die wir nach und nach erreichen, und mit deren Erreichung uns auch jedesmal besondere Vortheile zuwachsen sollen. Man kann daher, zur Vergrösserung der menschlichen Glückseligkeit in jüngeren Jahren, solcher Absätze nicht zu viel machen und den einen von dem andern nicht zu sehr unterscheiden. Was thut man aber statt dessen? Man hebt unverständiger Weise fast alle Stufen des menschlichen Lebens auf; man verlangt, daß das Kind schon ein Mann seyn soll, und behandelt es auch so. Und die Folge davon? Ist die, daß das Kind nie Mann wird, immer männliches Kind, mannartiger Affe bleibt, und auf alle die Freuden Verzicht thun muß, welche so wohl mit der Hinsicht auf einen bald zu erreichenden höheren Absatz des Lebens, als auch mit der wirklichen Erreichung desselben verbunden sind. —

Das Schlimste hierbey ist, daß man durch die Verringerung und Abkürzung der unschuldigen Jugendfreuden, auch zugleich die besten Keime künftiger Glückseligkeit in den Herzen der Kinder gemeiniglich für ihr ganzes nachheriges Leben mit erstickt. Denn es ist eine zuverläßige Bemerkung, daß auf eine freudenleere

leere Jugend ein trauriges Alter zu folgen pflegt: weil diejenigen Empfindungen, welche in unserer Kindheit am oftensten in uns erweckt werden, gemeiniglich auf immer die Grundzüge unsers nachherigen Charakters bleiben. Je mehr wir also die unschuldige Freyheit und das Vergnügen unserer Kinder beschneiden; jemehr wir sie üben, die freudigen Aufwallungen ihrer jugendlichen Gefühle unter den Gesetzen der sogenannten feinen Lebensart gefangen zu nehmen: um desto freudenloser werden ihre männlichen Jahre, um desto trübsinniger wird ihr Alter seyn.

Aber auch schon dadurch, daß man den Kindern, wie ich oben angemerkt habe, zu viel einräumt von dem, was eigenthümlicher Vorzug des verständigen Alters seyn sollte, wird diese traurige Folge unvermeidlich gemacht. Man stelle sich einen Jüngling vor, der auf die vorbeschriebene thörigte Weise in dem Schoosse einer reichen, angesehenen und übermüthigen Familie erzogen würde; dem man schon als Kind die ganze ehrerbietige Achtung erwies, auf den ein Mann von wirklichen Verdiensten in der menschlichen Gesellschaft nur immer Anspruch machen kann; dessen Wink für alle

Hausgenossen ein Gesetz war, welches keiner, ohne sich den Unwillen der Eltern zuzuziehen, vernachläßigen oder übertreten durfte; dem von allen geschmeichelt, dessen stolzer Eigendünkel von allen sorgfältig genährt werden muste; man stelle sich, sage ich, diesen am Geist und Herzen so verwahrloseten Jüngling bey seinem Eintritte in die große Welt vor, wenn er nun unter Menschen geräth, welche keine Verbindlichkeit haben, ihm eben so zu schmeicheln, ihm eben so ehrerbietig zu begegnen, wie er bisher geschmeichelt und begegnet zu werden gewohnt war: und bemerke, wie tief die geringere Aufmerksamkeit, die er nun erregt, die geringere Ehrerbietung und Folgsamkeit, die man ihm jetzt erweiset, sein von unermeßlichen Ansprüchen aufgeblähtes Herz stündlich verwunden, ihm ohn Unterlaß die kläglichsten Seufzer über den Kaltsinn der Leute gegen seine Verdienste und über sein Unglück, unter solchen Leuten leben zu müssen, auspressen wird! Man sehe sich um; und man wird solche unzufriedene, über ihre Mitmenschen und über ihr Schicksal murrende Jünglinge in großer Menge bemerken. Ich sage wahrscheinlicher Weise nicht zu viel, wenn ich mich zu behaupten getraue, daß wenigstens die Hälfte

unse=

unserer gesitteten jungen Leute zu dieser traurigen Klasse gehöre. Wie könnte auch diese Folge ausbleiben bey denen, welche auf die vorbeschriebene Weise erzogen wurden? Bis in sein Jünglingsalter, als ein ausserordentliches Geschöpf, von allen bewundert und unaufhörlich geliebkoset, und dann auf einmal unter Menschen versetzt zu werden, die nichts Vorzügliches an uns finden, und bloß gewöhnliche Höflichkeit und Achtung erweisen; erst zum Befehlen, wohl gar zum Tyrannisiren gewöhnt zu werden, und dann auf einmal selbst gehorchen zu sollen, — das mit Gleichgültigkeit zu ertragen, dazu gehört mehr Stärke der Seele, als unsere so erzogene Jünglinge haben können. Sie sind und bleiben also unglücklich, und das durch euch, unweise Eltern, die ihr ihnen nicht erlaubtet, in jeder Betrachtung Kinder zu seyn, zur Zeit, da die Natur noch nichts anders aus ihnen haben wollte!

Aber dies ist der Schaden noch nicht ganz, der den Kindern dadurch, daß man sie nicht Kinder seyn läßt, unvermeidlich zugefügt wird. Wir wollen jetzt einen Blick auf ihren sittlichen Charakter werfen, um zu bemerken, wie viel

auch dieser bey einer so unnatürlichen Behandlung nothwendig verlieren muß?

Man will, daß die Kinder eben so gesetzt, so bedächtig, so verständig und so gesittet, als die Erwachsenen seyn sollen. Dies alles wirklich zu seyn, ist ihnen unmöglich; sie müssen also bloß so zu scheinen sich befleißigen. Man will also, mit andern Worten, daß die Kinder sich verstellen, daß sie eine Rolle spielen sollen, welche ihnen nicht natürlich ist. Sie thun es; aber was ist die Folge davon? Diese, daß sie nie wieder aufhören zu thun, was ihnen von Jugend an zur Gewohnheit ward; daß sie eine freye, edle, offne Gemüthsart nie annehmen, immer in sich selbst zurückgezogen bleiben, sich nie ganz mittheilen, nie so sich zeigen, wie sie wirklich sind, sondern immer so, wie ihr jedesmaliger Vortheil es verlangt, — mit einem Worte, daß sie unzuverläßige, heuchelnde Menschen werden, auf deren Freundschaft und Redlichkeit man nicht viel bauen darf. Eltern, welche dieser Vorwurf trifft, läugnet entweder, wenn ihr könnt, die Nothwendigkeit dieser Folge eurer unnatürlichen Erziehungsweise; oder, wenn ihr dieses nicht könnt, (und ich bin sicher, daß dies der Fall sey) o

so

so erschreckt davor, und fanget wieder an, eure Kinder als Kinder anzusehen, nicht mehr von ihnen zu verlangen, als was Kinder leisten können, und ihnen nicht mehr zu verwilligen, als worauf die Natur den Kindern ein Recht gegeben hat!

Eine zweyte eben so häßliche Folge, welche diese unnatürliche Erziehungsart für den sittlichen Charakter der Kinder hat, ist diese, daß die übertriebenen Vorzüge, welche man ihnen einräumt, ihr junges Herz mit Hochmuth und stolzer Verachtung gegen ihre Nebenmenschen anfüllt. Von der Wiege an als eine Person von Wichtigkeit behandelt, von allen gehätschelt, von allen bedient, von allen geschmeichelt — was Wunder, wenn ein solches Kind sich am Ende für den Mittelpunkt der Schöpfung hält, auf welchen alles sich beziehen, um welchen alle dienstfertig und ehrerbietig sich herumdrehen müssen? Was Wunder, wenn von dem täglichen Anblick des geschäftigen Umlaufs aller Hausgenossen um seine kleine Person; sein junges Gehirnchen am Ende zu schwindeln beginnt; sich vor Stolz und Uebermuth nicht mehr zu lassen weis, und beyde allen, welche das Unglück haben, in seine

wir-

wirbelnde Atmosphäre zu gerathen und abhängig von ihm zu werden, ohne Barmherzigkeit zu empfinden giebt? – Von allen gefürchtet und von allen gehaßt, wird es künftig selbst unglücklich seyn, indem es unglücklich macht alle, welche das Schicksal mit ihm verbunden hat. Welche Aussicht, ihr Eltern! Und dahin wollt ihr es mit eurem Kinde kommen lassen? Es selbst dahin führen? — Ich muß mich wegwenden.

Aber wenn auch dies und alles, was ich bisher — nicht ausgeführt, sondern — bloß angedeutet habe, eben nicht zu besorgen wäre, wie es doch unstreitig zu besorgen ist: so würden diejenigen, welche ihren Kindern nicht erlauben, Kinder zu seyn, schon um deswillen unbeschreiblich thörigt handeln, weil sie sich dadurch so manche rührende Freude verderben, welche Kinder, als Kinder, durch die Naivität ihrer Einfälle denen, welche Sinne dafür haben, zu machen pflegen. In sich selbst zurückgescheucht und zur Verstellung in Mienen, Gebährden und Worten gewöhnt, werden sie bald das muntre, offne, drolligte Wesen, welches ihnen so gut steht, und zu so mancher freudigen und rührenden Familienscene Anlaß

geben

geben kann, gänzlich verlieren und dafür die kalte Zurückhaltung eines Weltmanns und den finstern Ernst eines Stubengelehrten, die sie so schlecht kleiden, wo nicht annehmen, doch wenigstens affektiren lernen. Pedanterie für Natur, Zurückhaltung für Offenherzigkeit, Gedächtnißkram für Naivität, Verstellung für Wahrheit, — nichts, oder vielmehr etwas Schlimmeres als Nichts für Alles: ein trefflicher Tausch! Ich mögte wissen, wie gewisse Eltern es anfangen, um an so verdrehten und verwahrloseten Kinderseelen, die ihr Werk sind, Freude zu haben, es in ihrer Gesellschaft aushalten zu können? Mir wenigstens kehrt sich allemal, so oft ich dergleichen sehe, das Herz im Leibe um, und ich muß eilen, mich von einem so unnatürlichen und widerlichen Anblicke zu befreyen. Denn eher würde ich es ertragen, einen Greis im Kinderjäckchen und auf einem Steckenpferde reiten, als ein Kind zu sehen, dem man das Eigenthümliche der Kindheit ausgezogen und alles genommen hat, wodurch die Natur diese kleinen Geschöpfe so interessant und so liebenswürdig zu machen weis.

Ich breche hier ab; nicht, als wenn ich diese an Betrachtungen so ergiebige Materie

durch den bloßen Umriß, den ich hier entwarf, schon erschöpft zu haben glaubte; sondern weil ich fühle, das ich jetzt nicht dazu aufgelegt bin, mit dem ganzen Nachdrucke, den die Wichtigkeit der Sache erfoderte, darüber schreiben zu können.

Ueber den
erſten Unterricht
in der Religion.

— Nec tamen quaſi Pythius Apollo, certa ut ſint et fixa, quae dixero; ſed ut homunculus unus e multis, probabilia coniectura ſequens.

Cic.

IV.

Ueber den
ersten Unterricht
in der Religion.

Zu einer Zeit, da ein großer Theil des Publikums über gewisse Materien schon erleuchtet ist, ein anderer hingegen über eben dieselben noch seine alten Vorurtheile hegt, ist es für den Schriftsteller, der nach Gemeinnützigkeit strebt, in der That nichts Leichtes, in der Auswahl seiner Gedanken eine solche glückliche Mäßsigung zu treffen, welche für beyde Theile gleich befriedigend wäre, so daß der eine nicht über alltägliches Geschwätz zu klagen hätte, indeß der andere über unerhörte Neuerungen seufzt. Dieses an sich selbst zu erfahren, haben besonders in unsern Tagen diejenigen würdigen Männer oft Gelegenheit gehabt, welche sich um die Aufklärung der herrschenden Religionsbegriffe und um die Verbesserung des Erziehungswesens verdient zu machen suchten. Eine

und eben dieselbe Aeusserung, ein und eben derselbe Vorschlag, welche bey vielen, ihrer geglaubten Neuheit wegen, Aufsehen, Widersprüche und Unwillen erweckten, wurden von andern grade deswegen mit Bitterkeit getadelt, weil sie, wie man versicherte, ganz und gar nichts Neues enthielten, sondern längst bekannt gewesen, längst in Ausübung wären gebracht worden. So muß sich auch oft eine und eben dieselbe Witterung aus ganz entgegengesetzten Gründen tadeln lassen, von dem einen, daß sie zu warm, von dem andern, daß sie zu kalt sey, weil jener grade an einem hitzigen, dieser an einem kalten Fieber darnieder liegt.

Ich sorge, daß dies auch mein Schicksal bey der Bekanntmachung des gegenwärtigen Aufsatzes über den ersten Religionsunterricht seyn werde, weil es mir gleichfalls am Herzen liegt, auf etwas Gemeinnütziges darin loszuarbeiten. Dabey wird es dann wohl nicht zu vermeiden seyn, daß ich gewisse Misbräuche berühren muß, welche viele meiner Leser längst, als solche, erkannt und abgeschafft haben; viele aber weder zu erkennen, noch abzuschaffen gesonnen sind. Aber diese Bedenklichkeit darf und soll mich nicht bewegen, einen Buchstaben

mehr

mehr oder weniger zu schreiben, als mir nach meiner besten Ueberzeugung, nützlich scheinen wird.

Drey Fragen werden alles erschöpfen, was ich über den ersten Religionsunterricht zur Beurtheilung vorzulegen habe. — Wann muß mit diesem Unterrichte angefangen werden? Wie muß die Art und Weise, die Methode dieses Unterrichts beschaffen seyn? Und endlich, was muß von Religionswahrheiten zuerst gelehrt werden?

Also zuvörderst: Wann muß man anfangen, die Kinder in der Religion zu unterrichten? —

Wenn eine allgemeine längst verjährte Observanz in dem Reiche der Wahrheiten eben so, wie in gerichtlichen Untersuchungen, einen gültigen Entscheidungsgrund abgeben könnte: so bedürfte es dieser Frage nicht. Denn so wäre es längst entschieden, daß der erste Religionsunterricht, wo möglich, schon in der Wiege gegeben, wenigstens, daß gewisse Gebethe und Glaubensformulare so frühzeitig von ihnen auswendig gelernt werden müssen, als sie reden und etwas Vorgesagtes im Gedächtnisse behalten können.

 Um

Um derer willen, welche dieser Behauptung aus theologischen Gründen beypflichten, und die ganze Sache um dieser Gründe willen für so entschieden halten, daß eine neue Untersuchung darüber nicht mehr statt finden könne; muß ich gleich anfangs ein wenig stehen bleiben, um erst diejenigen Schriftstellen zu beleuchten, welche, wie man sagt, diese alles entscheidende Gründe enthalten sollen. Diejenigen unter meinen Lesern, welche zu dieser Klasse nicht gehören, und welchen daher dieses Stehenbleiben etwas langweilig vorkommen würde, werden dann wohl thun, die folgenden Blätter, bis auf den nächsten, mit einem Striche bezeichneten Abschnitt, zu überschlagen.

Die erste Schriftstelle, auf die man sich zu berufen pflegt, ist die aus dem achten Psalm: Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet; oder, wie es nach einer genauern Uebersetzung heissen sollte: In dem Munde der Unmündigen und Säuglingen hast du dir ein Lob bereitet. Das versteht man nun von einer wirklichen Verehrung, oder Anbetung Gottes durch den Mund der Unmündigen, und leitet deswe-

deswegen die Pflicht daraus her, den Kindern, sobald sie ein wenig sprechen und etwas Gesprochenes verstehen können, gewisse Gebethsformeln beyzubringen, damit Gott wirklich durch sie angebethet würde.

Allein diese Erklärung hat ihre Schwierigkeit, weil in der angezeigten Schriftstelle, nicht blos von Unmündigen, sondern von Säuglingen die Rede ist; und man, so viel ich weiß, keine Nachricht hat, daß die israelitischen Kinder so lange Säuglinge geblieben wären, bis sie Gott in auswendig gelernten Gebethen hätten preisen können.

Auch findet eine andere Erklärung dieser Stelle statt, welche sowohl der Absicht des Psalmdichters angemessener, als auch in Ansehung des Zusammenhanges mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden passender zu seyn scheint. David wollte nämlich die aus der ganzen Schöpfung hervorleuchtende Majestät Gottes besingen. Er fängt daher mit der allgemeinen Ausrufung an: Herr, wie herrlich ist dein Name auf dem ganzen Erdboden, und wie anbetungswürdig stralt deine Majestät an dem Himmel hervor! — Nun wollte er von beyden ein Exempel geben, so-

wohl von den Wundern der göttlichen Allmacht auf Erden, als auch von denen, die wir über uns am Himmel erblicken. Das erstere thut er in dem nächstfolgenden, das andere im dritten Versikel. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß er in diesem zweyten nicht des Lobes Gottes auf Erden, sondern irgend einer wundervollen göttlichen Veranstaltung auf derselben, welche gelobt und bewundert zu werden verdient, gedenken werde. Wie passend ist es daher, wenn man annimmt (welches die Worte des Textes gar wohl leiden) daß er in diesem Versikel die wunderbare Bemerkung vor Augen hatte, daß die Säuglinge, sobald sie gebohren sind, ohne alle Anweisung, die Art und Weise kennen, wie sie aus der Mutterbrust die für sie bestimmte Nahrung mit dem Munde ziehen müssen! Und indem er nun diese Bemerkung im Sinne hatte, konnte er da nicht mit Recht sagen: In dem Munde der Säuglinge (den du so wunderbar eingerichtet hast, daß er ohne alle Unterweisung von selbst zu saugen weiß) hast du dir ein Lob gegründet *)? Ich hoffe, daß diese Auslegung, ohne

*) Ich habe diese Erklärung aus dem Munde des Herrn Oberconsistorialraths Teller.

ohne einer weitern Bestätigung nöthig zu haben, sich von selbst empfehlen werde.

Eine andere Stelle, auf welche man sich zu berufen pflegt, ist aus dem neuen Testamente hergenommen. Christus sagt nämlich zu seinen Jüngern, welche die ihre Kinder herbeyführenden Weiber zurück hielten: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes. Diesen Ausspruch sieht man abermals für einen Befehl an, die Kinder so früh, als möglich, in der Religion zu unterrichten und sie vornämlich gewisse auswendig gelernte Gebethsformeln zu bestimmten Zeiten hersagen zu lassen.

Aber, wenn er wirklich das beweisen sollte, was man daraus herleiten will, so müste, dünkt mich, aus der Folge dieser Geschichte erhellen, daß Christus die Kinder, die ihm so vorgeführt wurden, in der That unterrichtet, und sie zu bethen gelehrt habe. Aber davon sagt die Geschichte kein Wort. Es heißt blos: daß er ihnen die Hände aufgelegt habe und von dannen gezogen sey. Wie kann denn daraus die Nothwendigkeit gefolgert werden, von kleinen stammelnden Kindern gewisse Gebethsformeln auswendig lernen und hersagen zu lassen?

Aus

Aus dem Zusatze: Denn solcher ist das Reich Gottes! kann diese Nothwendigkeit eben so wenig hergeleitet werden. Denn gesetzt auch, daß unter dem Reiche Gottes hier das sogenannte Himmelreich, in der gemeinen Bedeutung genommen, verstanden würde: folgte daraus wohl, daß sie schon als stammelnde Unmündige etwas auswendig lernen und täglich hersagen müssen, welches auf dieses Himmelreich eine Beziehung hat?

Aber es ist nun auch bekannt, daß in den Reden Christi das Reich Gottes, oder das Himmelreich mehrentheils — nicht den Zustand der Seligen nach dem Tode — sondern, bald die ganze Gesellschaft der Christen mit allen ihren Vorrechten und Pflichten, bald die für einen Christen sich geziemenden Gesinnungen der Rechtschaffenheit, bedeute. Die eine oder die andere von diesen beyden letztern Bedeutungen findet nun ohne Zweifel auch in unserer Stelle statt.

Zieht man die erstere vor, so wollte Christus vermuthlich sagen: Laßt diese Kinder zu mir kommen, denn auch sie werden künftig einmal Christen werden. Nimmt man hingegen die andere Bedeutung an, wie ich glaube,

daß

daß man thun müsse: so wollte Christus durch seine Worte und durch sein Betragen bey dieser Gelegenheit seine Jünger lehren, daß der kindliche Sinn, die prätensionsleere Einfalt des kindischen Herzens, ein wesentliches Stück der christlichen Rechtschaffenheit sey; so wie er an einem andern Ort sagt: Selig sind, die da geistlich arm sind (die sich auf ihre Kenntnisse oder anderweitige Vorzüge nichts einbilden) denn das Himmelreich ist ihr; denn die sind es, welche den wahren Christensinn haben! Und das würde dann auch hier die Redensart bedeuten: solcher ist das Reich Gottes.

Ich enthalte mich aller weiteren Erläuterungen und Bestätigungen dieser Auslegung, weil es mir hier nicht darum zu thun ist, zu beweisen, daß sie die wahre sey; sondern blos zu zeigen, daß die Sache, die ich jetzt untersuchen will, in der Bibel noch nicht entschieden sey, und daß daher diese Untersuchung selbst, wie sie auch immer ausfallen mag, unmöglich für etwas Ueberflüssiges, oder gar Tadelnswürdiges, könne gehalten werden.

Es ist also allerdings noch erlaubt zu fragen: Ob die bisherige Observanz in Ansehung

des

des ersten Religionsunterrichts wirklich die beste sey; oder ob man diejenige Methode, nach welcher man im Jahr 2440, wie uns der Geschichtschreiber desselben meldet, die Kinder erst völlig zu Verstande kommen lassen wird, bevor ihnen von Gott und göttlichen Dingen überhaupt etwas vorgesagt werden soll, schon jetzt bey uns einführen müsse? Oder ob es endlich, wie in allen Dingen, so auch hier, zwischen den beyden Extremen nicht einen gewissen graden Mittelweg gebe, der vielleicht unter allen der richtigste seyn dürfte? Wir wollen also die Sache in Erwägung ziehen, und zwar so, als wenn bisher noch gar nicht darüber wäre gestritten oder entschieden worden.

So viel ist gleich anfangs klar, daß wir, ehe wir einen Schritt weiter gehen können, erst vorher nothwendig festsetzen müssen, was unter der Religion, welche jungen Kindern entweder beygebracht, oder nicht beygebracht werden soll, dann eigentlich verstanden werde?

Ich halte es aber für den kürzesten Weg, wenn ich, ohne mich darum zu bekümmern, wie viel oder wie wenig jeder meiner Leser insbesondere sich etwa bey diesem Worte denken mag, sogleich anzeige, was ich selbst in dieser

Abhand-

Abhandlung für einen Begriff damit verbinde. Dann wird derjenige, der mit mir darüber übereinstimmt, der Mann seyn, den ich mir auf diesem Wege einer wichtigen Untersuchung zum Gefährten wünsche. Den übrigen bleibt es zwar, wie es sich von selbst versteht, unverwehrt, sich uns gleichfalls zuzugesellen: aber ich sehe voraus, daß sie mit unbefriedigter Erwartung zurück kommen würden, weil sie vielleicht ein ganz anderes Ziel zu erreichen wünschten, — und will deswegen um ihre Gesellschaft nicht ausdrücklich gebeten haben.

In meinem eigenen kleinen Gedankensystem also pflege ich zuvörderst die beyden Redensarten, Religion wissen oder gelernt haben, und Religion haben, sorgfältig von einander zu unterscheiden. Ja, ich gehe noch weiter, und wünsche sogar, daß man in der ersten Redensart das Wort Religion ganz ausstreichen, und dafür lieber Dogmatik oder Theologie setzen möchte. Ich wollte nämlich, daß es nach und nach dahin käme, daß man die Religion nur in dem Herzen oder in den Gesinnungen der Menschen suchte, und alles andere, was blos in Büchern steht und aus den Büchern ins Gedächtniß übergeht, und aus dem

dem Gedächtnisse in den Mund, Dogmatik, oder Theologie, oder wie man sonst will, nennte.

Dies vorausgesetzt, entsteht also nun die Frage: was ich unter der Redensart, Religion haben, dann eigentlich verstehe; denn die Bedeutung der andern Redensart, um die es uns hier gar nicht zu thun seyn kann, ergiebt sich von selbst. Und so erkläre ich mich dann, daß ich nichts anders dabey denke, als: Gott lieben, und aus Liebe und Gehorsam gegen ihn Gutes thun. Daß die Erkenntniß Gottes dabey vorausgesetzt werde, versteht sich ja von selbst.

Die Frage also: wie früh den Kindern die Religion beygebracht werden solle? löst sich in folgende auf: Wie früh man den Kindern thätige Liebe und Gehorsam gegen Gott einflössen müsse?

Und die Antwort? — ist im Allgemeinen leicht zu geben: so früh nämlich, als es nur immer möglich ist. Denn je früher unsere Kinder wahrhaftig gottliebend und gottesfürchtig werden, um desto früher werden sie gut und glücklich seyn. Also so früh, als möglich.

Aber, wie früh ist es dann möglich? — Etwas Unbedingtes, auf alle Kinder Anzuwendendes hierüber bestimmen zu wollen, setzte nichts Geringeres voraus, als daß die Kinder alle gleiche Fähigkeiten, sowohl des Verstandes, als auch des Herzens hätten, und daß sie alle, von dem ersten Augenblicke ihres Lebens an, auf eine völlig gleiche Weise gebildet und unterrichtet wären. Eine Chimäre!

Statt dessen laßt uns also untersuchen, was der Religionsunterricht, oder die Einflößung der Liebe und des Gehorsams gegen Gott, wenn sie glücklich von statten gehen soll, wohl für anderweitige Kenntnisse und Fertigkeiten der jungen Kinderseele nothwendig voraussetze? Sind wir im Stande, diese mit einer Genauigkeit zu bestimmen: so wird es jedem Vater, oder jedem Lehrer ein Leichtes seyn, von selbst zu urtheilen, wann die Zeit, sein Kind zur Religion anzuführen, gekommen sey. Ich nehme nämlich an, daß man darin vorläufig mit mir übereinstimme, daß man bey dem Unterrichte und der Erziehung der Jugend überhaupt niemals Sprünge thun, sondern in allen Stücken elementarisch zu Werke gehen müsse, so daß einer jeden Kenntniß oder Fertigkeit, welche

man der jungen Seele mittheilen will, erst durch anderweitige Kenntnisse und Fertigkeiten, welche ihrer Natur nach vorhergehen müssen, der Weg bereitet werde.

Nun ist es ein wahrer und vortreflicher Ausspruch — und er würde beydes seyn, auch wenn er nicht in der Bibel stünde — So jemand spricht, ich liebe Gott, und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet? Hieraus, und aus der Natur der Sache selbst, folget also, daß die Menschenliebe der Gottesliebe vorgehen müsse, oder daß wir erst andere unsers Gleichen, endliche und sichtbare Wesen, müssen lieben lernen, bevor wir den unendlichen und unsichtbaren Allvater lieben können. Liebe aber ist keine Sache, die sich lehren läßt; unser Herz muß durch eigene Uebungen dazu gestimmt werden. Wie unverständig also, ein Kind Liebe zu Gott, oder Religion, lehren zu wollen, und zwar dann schon lehren zu wollen, wenn sein Herz noch niemals etwas geliebt, noch niemals empfunden hat, was Liebe sey!

Das

Das scheint mir also zuvörderst so klar, als Mittagslicht zu seyn, daß wir uns eher nicht dürfen einfallen lassen, unsere Kinder in der Religion zu unterrichten, bis wir versichert sind, daß ihre Herzen von dem, was Liebe überhaupt ist, schon einen wirklichen Vorschmack gehabt haben — besser, bis wir versichert sind, daß die Empfindung von Liebe und Gegenliebe ihrem Herzen schon wirklich zum Bedürfniß geworden sey. Warten wir diesen Zeitpunkt nicht ab; so ist nichts gewisser, als daß unser ganzer Religionsunterricht ein leerer Wortkram seyn werde, der aus dem Buche, oder aus unserm mündlichen Vortrage allenfalls in das Gedächtniß des Kindes übergehen, aber wahrlich nicht bis zu seinem Herzen dringen kann.

Wie soll nun aber dieses Fundament der Religion, die Menschenliebe, in die jungen Herzen der Kinder von uns gelegt werden? Wollen wir ihnen blos vorsagen, und wieder vorsagen, daß es Pflicht sey, seinen Nächsten zu lieben? Aber man weiß, wie wenig durch alles, noch so fleißige Vorsagen ausgerichtet werde, wenn es darauf ankömmt Neigungen und Fertigkeiten zu bewirken. Zudem ist das Object Nächster oder Mensch überhaupt, so

unbestimmt, daß alle unsere Bemühungen, einem Herzen, welches noch nicht geliebt hat, Liebe dagegen einzuflößen, immer fruchtlos bleiben werden. — Noch einmal also, wie sollen wir es anfangen, um unsere Kinder nur erst zur Liebe gegen Menschen zu gewöhnen?

Meine Antwort ist: eben so, wie wir es anfangen, wenn wir den Kindern die erste Kenntniß von den Buchstaben oder Zahlen beybringen wollen. In diesem Falle pflegen wir ihnen nicht alle Buchstaben oder alle Zahlen zu gleicher Zeit und auf einmal vorzuhalten; denn das würde thöricht seyn: sondern ihnen erst eine Figur zu zeigen, und nur dann erst, wenn sie diese kennen, die zweyte und die dritte u. s. w. Eben so, sage ich, müssen wir nun auch, wenn wir unsere Kinder zur Menschenliebe anführen wollen, nicht von ihnen verlangen, daß sie gleich anfangs das ganze Menschengeschlecht auf einmal lieben sollen; (denn diese Foderung würde eben so thörigt seyn) sondern wir müssen es vielmehr dahin zu bringen suchen, daß sie nur erst einen oder zwey individuelle Menschen lieb gewinnen, um in die Peripherie ihrer Zuneigung dann nach und nach, so wie ihr Herz sich erweitert, immer mehrere hineinzuziehen. —

Und

Und wer könnte auf die erste Liebe der Kinder gerechtere Ansprüche machen, als ihre Eltern? Wem könnte es auch leichter werden, als ihnen, sich diese Liebe zuzuziehen?

Also sind wir nun schon wieder um eine Stufe tiefer herabgestiegen. Der Gottesliebe muß die Menschenliebe, der Menschenliebe die Elternliebe vorgehn. Das sey also unsere erste Sorge, unsern Kindern vor allen andern Dingen, und so früh als möglich, durch ein sanftes liebreiches Betragen, durch Theilnehmung an ihren kindischen Freuden und durch Beförderung derselben, eine wahre, herzliche Liebe gegen uns, ihre Eltern einzuflößen. Diese Erwärmung ihrer Herzen zur innigen Liebe gegen uns selbst, sey der erste Religionsunterricht, den sie von uns empfangen: denn ohne diese vorhergegangene Uebung würden wir sie vergebens zur Menschenliebe und ohne Menschenliebe vergebens zur Liebe des Schöpfers anfeuern wollen.

Aber auch hier noch — welch eine weite Kluft zwischen Elternliebe und der Liebe zu den Menschen überhaupt! Auch diese kann nicht übersprungen, sie muß ausgefüllt werden, damit man sie überschreiten könne. Und wie nun?

Hat das Kind Geschwister? so müssen diese den nächsten Platz nach uns in ihrem Herzen nehmen. Hat es keine? nun, so müssen wir ihnen andere kleine Freunde, die von ihrem Alter sind, zu wählen suchen. Die Bedingung des gleichen Alters ist ein Punct von großer Wichtigkeit. Ein Kind, welches einsam, ohne jugendliche Gespielen, und immer von Erwachsenen umgeben, erzogen wird, kann nur ein halber Mensch werden. Die schönsten sittlichen Anlagen seiner Seele — der edle Keim zur Freundschaft, zur Theilnehmung und Mittheilung, und alle daraus entspringende Tugenden der Geselligkeit, — müssen in einer solchen Seele ungenährt und größtentheils unentwickelt bleiben. Ein solches Kind wird zurückhaltend, selbstsüchtig, störrig und menschenfeindlich werden. Denn stimmt euch noch so sorgfältig zu der kindischen Art zu empfinden, zu denken und zu handeln herab; bemüht euch noch so sehr durch zuvorkommende Liebe und Theilnehmung das ganze Herz eurer Zöglinge zu gewinnen: ihr werdet euch geliebt, aufrichtig, zärtlich geliebt sehen; (denn die Natur einer noch unverderbten Menschenseele bringt es mit sich, daß sie denjenigen, von dem sie sich wirklich geliebt fühlt, wieder lieben muß) aber

nie

nie wird es euch doch gelingen, eben dasselbe enge Freundschaftsverhältniß, in eben dem Grade der Innigkeit, zwischen euch und ihnen zu knüpfen, welches zwischen ihnen und andern völlig gleichgestimmten Kindern statt haben kann.

Es ist also ein Sache von der äusserſten Erheblichkeit, die wir, ohne einen unersetzlichen Schaden an den künftigen Characteren unserer Kinder zu stiften, nicht vernachlässigen dürfen, daß wir ihnen andere Kinder zu Gespielen und Freunden verschaffen. Der Erzieher, dem es gelungen ist, zwischen seinem Zöglinge und andern guten Kindern eine wahre, herzliche Freundschaft zu stiften, mag sich Glück wünschen; er hat einen grossen Theil der Schwierigkeiten, welche die moralische Erziehung hat, schon überwunden!

Diese Geschwisterliebe also und diese Liebe zu jugendlichen Freunden müssen wir unmittelbar an die Elternliebe zu knüpfen suchen. Dann müssen wir fortfahren, so sehr es uns immer möglich ist, dafür zu sorgen, daß alle diejenigen, welche mit dem Kinde unter einem Dache leben, und endlich alle andere Menschen, die es kennen lernt, und mit denen es einigen Umgang hat, ihm als solche erscheinen, welche geliebt

zu werden verdienen, weil sie ihm Liebe zu erweisen suchen. Ich weiß wohl, daß es nicht immer möglich ist, dieses zu bewerkstelligen; aber ich weiß doch auch, daß es in hundert Fällen lediglich von uns abhängt, den Kindern eine gute Meinung von andern ihnen bekannten Menschen beyzubringen, und daß es gemeiniglich durch unsere Schuld geschehen ist, wenn sie diese gute Meinung nicht von ihnen haben.

Und hier ist der Ort, meinen Lesern eine Meinung vorzutragen, die mir schon lange auf dem Herzen liegt, und die ich gern von mehreren Erziehungsphilosophen geprüft sehen mögte; — diese nämlich:

Daß man den Kindern die menschliche Natur, sowohl überhaupt, als auch in jedem besondern Individuum, anfänglich mehr — fast mögte ich sagen allein — von der Seite ihrer ursprünglichen natürlichen Güte, als von der andern, wo sie mit den Zusätzen des sittlichen Verderbens vermischt ist, vorzustellen suchen müsse; und daß man daher wohlthun würde, wenn man sie vor einem gewissen Alter mit den Untugen-

tugenden und Lastern der Menschen so wenig als möglich, aber mit ihren Tugenden so früh und so sehr, als es nur immer geschehen kann, bekannt werden ließe.

In meinen Plan wenigstens, den ich hier für den ersten Religionsunterricht zur Prüfung vorlege, greift diese Regel unzertrennlich ein; und man muß daher entweder meinen ganzen Vorschlag, als unthunlich verwerfen, oder auch diese ihm untergeordnete Meinung billigen. Denn da, nach meinem Hauptgrundsatze, die Liebe zu unsern Mitmenschen die Stufenleiter ist, auf der wir hinauf zur Liebe unsers Schöpfers steigen sollen: so können wir — vorausgesetzt, daß dieser Grundsatz, den ich dem heil. Johannes entlehnt habe, richtig sey — unsern Kindern alles, was Mensch heißt, anfangs nie von einer zu guten und liebenswürdigen Seite zeigen. Ich sage anfangs: denn freylich müssen sie nachher, bevor sie durch den großen Weltstrudel von unserer Seite gerissen werden, zu ihrer künftigen Sicherheit das menschliche Geschlecht auch so kennen lernen, wie es wirklich ist, als eine Gesellschaft nämlich, welche aus Guten und Bösen, vornehmlich aber aus solchen

besteht, welche zwischen beyden die Mitte halten und gut und böse zugleich sind. Aber wozu diese traurige Kenntniß einem Kinde schon vor seinem sechsten oder achten Jahre, da es noch so ganz in dem sichern Schooße seiner Familie ruhet, nützen solle, kann ich nicht begreifen; wohl aber sehe ich den überwiegenden Schaden ein, den es an seinem künftigen Character nehmen muß, wenn sie ihm schon in diesem Alter eingeflößt wird.

Diesem zufolge bin ich auch der unvorgreiflichen Meinung, daß die Hälfte der — wahren oder erdichteten — Erzählungen, von welchen man zur moralischen Bildung kleiner Kinder Gebrauch zu machen pflegt, schon um deshalb untauglich und zweckwidrig sey, weil gemeiniglich mehr Beyspiele von lasterhaften Handlungen, als Muster eines tugendhaften Betragens, darin aufgeführt werden. Wenn mein obiger Grundsatz richtig ist, so müßte man, biß auf ein gewisses Alter, sich lediglich an den letztern halten, und die erstern aus solchen Büchern, welche jungen Kindern in die Hände gegeben werden sollen, gänzlich ausmerzen. —

Da hätten wir also nun die ganze Stufenleiter, auf welcher wir, meiner Meinung nach,

die

die jungen Seelen unserer Kinder, bis zur Liebe ihres Schöpfers nach und nach hinaufführen müssen! Die erste Staffel nämlich ist die Elternliebe, auf diese müsse die Geschwisterliebe, auf diese die Liebe zu Hausgenossen, zu Lehrern, zu gleichgestimmten jugendlichen Freunden, auf diese die Menschenliebe überhaupt folgen, und von dieser erst zu der Gottesliebe übergegangen werden.

Aber noch nicht genug. Man liebt keinen, als den, der in unsern Augen wirklich liebenswürdig ist; und wirklich liebenswürdig ist in unsern Augen keiner, als der, von dem wir wissen, oder hoffen, daß er uns entweder schon Gutes gethan habe, oder noch thun werde. So wie also das Kind durch Liebe und Güte bewogen werden muß, seine Eltern, sein Geschwister, seine Freunde und seine Mitmenschen zu lieben: so muß es auch, wenn es Gott lieben soll, nicht bloß gehört, sondern selbst schon anschauend erkannt, selbst gefühlt haben, was Gott für uns gethan hat, und noch täglich für uns thut, damit er dadurch ihm erst wirklich liebenswürdig werde. Und was wird hierzu erfodert?

Ist es genug, sich mit dem Kinde an den Tisch zu setzen, und ihm da der Länge nach zu erzählen,

len, oder es selbst aus irgend einem Buche lesen zu lassen, daß Gott es sey, der die Welt und alles was darinnen ist, erschaffen habe, und daß auch er es sey, der alles erhält, für alles sorget, und uns ewig glücklich machen will? — Aber was weiß denn das drey- oder vierjährige Kind schon von der Welt, oder von dem, was darinnen ist? Wie viel hat es davon schon gesehn, wie viel davon genossen, wodurch derjenige, der ihm als der Schöpfer des Ganzen genannt wird, ihm nun wirklich liebenswürdig werden könnte? Was für Begriffe verbindet es schon mit der Redensart glücklich seyn, um denjenigen lieben zu können, von dem ihm gesagt wird, daß er die Menschen ewig glücklich machen wolle? Wer nur ein wenig Seelenkenntniß hat, und nur einen Augenblick über diese Fragen nachdenken will, der wird alsobald einsehen, daß dieser ganze wörtliche Unterricht, so plan und so bündig er übrigens auch immer seyn mag, für die von aller Naturkenntniß und vornehmlich von allen Naturgefühlen noch entblößte Seele des Kindes, so lange ganz zuverlässig verloren seyn müsse, bis erst gewisse vorbereitende Uebungen mit ihr angestellt worden sind, welche diesem Unterrichte zur Grundlage dienen können.

Und

Und was sind denn das für Vorbereitungen, welche erst mit ihr vorgenommen werden müssen? Sie soll Gott aus seinen Werken kennen lernen, und um dieser seiner Werke willen ihn lieb gewinnen: was kann also nöthiger seyn, als daß sie mit diesen seinen Werken erst ein wenig bekannt gemacht wird? — Man versuche es, einen Beweis vom Daseyn Gottes, von seiner Güte, Macht und Weisheit zu der Fassungskraft eines Kindes herabzustimmen; und sehe mit Verwunderung, welche große Summe von wirklichen Naturkenntnissen — nicht aus todten Büchern, sondern aus der Welt selbst durch eigene Sinne geschöpft — nothwendig vorausgesetzt werde, wenn man sich Hoffnung machen will, einen solchen Beweis für den schwachen Verstand des Kindes nur einigermaßen anschaulich zu machen! Meint aber jemand, daß es genug sey, diese nothwendigen Naturkenntnisse in den Beweis von Gottes Daseyn und Eigenschaften nur so im Vorbeygehen mit einzuflechten: so irrt er sich in der That recht sehr. Denn erstlich würde der Beweis selbst dadurch so gedehnt werden, daß der kindische Verstand ihn unmöglich ganz umfassen könnte, und dann zweytens — welches das wichtigste ist — wird dazu, daß dieser Beweis wirklich anschaulich ge-

macht werde, ja keine Worterkenntniß, sondern gleichfalls eine anschauende Erkenntniß der Natur erfodert. Und die kann, wenn sie einmal in der Seele schon gewesen ist, durch Worte zwar wohl wieder hervorgerufen, aber doch wahrlich durch keine Worte, durch keinen Unterricht zum erstenmale der Seele mitgetheilt werden! Das ist, dünkt mich, schon von selbst so klar, daß es keiner weitern Erhellung bedarf.

Ehe wir also darauf ausgehen, unsere Kinder mit Gott, als ihrem höchsten Wohlthäter, bekannt zu machen: laßt uns die ersten Jahre ihres Lebens dazu widmen, ihre junge Seelen von der ganzen schönen Natur, so viel wir immer können, durch ihre eigene Sinne erkennen und genießen zu lassen. Kein reitzender Morgen müsse erscheinen, kein lieblicher Frühlings- oder Sommerabend vorübergehen, ohne von unsern Zöglingen unter Gottes freyem Himmel, mit allem, was sie erfreuliches haben, recht innigst genossen zu werden! So oft es möglich ist, wollen wir sie hinaus in den offnen Schooß der Natur führen, um all den Segen, der da in tausenderley Formen und Gestalten hervorquillt, mit ihren eigenen Augen zu sehn; zu sehn, wie da alles kömmt, und wächst, und blüht

und

und reif wird, wie wenig der Menschen Fleiß und Kunst, wie viel hingegen der Himmel dazu thun muß, um das zu werden was es ist, durch Naturkraft der Erde, durch Thau und Regen, durch Schnee und Wind, durch Ungewitter und Sonnenschein. Sie sollen sehen und sich merken, wie jedes, wenn die Natur das Ihrige daran gethan hat, nun durch Menschenhände bereitet, umgeformt, getrennt oder zusammengesetzt wird, um uns zur Speise, zur Kleidung oder zur Befriedigung anderweitiger Bedürfnisse zu dienen. — Wenn wir ihnen dann über kurz oder lang von den Wirkungen der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte in den Werken der Schöpfung vorreden; wenn wir ihnen dann sagen, daß alle die Wunder, die sie nun schon kennen, all der Segen, den sie nun schon selbst so oft genossen haben, von ihrem und unserm unsichtbaren Vater im Himmel herrühren: so wird unsere Rede für sie verständlich seyn, so wird unser Beweis auch für ihren Verstand wirkliche Ueberzeugungskraft haben, so werden sie den Gott, den wir ihnen zeigen, wirklich groß und gütig und daher auch liebenswürdig finden; — und wir werden also unsern Zweck bey ihnen erreicht haben.

Und nun laßt uns alle die Vorbereitungen, welche der bisherigen Auseinandersetzung gemäß, dem eigentlichen Religionsunterrichte vorgehen müssen, zusammenrechnen, um darnach die Frage zu entscheiden, in welchem Alter des Kindes dieser wirkliche Unterricht wohl schon angefangen werden dürfe? Erst muß also ihr Herz zur Liebe gebildet werden, und zwar zur Liebe gegen ihre Mitgeschöpfe. Unter diesen gehen einige den andern vor, die Eltern dem Geschwister, das Geschwister den übrigen Hausgenossen, die Hausgenossen den Bekannten, die Bekannten den Unbekannten. Dabey muß ihr Naturgefühl durch anschauende Erkenntniß und Genuß der Schönheiten und Schätze der Natur täglich genährt, geübt, gestärkt und veredelt werden; und nur dann erst, wenn ihre junge Herzen das Bedürfniß zu lieben und die Seligkeit geliebt zu werden zum öftern gefühlt; nur dann erst, wenn sie einen hinlänglichen Vorrath anschauender Naturerkenntniß eingesammlet und sich bey demjenigen, was uns zu unserm Unterhalte und Vergnügen von der Natur selbst dargereicht wird, recht oft schon glücklich gefühlt haben: können wir einen guten Erfolg hoffen, wenn wir sie, durch alle diese Uebungen und erworbene Fertigkeiten gehörig vorbereitet, nun auch zur

Er=

Erkenntniß und Liebe des Schöpfers anführen wollen.

Und in welchem Alter wird dieses nun geschehen können? — Man sieht leicht, daß es unmöglich sey, hierzu eine und ebendieselbe bestimmte Zeit für alle und jede Kinder festzusetzen. Je nachdem das eine Kind mehr natürliche Anlagen, als das andere, hat, und je nachdem diese Anlagen sorgfältiger und früher, als die Fähigkeiten anderer Kinder entwickelt worden; wird dieser eigentliche Religionsunterricht auch früher mit ihm angefangen werden können. Dieser Zeitpunkt kann also für einige Kinder schon im fünften oder sechsten, für andere erst im achten oder zehnten Jahre da seyn. Dies in jedem besondern Falle zu bestimmen, muß der klugen Beurtheilung des jedesmaligen Erziehers überlassen werden.

Bis dahin sollen die Kinder also gar nichts von Gott hören? Ganz unwissend in der Religion bleiben? — Wenn das auch rathsam wäre, so würde es doch auf keinerley Weise möglich zu machen seyn, wenn wir unsere Kinder nicht von allem Umgange mit andern Menschen ausschließen wollen, welches zu thun im Ernst wohl niemanden in den Sinn kommen

mögte. Denn wie wollten wir sonst veranstalten, daß unsern Kindern bis in ihr fünftes oder sechstes Jahr von Gott und Religionssachen überhaupt gar nichts zu Ohren käme; da wir nicht einmal verhindern können, daß ihnen so mancherley abergläubisches Zeug, wovon im gemeinen Leben so oft die Rede ist, so manches Hexen- und Gespensterhistörchen, ohne unser Wissen und wider unsern Willen, mitgetheilt wird? Freylich müste der erste Religionsunterricht, wenn die Kinder bis auf ein gewisses Alter ganz unwissend gelassen wären, und wenn er ihnen dann so gegeben würde, wie es im Jahr 2440 geschehen wird, so wohl seiner Neuheit, als auch der stärkern Fassungskraft der Kinder wegen, in den frischen Seelen derselben einen weit lebendigern und bleibendern Eindruck machen, als wir uns bey einem frühzeitigeren Unterrichte versprechen dürfen: aber da das in der Welt, worin wir jetzund leben, nun einmal schlechterdings nicht möglich zu machen ist; so würden wir uns nur vergebens dabey aufhalten, die Vortheile dieser Methode umständlich auseinander zu setzen.

Die Kinder mögen also, so bald sie reden und die Worte Anderer verstehen können, hören,

daß

daß ein Gott sey; man mag ihnen diesen Gott auch beschreiben — aber wohl verstanden, nicht durch abstrakte, aus der Methaphysik entlehnte Definitionen, sondern auf eine der schwachen kindischen Denkkraft angemessene und doch zugleich wahre Weise, das heißt, als einen höchst gütigen Vater aller Wesen, der alles, was da ist, hervorgebracht hat und erhält; der uns unaussprechlich liebt, und dessen Milde uns darreicht alles, was zu unserem Unterhalte und zu unserm Vergnügen erfodert wird. Aber — doch dieses Aber gehört in den folgenden Abschnitt, in welchem unsere zweyte Frage, das Wie? betreffend, untersucht werden soll.

Ich fahre also fort:

Aber man hüte sich, aus dieser ersten vorläufigen Belehrung schon einen ordentlichen, nach Stunden abgemessenen Unterricht zu machen; hüte sich, schon systematisch und schulmäßig dabey zu Werke zu gehen; hüte sich endlich, ihnen das Gesagte als etwas, welches nicht schon von selbst glaubwürdig genug sey, durch Vernunftgründe beweisen zu wollen!

sen! Sucht man alles dieses nicht zu vermeiden: so ist die Folge unausbleiblich, daß dem Kinde, dem ein solcher Unterricht nothwendig beschwerlich fallen muß, die Religion auf lange Zeit — oft auf immer, zum Ekel wird, und daß man es zugleich dadurch gewöhnt, Worte zu hören und Worte nachzusagen, mit denen es entweder gar keine, oder höchstens sehr dunkle, oder ganz falsche Begriffe verknüpft, wodurch die künftige Aufklärung seines Verstandes durch Philosophie und Religion, wo nicht unmöglich gemacht, doch gewiß ungemein erschwert und aufgehalten wird.

Um diesen schädlichen Folgen auszuweichen, weiß ich kein besseres Mittel, als:

1) Diesen ersten vorläufigen Religionsunterricht nicht in ordentlichen Lehrstunden zu geben, sondern vielmehr ihn nur in zufällig scheinenden Gesprächen bey einer schicklichen Veranlassung mit einfliessen zu lassen, und ihn nie länger fortzusetzen, als der Wißbegierde des Kindes damit gedient zu seyn scheinet; und

2) diesen ganzen ersten Unterricht anfangs bloß als Ueberlieferung — ich will sagen, als eine Erzählung einzukleiden, welche keines Be-

weises bedarf, sondern auf das bloße Wort dessen, von dem sie erzählt wird, geglaubt zu werden verdient.

Hierbey aber wird vorausgesetzt, daß die Eltern, welche ihrem Kinde die erste Nachricht von Gott auf diese Weise mittheilen wollen, sich bey dem Kinde selbst schon vorher in den Kredit gesetzt haben müssen, daß alles, was sie sagen, wahr sey, und daß sie schlechterdings nicht unwahr reden können. Dieses Vertrauen bey dem Kinde zu erwecken, ist eine leichte Sache, wenn die Eltern es sich nur zum Gesetz machen wollten, auch in Kleinigkeiten, auch im Scherz und Spielen, immer wahr zu seyn, so daß das Kind niemals Gelegenheit haben könnte, sie auf einer falschen Fährte zu finden. Hat man es aber einmal, auch nur im Scherz erfahren lassen, daß auch wir, seine Eltern oder Lehrer, uns zu Unwahrheiten erniedrigen können: dann fällt dieses Vertrauen bey ihnen weg, und dann kann die vorgeschlagene Methode auch nicht mehr die gehoffte Wirkung haben.

Es ist aber überhaupt, auch in so mancher andern Betrachtung, so überaus wichtig, daß Eltern und Lehrer, in den Augen junger Kinder das Ansehen untrieglicher Personen behaup-

 ten;

ten; daß man wider das gewöhnliche thörigte Verfahren dererjenigen, welche nicht zwey Worte mit ihren Kindern reden können, ohne sie durch Unwahrheiten zu necken und zum Besten zu haben, nicht laut und nachdrücklich genug reden und schreiben kann. Wir haben alles gewonnen, wenn unsere Kinder in unsere Wahrhaftigkeit ein uneingeschränktes Vertrauen setzen; aber auch alles verloren, sobald sie uns einmal bey wirklichen Unwahrheiten ertappt haben. Es beschuldige mich keiner, daß dieser Grundsatz darauf abziele, blinde Nachbeter zu erziehen: denn es ist hier ja nur von den ersten Jahren der Kindheit die Rede; und nachher, wenn der Verstand des Kindes sich zu entwickeln anfängt, soll man ihm auch meinem Wunsche nach, allerdings sagen, daß kein Mensch, und also auch sein Vater, oder sein Lehrer nicht, untrieglich sey; und daß es daher die Gründe, die man ihm vorträgt, selbst jedesmal überdenken und erst wohlbedächtig prüfen müsse, bevor es der dadurch zu beweisenden Sache seinen Beyfall schenke. Aber man wird doch nicht glauben, daß diese Zeit zu raisoniren, vor dem siebenten oder achten Jahre des Kindes schon gekommen sey!

Bis diese Zeit also gekommen ist, muß die Glaubwürdigkeit der Eltern und des Lehrers die Stelle wirklicher Beweise vertreten, und damit sie dieses könne, müssen Eltern und Lehrer sich sorgfältig bestreben, in allen ihren Reden und Handlungen in Gegenwart der Kinder immer wahr zu seyn. Und das sogar auch im Scherz; denn das Kind kennt ja noch nicht die oft feinen Grenzen, wo wirkliche Lügen und scherzhafte Unwahrheiten sich von einander scheiden; eins wird ihm wie das andere seyn, und wen es einmal auf einer Unwahrheit betroffen hat, dem wird es künftig blinden Glauben beyzumessen, sich wohl in Acht nehmen.

Vorausgesetzt also, daß Eltern und Lehrer dieser Regel von Anfang der Erziehung an gefolgt sind, und daß demnach alles, was sie bejahen, in den Augen des Kindes unbezweifelte Wahrheit scheine; so mögen sie auch die ersten Religionskenntnisse ihnen bloß auf Treue und Glauben mittheilen, und mit einem vernünftigeren Unterrichte so lange warten, bis die Vernunft des Kindes dazu reif geworden ist. Aber auch hierbey wünschte ich, daß man alles, was man das Kind von Gott und Religionssachen überhaupt hören läßt, nicht als eigentlichen Unterricht

terricht behandelte, sondern, daß man es ihm vielmehr, als eine eigene wichtige Angelegenheit der Erwachsenen selbst, bekannt werden ließe. Ich will mich erklären.

Man sollte, meine ich, jede schickliche Gelegenheit ergreifen, seine eigene Ehrfurcht, seinen Dank und seine Liebe gegen Gott in Gegenwart der Kinder, doch so auszudrücken, daß es ganz das Ansehen hätte, daß man auf die gegenwärtigen Kinder gar keine Rücksicht dabey nehme, sondern sich bloß seinen eigenen Empfindungen überlasse. Ich stelle mir z. E. vor, daß der Hausvater oder die Hausmutter, oder beyde zugleich, die Pracht eines herrlichen Abendhimmels bewundern, sich dabey in kurzen für die Kinder faßlichen Worten über den großen Urheber dieses unvergleichbaren Schauspiels unterreden; nebenbey einiger der unzählbaren Wohlthaten gedenken, womit dieser liebevolle Geist seine Geschöpfe überschüttet; und nun in der Wärme ihrer Empfindungen etwa auch ein kurzes Gebet verrichten: und sehe nun, wie das auf einmal die Aufmerksamkeit der Kleinen auf sich zieht; wie alles plötzlich so still wird, und hinhorcht auf die Worte der Eltern, und hinsieht auf ihre Mienen und Bewegungen; und wie nun jedes

von

von ihnen etwas Sonderbares und Großes ahndet, und die Wißbegierde aller nach und nach entzündet wird! Dann wird vermuthlich eine oder die andere Frage zum Vorschein kommen, welche einen weitern Unterricht veranlaßt; und diese Veranlassung ergreife man, aber doch immer — wenn mein Rath anders etwas gelten soll — mit großer Sparsamkeit, so daß die Neubegierde der Kinder lieber nicht ganz befriediget, als gar zu sehr gesättiget werde. Die Kunst, zu rechter Zeit abzubrechen, ist auch hierbey, wie in vielen andern Dingen, von großer Wichtigkeit.

Auf gleiche Weise wünsche ich, daß es mit dem Gebethe gehalten würde. Junge Kinder gewisse Gebethsformeln auswendig lernen und zu festgesetzten Zeiten hersagen lassen, ist unter allen pädagogischen Fehlern, welche unter uns noch immer im Schwange gehen, wohl ohnstreitig einer der größten, schädlichsten und unersetzlichsten. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, und ich glaube, daß es andern eben so gegangen sey, wie äusserst beschwerlich es in meiner Kindheit für mich war, des Morgens, bey Tische, und des Abends drey oder vier Gebete herzuplappern, bey denen ich schlechterdings nichts dachte, wenigstens das nicht dachte, was ich dabey hätte den-

 ken

ken sollen, und die mir, der ewigen Wiederholung wegen, schon längst zum Ekel geworden waren! Wie ich da oft im Stillen über denjenigen murrte, der diese Gebethe gemacht, und sie so lang gemacht hatte, daß darüber die Mahlzeit um ein merkliches verzögert werden oder ein hübsches Stück Zeit, welches ich so gern dem Spiele gewidmet hätte, darüber verloren gehen muste! Ich erzähle, wie mir damals zu Muthe war; und ich bin versichert, daß ich nicht der Einzige bin, der dieses von sich erzählen kann. Die Folge davon war, daß mir alles, was Gebeth hieß, zum größten Ekel wurde, und daß ich dieses Geschäft als einen beschwerlichen Herrndienst betrachtete, dem ich mich nun einmal nicht entziehen durfte. Auch kann ich mich nicht erinnern, daß die Religion den geringsten Einfluß auf mein Herz oder auf meine Handlungen gehabt habe, bis sie aufhörte, ein Zwang für mich zu seyn, und mein eignes Nachdenken darüber rege ward.

Also soll in einem christlichen Hause gar nicht mehr gebethet werden? — Und wer sagt dann das? Man vergönne mir, nur erst auszureden! Allerdings soll gebethet, und wenn mein Wunsch erfüllt würde, mehr und besser gebethet werden, als es gemeiniglich zu geschehen pflegt; -- aber nicht von unmündigen Kindern, sondern

von

von solchen, die da wissen, was sie thun, die da verstehen, was sie sagen, indem sie ein Gebeth aussprechen; von solchen, welche ein Bedürfniß zu bethen empfinden, indem entweder ihr Herz von Empfindungen des Danks und der Liebe gegen ihren Schöpfer überfließt, oder indem sie vom innigsten Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht und ihrer gänzlichen Abhängigkeit von Gott, sich gedrungen fühlen, zu seinem Schutze und Beystand ihre Zuflucht zu nehmen. Also nicht das Kind, sondern der Hausvater selbst, oder irgend eine andere erwachsene Person, soll bey jeder Gelegenheit, wo sich eine besondere Veranlassung zur Anrufung Gottes und zum kindlichen Danke für seine Wohlthaten darbietet, in Gegenwart anderer Hausgenossen, und in Gegenwart der Kinder (von denen unterdeß kein Nachbethen, keine erzwungene Aufmerksamkeit, sondern weiter nichts als ehrerbietige Stille gefodert wird) das Gebeth, und zwar laut, und feyerlich verrichten; aber auch hierbey sich der natürlichen Kürze in Worten befleißigen, mit welcher wahre Empfindungen sich allemal zu äussern pflegen. Er soll sich an keine Formeln, an keine bestimmte Worte binden, sondern sich solcher ungekünstelten Ausdrücke bedienen, als seine jedesmaligen Empfindungen ihm an die

Hand

Hand geben werden. Noch weniger wollen wir unsere Kinder irgend eine Gebethsformel selbst auswendig lernen lassen und lieber von unverständigen Menschen den Vorwurf leiden, daß wir junge Heiden erzögen, als ihnen das heilige Vergnügen und den Nutzen eines wahren inbrünstigen Gebeths — vielleicht auf ihr ganzes künftiges Leben, zu verderben. Sie sollen aber nicht sowohl hören, als vielmehr an dem Beyspiele ihrer Eltern sehen, daß das Gebeth Pflicht und Wohlthat für uns sey; sollen aus eben diesem Beyspiele — nicht aus abgezogenen, trockenen Theorien, lernen, worin das Gebeth eigentlich bestehe, nämlich nicht in dem Hersagen gewisser Worte, sondern in der wirklichen Ergiessung eines liebenden, dankbaren, ehrfurchtsvollen Herzens vor Gott; und ich weis aus der Erfahrung, daß ein solches Beyspiel unwiderstehlich ist, und daß daher Kinder, denen es gegeben wird, früher anfangen, für sich selbst und aus eigenem Herzen zu ihrem Schöpfer zu bethen, als andere, die dazu angehalten, wohl gar dazu gezwungen werden, und welchen man von der Pflicht so wohl, als auch von der eigentlichen Beschaffenheit eines andächtigen Gebeths, wer weiß wie viel! vortheorisirt hat.

Wenn man nun, meinem jetzt geäusserten Wunsche gemäß, bis ins sechste, oder siebente, oder achte Jahr des Kindes (nach der Beschaffenheit seiner grössern oder geringern Fähigkeiten) sich bloß darauf eingeschränkt hat, ihm die allerersten und nöthigsten Religionswahrheiten nur auf eine zufällig scheinende Weise (die dem ohngeachtet mit Ueberlegung vorbereitet seyn konnte) bey merkwürdigen in die Sinne fallenden Veranlassungen, und zwar nicht als eine durch Gründe zu beweisende Wissenschaft, sondern vielmehr als unbezweifelte Ueberlieferung, als eine von niemanden bezweifelte zuverläßige Nachricht, mitzutheilen; und wenn dann, so wohl die natürlichen Fähigkeiten des Kindes, als auch der Grad der bisherigen Entwickelung derselben, einen ferneren Unterricht nach wirklichen Gründen nöthig und nützlich gemacht zu haben scheinen: so glaube ich, daß in Ansehung der alsdann zu befolgenden Methode folgende Punkte von großer Wichtigkeit sind.

1. Zuvörderst wünsche ich, daß man immer wahr seyn möge, so wohl in Ansehung der Begriffe selbst, die man als zur Religion gehörig den Kindern mittheilen will, als auch in der Einkleidung derselben, und endlich vornämlich auch in den Beweisen, welche man davon giebt. Erstlich in Ansehung

der

der Religionsbegriffe selbst und in Ansehung der Einkleidung derselben; damit will ich so viel sagen, man hüte sich, so wohl etwas, welches keine Religionswahrheit ist, als Religionswahrheit zu lehren, als auch dasjenige, was wirklich Wahrheit ist und zur Religion gehört, durch übertriebene Vorstellungen über die Grenzen des Wahren hinauszuführen. Diesem letzteren würde z. E. dadurch entgegen gehandelt werden, wenn man die Aeusserungen der Liebe Gottes gegen die guten Menschen und seines Abscheues gegen alles, was Sünde heißt, dergestalt ausdehnen wollte, daß man die Kinder versicherte, daß dem Frommen nie etwas Böses, dem Gottlosen hingegen nie etwas Gutes widerfahren könne. Die künftige Erfahrung der Kinder würde die Unwahrheit dieser übertriebenen Vorstellung bald aufdecken, und dann wäre zu besorgen, daß sie das Wahre, welches dabey zum Grunde lag, mit dem, was durch Uebertreibung hinzugekommen war, zugleich verwerfen mögten. — Zweytens, sage ich, sollte man auch in den Beweisen der Religionswahrheiten immer wahr zu seyn sich bestreben. Die Ursache ist die nämliche. Falsche Beweise halten auf die Länge nicht Stich; und

was

was soll aus dem Gebäude werden, wenn die Pfeiler sinken?

Damit will ich nicht sagen, daß die Beweise der Wahrheiten, welche Kindern vorgelegt werden, mit mathematischer Strenge bis zur wirklichen Evidenz fortgeführt werden müssen. Das würde vielmehr, wie leicht zu begreifen ist, abermals ein Fehler von sehr erheblichen schlimmen Folgen seyn. Denn da der schwache Verstand des Kindes (auch wenn ich es von 8 oder 10 Jahren annehme) eine solche Kette von Begriffen, als zur Führung eines wirklichen Beweises geknüpft werden muß, unmöglich schon übersehen kann: so würde die eigentliche Beweiskraft, welche das Resultat mehrerer Sätze ist, doch nur für ihn verlohren gehn; er würde, statt wirklicher Ueberzeugung, mit leeren Worten abgespeiset werden; und weil er sich auf eine unangenehme Weise und doch vergebens dabey anstrengen müste, so würde der ganze Religionsunterricht selbst ihm dadurch bald verekelt werden.

Beydes kann ja auch offenbar sehr füglich mit einander bestehen; ich will sagen, man kann ja wahre Gründe von einer Sache angeben, ohne eben dieselben bis in ihre ersten Urbegriffe

griffe aufzulösen. Das letztere verlangt der Verstand des Kindes noch nicht; er begnügt sich mit den Gründen selbst, ohne erst die Gründe der Gründe erforschen zu wollen. Wozu also eine solche Auflösung, welche nur von der Hauptsache abführen und wegen der Vielheit der Begriffe, welche dabey gehäuft werden müssen, die Bindkraft des Beweises selbst in den Augen des Kindes unfehlbar schwächen würde? — Ein anderes ist es, wenn ein Kind von ungewöhnlicher Lebhaftigkeit des Geistes, aus Antrieb eigener Wißbegierde, sich mit den vorläufigen Gründen nicht beruhigen will, sondern von freyen Stücken, in der Auflösung derselben weiter zu gehen, ein Verlangen bezeigt: dann ist es Nothwendigkeit, eine Ausnahme zu machen, und in die Urgründe der Wahrheiten so tief hineinzudringen, als der muntere Geist des Kindes zu sehen verlangt. Aber man hüte sich, hierin jemals weiter zu gehen, als man von der Wißbegierde des Kindes geleitet wird; man halte vielmehr augenblicklich ein, so bald diese einen Ruhepunkt gefunden hat, auf welchem sie stehen zu bleiben selbst für gut befindet. Oft ist es so gar nützlich, besonders wenn die Fragen des Kindes auf Dinge hinüberschweifen, welche auf den Beweis der gegenwärtigen Wahrheit

heit keine Beziehung haben, noch eher abzubrechen, als die Neubegierde desselben völlig befriediget ist. Versagte Befriedigung eines Triebes ist oft die stärkste Nahrung desselben. —

2. Unter allen Arten von Beweisen ist die analogische ohnstreitig diejenige, welche den schwachen Verstandeskräften der Kinder und ihrer eigenen Art zu denken am allerangemessensten ist. Beobachtende Kinderfreunde werden mit mir bemerkt haben, daß diese Art zu schliessen die erste und auch nachher immer die gewöhnlichste sey, wodurch die aufwachende Vernunft der Kinder sich zu äussern pflegt. Sie ist so gar auch in der höhern spekulativen Philosophie ein sehr brauchbares Hülfsmittel zur Erfindung neuer Wahrheiten, dessen sich besonders Leibnitz' oft mit sehr glücklichem Erfolge zu bedienen wuste. Aber dem sey, wie ihm wolle; genug, daß sie der kindischen Art zu denken und zu urtheilen am allerangemessensten ist, um sie bey dem Religionsunterrichte, so oft es sich thun lassen will, vor allen andern anzuwenden. Auch hieraus erhellet, wie nöthig es sey, den Verstand der Kinder erst mit hinlänglichen Naturkenntnissen zu bereichern, bevor man den eigentlichen Religionsunterricht mit ihnen anfangen kann.

Denn da sie hierbey immer von Dingen aus der sichtbaren Natur und aus dem gemeinen Leben auf die nicht in die Sinne fallenden Gegenstände der Religion zu schliessen, angehalten werden sollen: so müssen die erforderlichen Kenntnisse aus der Natur und aus dem gemeinen Leben diesem Unterrichte nothwendig vorgehen, wenn man nicht eher den Giebel eines Gebäudes aufrichten will, als man das Fundament desselben gelegt hat.

3. Man theile aber den ganzen vollständigen Religionsunterricht in so viel Stufen ab, als sich in der fortschreitenden sittlichen Ausbildung der Kinder, so wohl in Ansehung ihrer zunehmenden Fähigkeiten, als auch ihrer anderweitigen schon erworbenen Kenntnisse, merkliche Absätze zeigen; und sehe wohl zu, bevor man sie eine höhere Stufe ersteigen läßt, ob sie auch schon geistige Kräfte genug dazu erworben haben. Denn nirgends kann eine Uebereilung schädlicher seyn, als in dieser unserer wichtigsten Angelegenheit, wo es nicht so wohl auf bloße Erweiterung unsers Ideenkreises, als vielmehr auf Berichtigung unserer Neigungen und Abneigungen und auf Veredlung unserer Gesinnungen angesehen ist. Wird dabey nicht recht Schritt vor Schritt gegangen, so daß jede mitge-

mitgetheilte Erkenntniß erst durch öftere Uebung aus einer Sache des Verstandes eine Angelegenheit des Herzens, aus dem bloßen Wissen in wirkliche Grundsätze, in thätige Gesinnung übergegangen ist, bevor man zur Mittheilung einer neuen Erkenntniß schreitet: so artet das Ganze in einen todten Wörterkram aus, welcher den Verstand finster, das Herz kalt läßt. Und dann wäre es eben so gut gewesen, das Kind lieber gar nicht in der Religion zu unterrichten. Denn eine bloße Gedächtnißreligion ist so gut, als gar keine, vielleicht noch etwas Schlimmeres!

Wie unverständig es diesem zufolge gehandelt seyn würde, wenn man aus einem und eben demselben Catechismus oder Lehrbuche der Religion, alle und jede Kinder, ohne auf den Unterschied ihres Alters und ihrer Fähigkeiten Rücksicht zu nehmen, unterrichten wollte; ergiebt sich von selbst. Und geschieht es nicht demohngeachtet?

4. Aber ich habe über den Religionsunterricht aus Büchern überhaupt noch ein Wort zu sagen. Ich kann nämlich nicht umhin, zu gestehen, daß ich diese schulmäßige Art, die Religion zu lehren, bey Kindern (ein anders ist

es bey Jünglingen) als zweckwidrig und schädlich schlechterdings verwerfen muß. Ich bitte meine Leser, mich erst kaltblütig anzuhören und nachher, dafern sie mich noch immer im Irrthum glauben, eines Bessern zu belehren.

Ich gehe von dem Grundsatze aus, daß die Religion mehr eine Sache des Herzens, als des Verstandes, am wenigsten aber, wie etwa gewisse Theile der Gelehrsamkeit, bloß ein Gegenstand unsers Gedächtnisses seyn sollte. Ist dieser Grundsatz richtig (wie er denn vermuthlich von niemanden wird in Zweifel gezogen werden) so darf ich weiter daraus folgern, daß man alles Unangenehme, allen Zwang und überhaupt alles, was dem Kinde beschwerlich fällt, von dem Religionsunterrichte sorgfältig entfernen und hingegen so viel Angenehmes damit verbinden müsse, daß er für das Kind eine der liebsten Unterhaltungen werde. Diesen Zweck würde man aber zuverläßig verfehlen, wenn man seinem Zöglinge die Religion, als eine Sache zeigte, welche gelernt, und zwar aus Büchern gelernt, oder wohl gar — welches unter allen das Aergste wäre — auswendig gelernt werden müsse. Man ersinne so viele Erleichterungen, als man immer will und kann, so wird das Lernen aus Büchern

und vornämlich das Auswendiglernen, doch immer noch mit einiger Beschwerlichkeit verbunden bleiben, deren das Kind allemal lieber überhoben wäre. Denn so wohl die steife und einförmige Richtung der Augen nach geraden Linien, welche zum Lesen erfodert wird, als auch die anhaltende Aufmerksamkeit, welche das lesende Kind auf so vielerley Dinge zugleich heften muß, und das dabey nöthige Stillstehen oder Stillsitzen auf einer Stelle, legen seiner flüchtigen, nach Abwechselung strebenden Vorstellungskraft einen Zwang an, der ihm nothwendig beschwerlich fallen muß. Nun ist es aber in der Natur unserer Seele gegründet, daß jede Vorstellung, welche sie mit Beschwerlichkeit gebähren muß, ihr zuwider wird, wenn sie nicht etwa von der Art ist, daß sie die Geburtsschmerzen, unter welchen sie gebohren ward, durch große Annehmlichkeiten bey ihrer wirklichen Erscheinung wieder vergessen machen kann. Das ist nun aber gewiß nicht der Fall, in welchem die Seele des Kindes sich befindet, wenn sie Religionsunterricht, nicht ohne Widerwillen, aus Büchern schöpfen muß. Da findet sie, nach ihrer kindischen Art zu empfinden und zu denken, in der That keine Schadloshaltung in der Vorstellung des Gelesenen

 für

für die Beschwerlichkeit, die sie dabey zu überwinden hatte; und was ist also natürlicher, als daß sie gegen die Religionswahrheiten selbst einen geheimen Widerwillen faßt! Daß das Kind diesen Widerwillen vielleicht nicht äussert, ihn zu verbeissen sucht, ist kein Beweis wider das wirkliche Daseyn desselben, so wie es auch die schädlichen Folgen davon nicht vermindern kann.

Dieß ist der Grund, der mich wünschen läßt, daß man die Religion nicht, wie jede andere Schulwissenschaft, behandeln, sie nicht in ordentlichen festgesetzten Lehrstunden, mit dem Compendium in der Hand, lehren: sondern vielmehr im zwanglosen Umgange und bey besondern die Sinne rührenden Veranlassungen, vornämlich bey Spaziergängen an angenehmen Tagen, oder in vertraulichen und rührenden Familiengesprächen, lediglich als eine süße Angelegenheit des Herzens, nie aber als etwas, welches gelernt werden muß, seinem Zöglinge mittheilen möge. Will man ihn ja etwas darüber lesen lassen, so wünsche ich, daß es nur solche Aufsätze seyn mögen, welche durch eine schmeichelnde angenehme Einkleidung dem Kinde die Beschwerlichkeit des Lesens einigermaßen versüßen können. Ich kann mich da-

her auch über die seit einiger Zeit unter uns so wirksam gewordene und zum Theil recht glückliche Bemühung zur Verfertigung neuer Lehrbücher der Religion für Kinder, nicht in dem Grade freuen, in welchem ich mich freuen würde, wenn die verdienstvollen Männer, die sich dieser Arbeit unterzogen haben, statt solche systematische Lehrbücher für Kinder zu schreiben, ihre Einsichten und Talente lieber dadurch thätig machten, daß sie Anweisungen für Eltern und Lehrer schrieben und durch Beyspiele zeigten, wie man ohne Buch, die ersten Religionsbegriffe in den jungen Seelen der Kinder durch vertrauliche Gespräche bey schicklichen Veranlassungen entwickeln sollte. Um aber nicht bloß zu wünschen, sondern auch nach dem Maaße meiner Einsichten und Kräfte selbst Hand ans Werk zu legen, werde ich am Ende dieses Aufsatzes, ein solches Beyspiel mittheilen, welches zugleich dazu dienen kann, meine ganze hier beschriebene Theorie des ersten Religionsunterrichts anschaulich zu machen.

5. Um alles in der Welt aber hüte man sich, die Kinder jemals zu zwingen, etwas zu lesen oder auswendig zu lernen, was auf irgend eine Weise zur Religion gehört, oder sie

zu strafen, wenn sie Fehler der Aufmerksamkeit oder des Gedächtnisses dabey begehen sollten. Denn daß dieses Zwingen und dieses Strafen der geradeste Weg seyn würde, ihnen die ganze Religion widerlich und verhaßt zu machen, ist ja wohl sonnenklar!

6. Aus eben diesem Grunde hüte man sich auch, bey dem Buchstabier- und Leseübungen, wie auch bey den Sprachexercitien, welche man etwa anstellen läßt, der bisherigen traurigen Gewohnheit gemäß, irgend etwas zur Religion Gehöriges zum Grunde zu legen. Denn da das Buchstabiren und anfängliche Lesen sowohl, als auch die gewöhnlichen schriftlichen Uebungen einer fremden Sprache und des Stils, doch immer mit einiger Beschwerlichkeit verbunden sind: so würde die Folge davon wieder eben dieselbe seyn.

Ich habe oben gewünscht, daß der Erzieher es sich zum unverbrüchlichen Gesetze machen möchte, in allem, was den Religionsunterricht angeht, auch in Ansehung der Einkleidung desselben, beständig wahr zu seyn. Da entsteht nun die Frage, — — — — — — —*).

Ich

*) Hier findet sich in der Handschrift eine Lücke von vier Bogen. Der Setzer.

Ich breche hier ab, und zwar mit dem herzlichen Wunsche, etwas Ueberflüssiges, allen längst Bekanntes, und von allen längst Befolgtes geschrieben zu haben. Denn das Herz blutet mir, so oft ich mir vorstelle, daß das Gegentheil von dem, was ich hier gerathen habe, noch so gewöhnlich sey, daß dieser mein unmaßgeblicher Rath beynahe einer Neuerung ähnlich sehen mag. Gott! Gott! wann wird man anfangen, die Liebe zu Dir — die Religion — aus einer schulmäßigen Kasteyung des Gedächtnisses in eine selige und werkthätige Empfindung des Herzens zu verwandeln! —

Jetzt also zur Beantwortung unserer dritten Frage: Welches sind die Religionswahrheiten, die den Kindern in dem ersten Unterrichte mitgetheilt werden müssen? Ich will auch diese Frage nach meiner gewissenhaftesten Ueberzeugung zuversichtlich beantworten, und falls ich irren sollte, demjenigen danken, der mich eines Bessern belehren wird. Nur bitte ich den Gesichtspunkt nicht zu verrücken und bey der Beurtheilung meiner folgenden Gedanken nicht aus der Acht zu lassen, daß hier le-

diglich von dem ersten Religionsunterrichte, nicht von dem zweyten, dritten, vierten u. s. w. die Rede sey. —

Den ganzen Inbegriff meiner Antwort auf diese Frage kann ich kurz ausdrücken, indem ich sage:

Daß man dem Kinde von dem, was zur Religion gerechnet wird, sowohl anfangs, als auch in dem Fortgange der Unterweisung, jedesmal nicht mehr und nicht weniger bekannt machen müsse, als was zu jeder Zeit

1. seine eigene durch Zufall oder Absicht gereizte Wißbegierde ihm zum Bedürfniß macht; und
2. was ihm schon jetzt in seinem dermaligen Alter und in seinen gegenwärtigen Verhältnissen zu wissen wirklich nützlich ist.

Jetzt will ich diese Sätze stückweise aus einander legen und meine Meynung durch Gründe zu erhärten suchen.

Ich sage zuvörderst: man müsse bey dem ersten Religionsunterrichte dem Kinde nicht mehr und nicht weniger von den Religionswahrheiten bekannt machen, als seiner Wißbegierde

begierde zum Bedürfniß geworden ist. Dieser Grundsatz sollte, wie mich dünkt, nicht bloß beym Religionsunterrichte, sondern auch bey jeder andern Unterweisung genau befolgt werden. Denn die Mittheilung einer Erkenntniß, nach welcher die Seele noch nicht den mindesten Hunger empfindet, muß nothwendig eben die nachtheilige Folge für sie haben, welche der erzwungene Genuß gewisser Speisen, bey einem gänzlichen Mangel an Appetit, für den Körper zu haben pflegt. Wie nämlich im letzten Falle gemeiniglich ein nachher schwer zu überwindender Ekel gegen die mit Gewalt aufgedrungene Speise entsteht: so muß auch im ersten Falle ein eben so großer Widerwille der Seele gegen die auf solche Weise ihr mitgetheilte Erkenntniß erfolgen. Und was können wir uns von unserm Unterrichte für Vortheil versprechen, so bald das, was wir lehren, unsern Schülern einmal znm Ekel geworden ist?

Nirgends aber kann die Vernachläßigung dieser Regel schädlicher seyn, als bey dem Unterrichte in der Religion, weil keine andere Erkenntnißart auf unsere ganze Glückseligkeit einen so unmittelbaren und so starken Einfluß hat, als die Erkenntniß von Gott und unsern Pflich-

ten, oder die Religionserkenntniß. Wenn also bey irgend einem Unterrichte die Seele der Kinder vor Ueberladung und Widerwillen bewahrt werden muß: so ist es bey diesem. Wie kann dieses aber anders geschehen, als dadurch, daß man bey diesem Unterrichte stufenweise zu Werke geht, und von einer niedern Stufe der Erkenntniß zu einern höhern nicht eher fortschreitet, als bis die Wißbegierde des Kindes uns aus eigenem Antriebe die Hand beut, um hinauf gehoben zu werden?

Es wird aber dieses Streben der jungen Wißbegierde nach höhern Graden der Religionserkenntniß theils von selbst erfolgen, theils steht es aber auch bey uns, es durch allerley die Neugierde reizende Mittel zu erwecken und zu verstärken. Ein einziges Wort von Gott, welches wir bey irgend einem anziehenden Schauspiele in der Natur, oder bey irgend einem wichtigen Vorfalle im Leben, in Gegenwart der Kinder, bedeutungsvoll fallen lassen, wird von ihrer wißbegierigen Seele aufgefangen werden, und zu vielen Fragen Anlaß geben, deren Beantwortung die Stelle eines nach Stunden abgetheilten Unterrichts vertreten kann, und weit nützlicher für sie seyn wird, als dieser. Will

aber

aber jemand den Versuch davon an seinen Zöglingen machen, so muß ich ihn bitten, sich dadurch nicht gleich abschrecken zu lassen, wenn die Kinder auf ein solches hingeworfenes Wort nicht den Augenblick zu merken scheinen, und die erwarteten Fragen derselben nicht alsobald erfolgen wollen. Denn in diesem Punkte, wie in vielen andern, findet sich unter den Seelen junger Kinder eine große Verschiedenheit. Die Wißbegierde einiger unter ihnen ist so reizbar, daß sie durch jede noch so leise Berůhrung einer ihnen noch unbekannten Sache plötzlich in Beweguug gesetzt wird und sich alsobald durch Fragen äussert: andere hingegen gleichen, wie ein wackerer Dichter sagt, dem Wallfische, und pflegen eine aufgefangene Idee, wie dieser den Propheten, erst drey oder mehr Tage und Nächte bey sich zu behalten, und sie dann lebendig wieder von sich zu geben. Diese, von der leztern Art, sind im Grunde nicht die schlechtesten, ohngeachtet die erstern anfangs mehr zu glänzen pflegen. Sie scheinen auf das, was in ihrer Gegenwart zufälliger Weise gesprochen wird, oft nicht die geringste Aufmerksamkeit zu richten; fahren fort sich mit ganz andern Dingen zu beschäftigen, und von ganz andern Dingen zu reden; so daß derje-

nige,

nige, der mit ihrer eigenthümlichen Weise zu empfinden und ihre Empfindungen zu äussern noch nicht bekannt ist, glauben muß, daß von dem, was gesagt wurde, kein einziges Wort in ihre Seele gefallen sey. Aber oft nach mehrern Tagen, oft nach mehreren Wochen, kommen sie uns, ehe wir es uns versehen, plötzlich mit einer Frage entgegen, welche uns befremdet und genug beweiset, daß das Gesagte damals nichts weniger, als verlohren, für sie gewesen sey. Dann ist es Zeit, ihrer Seele auf der freywillig aufgefangenen Spur weiter fortzuhelfen: doch auch nicht weiter, als sie selbst darauf fortzufahren Lust bezeiget. Versäumte man einen solchen Anlaß, oder begienge man gar den noch viel grössern und durch nichts zu ersetzenden Fehler, das fragende Kind, aus böser Laune, durch eine beleidigende Antwort abzuschrecken; so würde man sein ferneres Wachsthum an guter Erkenntniß dadurch auf lange Zeit verhindern. Ueberhäufte man aber auf der andern Seite die eben erwachte Wißbegierde des Kindes durch einen zu langen und zu umständlichen Unterricht: so würde man auch dadurch das Fragen ihm verleiden, und es dahin bringen, daß es künftig lieber seine Neugierde unterdrücken, als sich der Beschwerde

eines

eines langweiligen Unterrichts aussetzen würde. Hier ists also, wo der scharfsichtige philosophische Bemerkungsgeist dem Erzieher mehr, als jemals, unentbehrlich ist, um den rechten Zeitpunkt des Anfangens und des Aufhörens weder zu verfehlen, noch zu überschreiten. Genau bestimmte Regeln darüber geben zu wollen, würde in mehr als einer Betrachtung ein thörichtes Unternehmen seyn.

Daß aber das gewöhnliche Verfahren, da man den Religionsunterricht, so wie jede andere Unterweisung, in festgesetzten Stunden giebt, und ohne alle Rücksicht auf die Lust oder Unlust der Kinder zu nehmen, so lange fortdocirt, bis das jedesmalige Pensum geendiget ist, mit diesem Grundsatze auf keine Weise bestehen könne, ergiebt sich von selbst.

Ich sagte zweytens: daß der erste Religionsunterricht nicht mehr enthalten müste, als was dem Kinde in seinem dermaligen Alter und in seinen gegenwärtigen Verhältnissen zu wissen wirklich nützlich ist. Diese Regel ist einer genauern Bestimmung fähig: aber erst will ich die Gründe anzeigen, auf welchen sie beruhet.

Ich frage zuvörderst: was es dem Kinde helfen soll, mehr von der Religion zu wissen, als es seinem jedesmaligen Alter und seinen jedesmaligen Verhältnissen nach, schon auf sich und seine Handlungen anzuwenden im Stande ist? Wozu es ihm z. E. in seinem fünften oder sechsten Jahre nützen soll, zu hören, daß Mord und Ehebruch unter die von Gott verbotene Laster gehören, da es von der Möglichkeit solcher Vergehungen noch gar keinen Begriff hat, noch weniger die geringste Versuchung dazu bey sich selbst empfinden kann? Antwortet man mir, daß das, was dem Kinde in seinem gegenwärtigen Alter zu wissen unnütz ist, deswegen schon jetzt von ihm gelernt werden müsse, weil es ihm im erwachsenen Alter nützlich werden kann: so bitte ich zu überlegen, obs im zwölften oder vierzehnten Jahre desselben nicht noch immer Zeit genug sey, ihm dasjenige beyzubringen, was erst in seinem 18ten oder 20sten Jahre anfängt, ihm wirklichen Nutzen zu gewähren?

Aber hierzu kömmt nun auch noch zweytens dieses, daß die Mittheilung solcher für das kindische Alter in jeder Betrachtung überflüssigen Religionswahrheiten, nicht nur unnütz, sondern auch im hohen Grade schädlich ist.

Denn

Denn da das Kind von dem Gebrauche, den es künftig einmal von dieser Erkenntniß machen kann, noch ganz und gar keinen Begriff hat: was ist natürlicher, als daß es die Religion entweder als ein todtes, nur zur Qual der Kinder erfundenes Gedächtnißwerk, oder höchstens als den Gegenstand einer müssigen Spekulation, der bloß in die Schule gehört, auf das menschliche Leben hingegen gar keine Beziehung hat, ansehen lernt? Und ist es einmal so weit mit ihm gekommen: was soll ihm dann die Religion? Was wird sie ihm seyn? — Man beobachte das Leben des grössern Theils der auf eine diesem meinen Grundsatze entgegenlaufende Weise unterrichteten Christen: und beantworte sich diese Frage selbst.

Jetzt also zur genauern Bestimmung dieser meiner zweyten Regel! Welches sind dann nun diejenigen Religionswahrheiten, von denen man mit Wahrscheinlichkeit vermuthen kann, daß ihre Erkenntniß auch schon dem Kinde nützen werde, und welche daher auch in den ersten Unterricht derselben aufgenommen zu werden verdienen? Indem ich mein unvorgreifliches Urtheil hierüber vorlege, setze ich vermuthlich mich dem Tadel vieler andersdenken-

den Männer aus, welche den nach meinem Wunsche eingerichteten ersten Religionsunterricht viel zu mager und unvollständig finden werden. Aber ich schreibe was meine gewissenhafteste Ueberzeugung mir zu schreiben gebietet; und wer das thut, darf keinen Tadel fürchten, kann, falls er irren sollte, eine liebreiche Belehrung erwarten.

Das Erste und Nöthigste, womit der eigentliche methodische Religionsunterricht anfangen muß, scheint eine zu bewirkende vorläufige Bekanntschaft des Kindes mit sich selbst, mit seinem eigenen Ich, oder mit seiner Seele zu seyn. Es muß nämlich erst auf seine eigene Gedanken und auf die Kraft, wodurch es dieselben hervorbringt, aufmerksam gemacht, und auf dem Wege einer anschauenden sinnlichen Erkenntniß bis zu der Ueberzeugung gebracht werden, daß dasjenige, was in ihm denkt, etwas von seinem Körper Unterschiedenes, Unsichtbares, und Unbetastbares sey. Daß es möglich sey, diese Wahrheit auch einer fünf- bis sechsjährigen Kinderseele vollkommen begreiflich zu machen, und wie dieses geschehen müsse; das behalte ich mir vor, in den nachstehenden Gesprächen durch ein Beyspiel darzuthun.

daß es aber schlechterdings nöthig sey, mit dieser Selbsterkenntniß den Anfang des eigentlichen Religionsunterrichtes zu machen, wird niemand läugnen, der da bedacht hat, daß man auf keine andere Weise, als auf dem Wege der analogischen Schlußart, den Kindern irgend einen wahren und deutlichen Begriff von dem Wesen des erhabensten Geistes beybringen könne; und daß sie daher nothwendig erst mit dem Wesen ihrer eigenen Seele, als eines endlichen Geistes, bekannt gemacht werden müssen, wenn sie von diesem auf das Wesen Gottes, als eines unendlichen Geistes, analogisch schliessen sollen. Wer aber durch bloßes Nachdenken sich von dieser Nothwendigkeit nicht überzeugen kann: der versuche es nur, und fange, mit Vorbeylassung dieser vorbereitenden Selbsterkenntniß, gleich unmittelbar mit der Erklärung der göttlichen Eigenschaften selbst an, und erfahre, wie bald er sich durch die Fragen der Kinder bey seinem Unterrichte werde genöthiget sehen, sie aus der Theologie in die Psychologie zurück zu führen. Doch das ist ja zu augenscheinlich, als daß ich mich länger dabey verweilen dürfte.

Unter den eigentlichen Religionswahrheiten ist die von dem Daseyn Gottes, ihrer Natur nach die erste, weil ohne sie keine andere erkannt werden kann. Daß ein Gott sey, wissen die Kinder schon, zur Zeit, da dieser Unterricht angeht; aber sie wissen es nur erst als Tradition. Jetzt müssen sie nun auch durch Gründe, welche zu ihrer schwachen Fassungskraft herabgestimmt sind, von der Wahrheit dessen, was sie anfangs nur auf Treue und Glauben angenommen haben, wirklich überzeugt werden. Und hier wird der Lehrer, der diese Ueberzeugung in ihnen bewirken will, Gelegenheit haben, zu bemerken, wie wahr das sey, was ich oben sagte: daß die Kinder, so viel nur immer möglich ist, erst mit der Natur bekannt gemacht werden müssen, wenn der Religionsunterricht glücklich von statten gehen soll. Er wird finden, daß ohne eine solche vorläufige Naturkenntniß eine überzeugende Gotteskenntniß schlechterdings unmöglich sey.

Ob nur ein einziger Gott sey, oder ob es deren nicht vielleicht mehrere gebe? fällt dem Kinde gar nicht ein zu fragen, sobald es von dem Daseyn Gottes überzeugt worden ist.

Den

Den Beweis also von der Einheit Gottes, der für Kinder überdem nicht faßlich gemacht werden kann, erspare man bis dahin, da ihre Verstandeskräfte reifer geworden sind. Sollten sie ja dadurch, daß man ihnen thörichter Weise schon in diesem Alter von den mythologischen Göttern erzählt hat, zu der Frage, obs nicht mehr, als einen Gott gebe? veranlaßt werden: so begnüge man sich, ihnen zu antworten, daß man ganz und gar keinen Grund habe, das Daseyn mehrerer Götter zu vermuthen, und daß es unvernünftig seyn würde, etwas zu glauben, wozu man keinen Grund hätte.

Nicht alle Eigenschaften, welche unser schwacher Verstand in dem höchsten Wesen unterscheidet, dürfen gleich anfangs ein Gegenstand der Erkenntniß unserer Kinder werden, theils weil es unmöglich ist, ihnen die Begriffe, die wir mit einigen derselben z. E. seiner Selbständigkeit, verbinden, deutlich zu machen, theils weil die Erkenntniß anderer z. E. der Ewigkeit, der Unermeßlichkeit u. s. w. für sie noch ohne Nutzen seyn würde. Diejenigen göttlichen Eigenschaften aber, die

ihnen gleich anfangs bekannt gemacht werden müssen, scheinen mir die unumschränkte Macht und Güte, ferner die Allwissenheit und Heiligkeit desselben zu seyn. Denn diese sind es, deren Erkenntniß auch schon in jungen Kinderseelen zu einer wirksamen moralischen Triebfeder werden kann. Sie müssen also auch einen Platz in dem für sie bestimmten ersten Unterrichte haben.

Die Lehre von der göttlichen Vorsehung ist von der Bekanntmachung dieser Eigenschaften unzertrennlich, und kann auch für Kinder gleichfalls auf eine faßliche und anschauende Weise vorgetragen werden, so wie sie auch schon für dieses Alter wirklich nützlich werden kann. Auch sie also müsse in den ersten Religionsunterricht mit eintreten.

Noch ehe die Kinder zu diesem methodischen Unterrichte reif geworden sind, werden wir ihnen die Wahrheiten von der Unsterblichkeit der Seele, oder von einem zukünftigen Leben nicht haben vorenthalten können; weil dieser Punkt sie sehr frühzeitig zu interessiren pflegt. Auch ist diese Wahrheit eine

von denen, welche den Kindern schon frühzeitig begreiflich gemacht werden können, weil es verschiedene analogische Erscheinungen in der Natur giebt, wodurch man ihnen diese Erkenntniß anschaulich machen kann. Sie gehört also mit in den Inbegriff derjenigen Religionswahrheiten, welche ihnen schon bey der ersten Unterweisung mitgetheilt werden müssen. —

Die ganze erste Sittenlehre der Kinder kann, dünkt mich, füglich auf folgende drey Vorschriften eingeschränkt werden:

1. Sey gehorsam deinen Eltern und deinen Vorgesetzten.

2. So oft du zweifelhaft bist, ob es gut oder böse sey, dieses oder jenes zu thun, ziehe vorher, ehe du es thust, einen von diesen zu Rathe.

3. Ist aber keiner derselben zugegen, um dir zu rathen: so setze dich in Gedanken an die Stelle desjenigen, mit dem du eben zu thun hast, und was du dann wün-

schest, daß der Andere dir thun möge, das thue du ihm auch.

Es versteht sich aber von selbst, daß diese Sätze nicht so, wie sie hier stehen, ihnen bloß vorgesagt, oder als Gesetze vorgeschrieben werden müssen; denn das würde weder Ueberzeugung, noch Folgsamkeit wirken. Sie müssen vielmehr aus Beyspielen, die man ihnen vorlegt, oder aus Lagen und Umständen, worein man sie leicht versetzen kann, von ihnen selbst gezogen werden. Auch hierüber werden die folgenden Gespräche zur Erläuterung dienen.

Ueber die Art und Weise, wie diese Religionswahrheiten uns bekannt geworden sind, mögte ich meinem Zöglinge in dem Alter, welches hier angenommen wird, noch keine Rechenschaft geben, theils weil diese Kenntniß seiner jungen Wißbegierde noch nicht zum Bedürfniß geworden ist, theils weil sie ihm in diesem Alter unmöglich schon auf eine wirklich überzeugende Weise beygebracht werden kann. Auch halte ich davor, daß es den nachherigen Beweis von der Wahrheit der ursprünglichen christlichen Religion um vieles erleichtern und verstärken müsse,

müsse, wenn das Kind die angezeigten fundamentellen Wahrheiten, die auch in der christlichen Lehre fundamentell sind, ohne zu wissen, daß es christliche Religionswahrheiten waren, schon vorher erkannt und begriffen hat, und sie nachher in der christlichen Religion, wenn ihm dieselbe umständlicher und vornehmlich nach den Reden und Aussprüchen Christi selbst vorgetragen wird, zu seinem nicht geringen Vergnügen wieder findet.

In einem kürzlich herausgekommenen Buche, das ich hier nicht nennen kann, weil ich sonst nicht wohl umhin könnte, mich über mehrere darin enthaltene Urtheile zu erklären (dessen ich gern überhoben bleibe) wird diese jetzt von mir empfohlene Methode aus einem doppelten Grunde getadelt: 1) Weil es der Natur des Verstandes der Kinder zuwider wäre, vom Allgemeinen zum Besondern zu gehen und 2) weil die heissen, unauslöschlichen, praktischen Gefühle und Gesinnungen sich nur im zarten Alter einprägen ließen. —

Ich antworte, daß diese Grundsätze allerdings richtig, aber auf den gegenwärtigen Fall

angewandt, nichts weniger, als passend sind. Freylich wäre es eine verkehrte Methode, die Seelen der Kinder vom Allgemeinen zum Besondern führen zu wollen: aber davon ist hier ja nicht die Rede! Ich und diejenigen, welche hierin mit mir übereinstimmen, wollen ja nur, daß sie von dem Einfacheren zum Zusammengesetzteren, und nicht von diesem zu jenem geführt werden sollen; so wie man sie erst mit den Buchstaben bekannt macht, ehe man sie lesen lehrt. Der sonst scharfsinnige Verfasser, von dem diese Einwürfe herrühren, hatte vermuthlich bloß die gewöhnlichen Kompendien der natürlichen Religion im Sinne, worin gemeiniglich von allgemeinen Abstraktionen angefangen und mit der Anwendung derselben auf besondere Wahrheiten aufgehört wird; sonst würde er die von mir ausgezogenen ersten Religionswahrheiten nicht als die Ontologie der Religion betrachtet, und sie deswegen unter die allgemeinen, nicht für jederman nothwendigen Wahrheiten gerechnet haben. Er würde vielmehr erkannt haben, daß es nicht nur möglich, sondern auch durchaus nothwendig sey, bey der Bekanntmachung dieser ersten Religionswahrheiten

ten mit ganz speciellen Fällen oder Beobachtungen aus der Natur und aus dem gemeinen Leben anzufangen, um die Kinder von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, von dem Besondern auf das Allgemeinere selbst schließen zu lassen.

Aus eben dieser Rücksicht auf trockne systematische Schulkompendien ist denn vermuthlich auch sein zweyter Einwurf geflossen. Denn wie hätte er sonst die Nothwendigkeit, warme unauslöschliche Gefühle in den Kinderseelen zu erregen, für einen Grund halten können, mit den von mir ausgezeichneten Grundwahrheiten der Religion den Unterricht nicht anzufangen? Kann etwa die Erkenntniß von dem Daseyn Gottes, von seinen großen liebenswürdigen Eigenschaften, von seiner fürsorgenden Güte gegen uns, seine Geschöpfe, von der ewigen Fortdauer unserer Seele u. s. w., kann, sage ich, diese Erkenntniß, wenn sie nicht aus todten Büchern und in dumpfigen Schulstuben gegeben, sondern mitten im Schooße der schönen Natur aus der Natur selbst geschöpft wird, etwa keine warme, keine bleibende Gefühle in den Gemüthern junger Kinder erwecken? Das kann nur der behaup-

ten, dessen eigenes Herz zu allen Naturgefühlen unfähig geworden ist; und doch scheint dieses bey dem Verfasser, den ich meine, eben nicht der Fall zu seyn.

Versuch
einer leichten Entwickelung
der ersten Religionsbegriffe
in sechs Gesprächen
zwischen
einer Mutter und ihrer Tochter *);
zur Erläuterung der vorstehenden Abhandlung.

*) Ueber die Entstehungsart dieser Gespräche habe ich mich im neunten Stücke der pädagogischen Unterhandlungen erklärt, für welche dieser Versuch, so wie die vorstehende Abhandlung über den ersten Religionsunterricht, anfänglich bestimmt war. —

V.

Versuch
einer leichten Entwickelung
der ersten Religionsbegriffe
in sechs Gesprächen
zwischen
einer Mutter und ihrer Tochter;
zur Erläuterung der vorstehenden Abhandlung.

Erstes Gespräch.

Mutter.

Sage mir, mein liebes Lottchen, bist du wohl etwas anders, als deine Puppe?

Lottchen.

O ja, Mutter!

Mutter.

Was kannst du denn, das die Puppe nicht kann?

Lott-

Lottchen.

J, ich kann ja meine Hand aufheben, und kann gehen und springen; das kann die Puppe doch nicht.

Mutter.

Du kannst dich also bewegen, willst du sagen; aber das kann ja des kleinen Hermanns Rollwagen auch?

Lottchen.

Ja, wenn er ihn zieht, das glaube ich; aber mich braucht doch kein Mensch zu ziehen! Sieh nur, wie ich springen kann!

Mutter.

Du hast recht, mein Kind; der Wagen und die Puppe können sich nicht selbst bewegen, aber das kannst du. Du kannst stehen, oder gehen, sobald du willst. Du brauchst deine Hände, deine Füße, deine Zunge, kurz alle Glieder deines Leibes, wie es dir gefällt: nicht wahr?

Lottchen.

Ja, liebe Mutter; du ja auch.

Mutter.

Wie weißt du das?

Lottchen.

Wie du doch fragen kannst! Ich seh' es ja!

Mutter.

Aber wenn du nun keine Augen hättest; so wüstest du es doch nicht?

Lottchen.

Ja dann —

Mutter.

Alles also, was du weißt, das weißt du durch deine Augen; und wenn du keine Augen hättest, so wüßtest du gar nichts: nicht so?

Lottchen.

Nein, so wüste ich gar nichts.

Mutter.

Mache mal geschwind deine Augen zu. — So! — Nun fasse diesen Tisch an: ist der hart oder weich?

Lottchen.

O der ist hart!

Mutter.

Wie weißt du denn das? Du kannst ja jetzt nicht sehen?

Lottchen.

Ja, aber ich fühl' es doch.

Mutter.

Siehst du, also kannst du auch etwas durchs Gefühl wissen! Behalte deine Augen noch ein Bißchen zu. Was halte ich dir jetzt wohl vor?

Lottchen.

Ah! Blumen, Blumen! Gewiß sinds Rosen?

Mutter.

Aber wie kannst du nun das wieder wissen? Die hast du doch weder gesehen, noch gefühlt!

Lottchen.

O die hab' ich gleich gerochen!

Mutter.

So? — Also weißt du ja auch etwas durch den Geruch? — Aber sage mir doch, wer redet denn jetzt mit dir?

Lottchen.

J, das bist du ja, liebe Mutter!

Mutter.

Ich? — Woher weißt du denn nun das?

Lottchen.

Weil ich dich höre.

Mutter.

Wieder was Neues! Also erfährst du einige Dinge auch durch die Ohren? — Das ist doch sonderbar! — Aber was ist denn das wohl, was ich dir jetzt in den Mund stecke?

Lottchen.

Ach! schönen Dank! Ein Stück Zucker.

Mutter.

Und woher weißt du nun das wieder?

Lottchen.

Ich schmecke es ja wohl.

Mutter.

Also auch durch den Geschmack kannst du etwas kennen lernen? — Nun mache deine Augen nur wieder auf. Siehe, mein Kind, du kannst dich also nicht nur selbst bewegen, sondern du kannst auch sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen. Wer das alles kann, der ist lebendig. Ist deine Puppe also wohl lebendig?

Lottchen.

Nein, die kann ja das nicht.

Mutter.

Aber die Pferde, die Hunde und die Vögel, die sind doch lebendig?

Lottchen.

O ja; die Katzen auch.

Mutter.

Freylich; denn die können sich ja auch selbst bewegen, und können auch sehen, hören, riechen, schmecken und fühlen. Die sind also wohl eben das, was du bist; unser Kätzchen und unsere Lotte sind einerley, nicht?

Lottchen.

O Fi! Mutter, nun willst du mich gar zum Kätzchen machen!

Mutter.

Nun was kannst du denn, das die Katze nicht auch kann?

Lottchen.

Kätzchen kann ja nicht sprechen.

Mutter.

Ja, so! Daran hatt' ich nicht gedacht. — Aber so ist doch wohl unser Papagoy eben das, was du bist? Denn der kann ja sprechen!

Lottchen.

Ja, aber wie viel? Nur ein Paar Worte, die man ihm vorgesagt hat.

Mutter.

Du kannst also mehr sprechen, als man dir vorsagt; du kannst reden, was du willst, kannst ordentlich antworten, wenn du gefragt wirst, ohne daß dich jemand gelehrt hat, was du antworten sollst, das heißt, du kannst vernünftig reden, und das kann Papchen freylich nicht. — Aber wie machst du es denn, wenn du redest?

Lottchen.

J, da mache ich den Mund immer auf und zu, und die Zunge geht mir hin und her.

Mutter.

Ja, dadurch entsteht der Schall, der dir aus dem Munde fährt: aber weißt du nicht die

Worte, die du jetzt mit der Zunge aussprechen willst, schon vorher, ehe du sie aussprichst?

Lottchen.

O ja! — Warte mal ein Bißchen! — Sieh, jetzt wuste ich, daß ich sagen wollte, du bist meine liebe Mutter!

Mutter.

Nun, das heißt, du denkest, ehe du sprichst. Aber dieses Denken, wie machst du das wohl? Brauchst du dazu deine Hände, oder deine Füße, oder deine Augen, oder deine Ohren, oder deine Zunge?

Lottchen.

Ich weiß nicht, liebe Mutter.

Mutter.

Nicht? — Nun wir wollen einmal sehen. Thue deine Augen wieder zu; stehe ganz stille, halte nachher mit deinen Händen beyde Ohren zu, und versuche dann, ob du wohl an deinen lieben Vater denken könnest?

Lottchen.

Ach ja! Nun kann ich gar nichts sehen und hören und kann mir doch den Vater vorstellen, als wenn er ordentlich vor mir stünde.

Mutter.

Siehst du, mein Kind? Also kannst du denken, ohne daß du irgend ein Glied deines Leibes dazu brauchst.

Lottchen.

Ja; aber das ist doch recht küriös?

Mutter.

Das ist es auch. Du siehst daraus, mein liebes Lottchen, daß das Denken nicht von deinem Leibe verrichtet wird. Es muß also wohl noch etwas anders in deinem Körper seyn, welches im Stande ist, sich etwas vorzustellen, oder zu denken, auch wenn du Augen und Ohren verschlossen hast. Nicht?

Lottchen.

Ja, das muß es wohl.

Mutter.

Nun sieh, mein Kind, das was so in unserm Körper denkt, und was wir doch nicht sehen können, das nennen wir die Seele. Diese Seele ist es eigentlich, welche unsern Leib bewegt, und durch das Gesicht, durch das Gehör, durch den Geruch, durch den Geschmack und durch das Gefühl erkennet, alles, was außer uns ist. Mit einem Worte, deine Seele ist das, was du meinst, wenn du ich sagst, und wenn

du

du mit mir redest, so redest du nicht mit meinem Leibe, sondern mit meiner Seele.

Lottchen.

Hast du denn auch eine Seele, liebe Mutter?

Mutter.

Ob ich eine habe? Du willst sagen, ob ich auch eine Seele sey? Freylich bin ich eine; denn wie könnte ich sonst hören und verstehn, was du mich frägst? Wie könnte ich dir sonst darauf antworten? Alles dies thut ja die Seele. Sobald die aus dem Körper herausgeht, so kann er sich gar nicht mehr bewegen, so fühlt er, so sieht er, so hört er, so riecht er, so schmeckt er ganz und gar nichts mehr; so kann er nicht mehr verstehen, was man ihm sagt, und kann auch nicht mehr darauf antworten. Dann ist der Körper todt. So lange aber Seele und Leib beysammen sind, leben wir, und werden Menschen genannt.

Zweytes Gespräch.

Mutter.

Wo ist denn wohl deine Puppe hergekommen, mein liebes Lottchen?

Lottchen.

J, die hast du mir ja gekauft; weißt du nicht mehr, von der dicken Frau, die so viel schöne Sachen hatte?

Mutter.

Aber woher mag denn wohl die Frau sie gekriegt haben?

Lottchen.

Sie sagte ja, sie hätte sie selbst gemacht.

Mutter.

Muste sie denn erst von jemand gemacht werden? Konnte sie nicht so von sich selbst entstehen, ohne daß sie jemand machte?

Lottchen.

Von sich selbst? O du spaßt nur, liebe Mutter!

Mutter.

Aber ist denn alles, was wir haben, erst gemacht worden? Zum Exempel dein Kleid?

Lottchen.

Hat das nicht der Schneider gemacht?

Mutter.

Aber dies ganze große Haus, das haben doch wohl keine Menschen gemacht?

Lottchen.

Wo wollt' es denn sonst hergekommen seyn? Hast du nicht gesehn da am Markte, wo wir ge-

stern vorbey gingen? Da bauten die Menschen ja auch eben ein großes Haus.

Mutter.

Ja, ganz recht. — Es entsteht also nichts von sich selbst; sondern alles wird von Menschen gemacht! nicht, liebe Lotte?

Lottchen.

Ja, Mutter.

Mutter.

Aber ich weiß doch etwas, was kein Mensch gemacht hat, und doch recht wunderschön ist.

Lottchen.

O was ist das? Zeige es mir, liebes Mütterchen; bitte, bitte!

Mutter.

Das will ich gern; komm, wir wollen dort ans Fenster treten. — Nun sieh mal da hinaus in den Garten und in das Feld; was ist da?

Lottchen.

Ach! da sind so schöne Blumen! Und die sind so bunt, so bunt! O allerliebst!

Mutter.

Und was ist denn dort weiter hin?

Lottchen.

Das sind Bäume, die uns das Obst geben. O sieh mal, wie da schon so viel kleine Aepfel

an den Zweigen hängen? Die sollen schmecken, wenn sie erst reif sind! Daß dich!

Mutter.

Das sollen sie auch, mein Kind. — Nun, da siehst du also schon etwas, was die Menschen nicht gemacht haben, und was doch recht schön ist.

Lottchen.

Haben das die Menschen nicht gemacht?

Mutter.

Nein, Lotte. Wir Menschen können wohl die Blumen abpflücken, und daran riechen, aber wir können selbst keine machen. Wenn das Obst auf den Bäumen reif ist, so können wir's wohl abschütteln und essen, aber machen können wir weder Bäume, noch Obst. — Aber sieh! da fängts auf einmal an zu regnen, und der Wind bewegt die Bäume hin und her: sollten das auch wohl Menschen seyn, die den Regen herunter gießen, und den Wind wehen lassen?

Lottchen.

Nein, das glaub ich nicht.

Mutter.

Du hast recht. Denn der Regen fällt ja aus der Luft herunter, und wie könnten da Menschen seyn? Und mit unserm Munde können wir wohl ein wenig blasen, aber gewiß nicht

so

so einen Wind machen, wie der da ist, der die großen Bäume schüttelt. — Siehst du, wie dort die Sonne eben hinter einer Wolke hervorkömmt?

Lottchen.

Ach ja! die liebe Sonne!

Mutter.

Und weißt du noch, wie wir gestern Abend unter den Linden waren, und den schönen Mond, und alle die lieben kleinen Sternchen sahen?

Lottchen.

Die da oben am Himmel waren? Ach! das war recht niedlich!

Mutter.

Nun, kannst du glauben, daß diese hohe Sonne, und der Mond und die Sterne, die so weit von uns weg sind, von Menschen gemacht wurden?

Lottchen.

Nein, Mutter, das kann ich unmöglich glauben.

Mutter.

O mein liebes Kind; es geschieht vieles, sehr vieles, ohne daß wir Menschen das geringste darzu thun! Indeß, daß wir schlafen, scheint der Mond und die Sterne, ohne daß sie jemand angezündet hat. Ehe wir noch erwachen, ist

schon

schon die Sonne wieder da, um einen neuen Tag zu machen. Es wird Winter und Sommer, es regnet, schneit, friert und wird wieder warmes Wetter, ohne daß wir etwas dazu beytragen. Indeß wir ruhig in unsern Häusern sitzen, wächst dort das Korn auf dem Felde und auf den Bäumen das Obst, das uns nachher so gut schmeckt. Auch die Thiere werden nicht von uns hervorgebracht, und doch geben sie uns Milch, Eyer und Fleisch zu essen, und Wolle zu unsern Kleidern. Wir selbst, du mein liebes Lottchen, und dein Vater und ich, und die andern Menschen alle, haben uns ja auch nicht selbst hervorgebracht! Du wirst auch alle Tage größer, ohne daß du von jemand länger gemacht wirst. — Du siehst also wohl, daß viele, viele Dinge geschehen, ohne daß die Menschen etwas dabey thun.

Lottchen.

Aber wer thut es denn, wenn's die Menschen nicht sind?

Mutter.

Es muß wohl einer seyn, der noch viel mehr kann, als die Menschen können. Nicht wahr?

Lottchen.

Ja, der muß recht viel machen können.

Mut-

Mutter.

Und muß gewiß auch recht gütig seyn, weil er uns selbst gemacht hat, ohne daß wir ihn darum bitten konnten, und weil er uns alle Tage Speise und Kleider giebt?

Lottchen.

Giebt er uns das auch? — Ich dachte, der Vater gäbe uns zu essen?

Mutter.

Das thut er wohl; aber er kann doch selbst keine Speise machen. Siehst du, Lotte, das Brod wird von Mehl, das Mehl aus Korn gemacht, und das Korn kann dein Vater nicht hervorbringen, das wächst dort auf dem Felde. Eben so wenig kann dein Vater Fleisch, oder Milch, oder Eyer machen. Das alles muß also wohl einer für uns entstehen lassen, der selbst kein Mensch nicht ist; und muß der nicht recht gütig seyn, daß er uns so mit allem versorget, was wir nöthig haben?

Lottchen.

Ach! ja; aber wer ist denn das, liebe Mutter?

Mutter.

Kind, es ist ein unaussprechlich gütiges, herrliches und mächtiges Wesen, welches wir Gott nennen. Der ist es, welcher uns und alle

Thiere, die Sonne, den Mond und die Sterne, die ganze Erde und alles, was darauf ist, gemacht hat. Der ist es, welcher Regen und Sonnenschein giebt, und wachsen lässet alles, was wir nöthig haben. — Dieser liebe gute Gott ist also unser aller Vater, von dem wir alle herkommen, der uns alle recht herzlich lieb hat, und dem wir alles zu verdanken haben, was uns Freude macht.

Lottchen.

Aber meine Puppe hat er mir doch nicht gegeben? Die hat ja die Madam gemacht, und du hast sie mir gekauft.

Mutter.

Die Frau, mein Kind, hat sie nur so zusammengesetzt; aber alles, was sie dazu brauchte, hat der liebe Gott gemacht. Sieh nur, das Gesicht der Puppe ist mit Kreide und Farbe angestrichen; die läßt Gott in der Erde wachsen. Das Hemde ist von Leinewand, welches aus Flachs bereitet wird, und das Flachs bringt Gott auf dem Felde hervor. Der Rock ist von Baumwolle, und die hat Gott auf Bäumen wachsen lassen. Das Kleid ist von Seide; und weißt du, wo die herkömmt?

Lottchen.

Nein, Mutter.

Mut=

Mutter.

Dazu hat der liebe Gott kleine Würmer erschaffen, die müssen die Seide aus ihrem Leibe herausspinnen. Ich will auf ein andermal dir solche Würmer zeigen. — Auch das Geld, welches ich der Frau dafür gab, daß sie die Puppe so zusammengesetzt hat, war von Silber gemacht, und das Silber läßt Gott in großen Bergen wachsen, wo es denn von Menschen herausgegraben wird. — Und gewiß würde ich dir die Puppe nicht gekauft haben, wenn Gott nicht gemacht hätte, daß die Eltern ihre Kinder so lieb haben. Denn wenn ich dich nicht lieb hätte, so schaffte ich dir auch nichts an, was dir Freude machen kann. Siehst du also wohl, daß du auch deine Puppe Gotte zu verdanken hast?

Lottchen.

O der liebe Gott! — Aber wo ist er denn? Ich mögte ihn so gern einmal sehen!

Mutter.

Er ist bey uns, mein Kind, hier und an allen Orten; aber sehen können wir ihn nicht. Das macht, er ist ein unsichtbares Wesen, welches keinen solchen Leib hat, als wir haben, den man anschauen und betasten kann.

Lottchen.

Wie weißt du denn aber, daß er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kann?

Mutter.

Höre, mein liebes Lottchen, du weißt doch nun schon, daß wir — du und ich — jeder eine Seele sind: aber hast du jemals schon eine Seele gesehn?

Lottchen.

Nein.

Mutter.

Aber glaubst du nicht, daß meine Seele hier zugegen sey?

Lottchen.

O ja, das glaub' ich.

Mutter.

Aber warum glaubst du das?

Lottchen.

O ich habe wohl behalten, was du mir gestern sagtest; — weil dein Körper sonst nicht lebte, und nicht vernünftig sprechen könnte.

Mutter.

Ganz recht, mein liebes Kind. Also deswegen, weil meine Seele hier etwas thut, indem ich die Hand ausstrecke oder mit dir rede, glaubst du, daß sie hier zugegen seyn müsse. Wenn du nun wüßtest, daß der liebe Gott hier

und an allen Orten auch etwas thue, auch etwas mache: würdest du da nicht aus eben demselben Grunde überzeugt seyn, daß auch er hier und an allen Orten zugegen seyn müsse?

Lottchen.

Ja das würde ich. Denn wie könnte einer an einem Orte etwas thun, wo er nicht wäre?

Mutter.

Du hast recht, meine Liebe! So laß uns dann sehen, ob Gott hier um und neben uns wirklich etwas verrichte? — Halte mal deine Hand hier an die linke Seite deiner Brust; was giebt es da?

Lottchen.

Ich weiß nicht; aber es geht immer tick! tack! als wenn eine Uhr drin wäre.

Mutter.

Ich will dir's sagen. Das ist dein Herz, welches sich immer hin und her bewegt, wodurch das Blut, welches auf der einen Seite dem Herzen zuläuft, auf der andern wieder fortgeschnellt wird, damit es immer im Laufen bleibe. Stünde das Herz einen Augenblick stille, so würde das Blut in allen Adern aufhören zu laufen; dann würde deine Seele in eben dem Augenblicke diesen Körper verlassen, und er

würde todt seyn. Es ist dir also viel daran gelegen, daß dies Uhrwerk im Gange bleibe. Aber wer macht es nun so schlagen? Bist du es etwa selbst?

Lottchen.

Ich wuste ja nicht einmal, daß es so tick! tack! machte.

Mutter.

Oder bin ichs? oder ist es irgend ein anderer Mensch?

Lottchen.

Es kann ja keiner dazu kommen.

Mutter.

Du hast ganz recht. Wenn ich auch nicht hier wäre, so würde dein Herz doch fortfahren zu schlagen. Ich kann also die Ursache davon nicht seyn: aber wer ist es denn?

Lottchen.

O ich merk' es schon; das wird gewiß der liebe Gott seyn, der das macht.

Mutter.

Getroffen, mein Kind! Denn wer könnt' es sonst auch seyn? — Ja, Gott, der liebe gute Gott ist es, der unsere Herzen schlagen macht und uns dadurch lebendig erhält: kann er also

wohl fern von uns seyn*)? Muß er nicht vielmehr hier und an allen Orten zugegen seyn, wo

*) Dies mag als Beyspiel zur Erläuterung dessen dienen, was ich oben sagte, daß man den Kindern zwar keine andere, als wahre Gründe vorlegen, aber sich gleichwohl hüten müsse, in der Auflösung dieser Gründe weiter zu gehen, als die Wißbegierde der Kinder es jedesmal verlangte. Es ist allerdings wahr, daß die Maschine unsers Körpers, ohne Gottes erhaltende Mitwirkung, keinen Augenblick bestehen könnte, weil die Erhaltung im Grunde nichts anders, als fortgesetzte Schöpfung ist; aber diese Wahrheit ist hier nicht auf eine evidente, sondern bloß populäre, dem sinnlichen, leicht zu befriedigenden Verstande eines fünf= oder sechsjährigen Kindes angemessene Weise dargestellt worden. Sollte indeß, wie ich nicht vermuthen kann, der Verstand eines Kindes in dem Alter, worin es hier angenommen wird, schon so ungewöhnlich wirksam seyn, daß er sich mit dieser populären Beweisart nicht begnügen wollte, so daß das Kind etwa den Einwurf machte, daß gleichwohl die Uhren, wenn sie einmal aufgezogen wären, ohne fernere Mitwirkung des Uhrmachers, von selbst zu gehen pflegten: so würde man zwar in der Entwickelung dieses Grundes etwas weiter gehen müssen, aber doch auch alsdann nicht weiter, als das Bedürfniß des jungen

Menschen, oder andere lebendige Wesen sind? — Freue dich also, liebes Kind, mit mir und allen Menschen, daß wir einen so guten, und so mächtigen, obgleich unsichtbaren Vater haben, der immer bey uns ist, uns lauter Liebes und Gutes thut, wenn wir ihn nur auch lieben und gute Menschen zu werden suchen. Morgen will ich dir noch etwas mehr von ihm sagen.

Drittes Gespräch.

Lottchen.

Weißt du noch, Mütterchen, was du mir gestern versprochen hast?

Mutter.

Was denn, mein Kind?

Lott=

gen Verstandes es zu erfodern schiene. In diesem Falle würde meine nächste Antwort seyn: daß die Uhren gleichwohl alle 24 Stunden von neuem wieder aufgezogen werden müßten, wenn sie nicht still stehen sollten; und wenn ich fände, daß diese Antwort und die Anwendung derselben für das Kind befriedigend wäre: so würde ich es dabey bewenden lassen.

Lottchen.

Wolltest mir noch was vom lieben Gott erzählen.

Mutter.

Das will ich auch. Aber es ist ein so schöner Morgen; komm, laß uns in den Garten gehn; da wollen wir vom lieben Gott mit einander reden.

Lottchen, (im Garten.)

Ach, wie schön es hier ist!

Mutter.

Sehr schön, mein Kind. Siehe, wie der Thau auf den Blättern glänzt, indem die Sonne drauf scheint! Wie alle die lieben Pflanzen und Blumen so frisch und so lustig da stehn, als wenn sie sich freuten, einen neuen Tag erlebt zu haben! Und horch! wie die Vögelchen singen, als wenn sie Gott dankten, daß er sie gemacht hat. — Sind wir nicht recht glücklich, daß wir in einer so schönen Welt leben?

Lottchen.

Ach ja, liebe Mutter.

Mutter.

Nun, gutes Lottchen, du weißt, wem wir dies Glück zu verdanken haben.

Lottchen.

Ja, und ich bin recht froh, daß ich nun weiß, daß der liebe Gott das alles macht.

Mutter.

Aber was wollen wir diesem guten Vater dafür wieder thun, daß er uns so viel Liebes erzeiget?

Lottchen.

O ich wollte ihm gern was von meinen Spielsachen abgeben, wenn ihm das Freude machte!

Mutter.

Wolltest du? — Aber du kannst leicht denken, mein liebes Kind, daß derjenige, der Sonnen machen, Mond und Sterne an den Himmel setzen und so viel Menschen und Thiere erschaffen kann, als er nur will, nicht nöthig habe, sich von uns erst Spielsachen schenken zu lassen. Wenn er daran Vergnügen fände, so könnte er ja eine ganze Welt voll Puppen machen. Aber er hat nur Lust an lebendigen Wesen, denen er wohlthun kann, und die sich darüber freuen können.

Lottchen.

Ach! so kann ich ihm ja gar nichts wiedergeben!

Mutter.

Mutter.

Das ist auch nicht nöthig, mein Kind. Denn alles was du hast, hat Gott ja selbst gemacht und dir gegeben. Aber du kannst doch etwas thun, welches ihm viel Vergnügen machen würde.

Lottchen.

O liebe Mutter, sage mir doch das! Ich will es gleich thun, gleich den Augenblick.

Mutter.

Du weißt es schon, mein liebes Lottchen; ich will dich nur daran erinnern. Du bist deinem Freunde, dem kleinen Hermann gut, nicht wahr?

Lottchen.

Ja, recht sehr.

Mutter.

Du suchst ihm das auch zuweilen zu erkennen zu geben, indem du ihm etwas von deinen Spielsachen schenkest; nicht, mein Kind?

Lottchen.

Ja, Mutter, das thue ich.

Mutter.

Nun sage mir mal, würdest du es wohl gern sehen, wenn er dich nicht wieder lieb hätte? Wenn er dir den Rücken zukehrte, und nichts mit dir zu thun haben wollte? Oder macht es

dir nicht vielmehr Freude, wenn dein Hermännchen dich wieder recht herzlich lieb hat; dir freudig dankt, so oft du ihm was geschenket hast, und dir auch alles zu Gefallen thut, was er nur immer kann? Sage, ist dir das nicht angenehm?

Lottchen.

O recht sehr!

Mutter.

Nun siehst du, eben so angenehm ist es dem lieben Gott, wenn die Menschen, denen er so viel Gutes thut, ihn wieder lieb haben, und ihm das recht oft zu erkennen geben.

Lottchen.

Ach! das wollt' ich so gern thun, denn ich hab ihn nun recht lieb: aber ich weiß nur nicht, wie ich es anfangen soll?

Mutter.

Das will ich dir wohl sagen.

Lottchen.

Willst du das? — O du liebe Mutter!

Mutter.

Siehe, liebes Lottchen, Gott, der selbst so gut ist, kann gar nichts Böses leiden. Er will daher, daß die Menschen alle gut seyn sollen. So oft wir nun etwas Böses thun, so ist ihm das gar sehr zuwider; so oft wir aber fromm

und

und artig sind, so freuet er sich eben so darüber, als dein Vater und ich uns freuen, wenn du hübsch und artig bist. Wie must du es also wohl anfangen, wenn du ihm Freude machen und ihm dadurch deine Liebe zu erkennen geben willst?

Lottchen.

Ich muß immer recht fromm und artig seyn; nicht so, liebe Mutter?

Mutter.

Ganz recht, mein Kind. Wenn das Gott denn sehen wird: ach! wie wird ihm das lieb seyn, und wie wird er dir dann noch immer mehr Gutes erweisen!

Lottchen.

Aber ich mögt's ihm auch so gern sagen, daß ich ihn lieb habe.

Mutter.

Das sollst du auch, meine Tochter; du sollst es ihm alle Tage und zwar recht oft sagen.

Lottchen.

Aber wie kann ich das?

Mutter.

Hast du nicht bemerkt, daß dein Vater und ich auch oft mit dem lieben Gott reden, und ihm danken für das viele Gute, welches er täglich an uns thut?

Lottchen.

Ach ja! des Morgens und des Abends und bey Tische, wenn ihr betet; nicht wahr, Mutter?

Mutter.

Ja, mein Kind; da danken wir Gott des Morgens, daß er uns einen neuen Tag erleben läßt, bey Tische, daß er uns Speise und Getränk bescheeret, und des Abends für alle Güte, die er den ganzen Tag über uns erwiesen hat.

Lottchen.

Soll ich denn nun nicht auch mit beten?

Mutter.

Ja, nunmehr, da du Gott schon etwas kennen gelernt hast und weißt, wie viel wir ihm zu verdanken haben, sollst du auch mit ihm reden.

Lottchen.

Was muß ich denn aber sagen, Mutter?

Mutter.

Liebes Kind, wenn wir zu Gott reden, so kömmt es gar nicht auf die Worte an, die wir brauchen. Er sieht nur auf unser Herz, ob ihn das recht lieb hat und recht dankbar gegen ihn ist. Wenn du nur so bey dir selber denkst, und es auch wirklich so meinst: „Lieber Gott, ich habe dich recht von Herzen lieb; ich danke dir, daß du mir so viel Gutes erzeigest, und ich will auch recht fromm und artig seyn;„ so ist

das

das Gott lieber, als wenn du viel Worte machtest, ohne dabey etwas zu denken, oder zu empfinden.

Lottchen.

Aber hört's denn der liebe Gott auch wohl, wenn ich so zu ihm spreche?

Mutter.

Du brauchst es nicht einmal auszusprechen, du darfst es nur denken, so weiß es Gott schon.

Lottchen.

O, das sagst du wohl nur so?

Mutter.

Nein, Kind, ich sage es im ganzen Ernst. Gott kennt alle unsere Gedanken, denn er ist unserer Seele eben so gegenwärtig, als er es unserm Körper ist.

Lottchen.

Aber das ist doch erstaunlich! Wie kann denn einer wissen, was ich denke, wenn ichs ihm nicht sage?

Mutter.

Höre, mein Kind, hast du schon gesehen, wie eine Uhr inwendig beschaffen ist?

Lottchen.

Lottchen.

O ja, die ist voll Räder und anderer Dinge; und die gehen immer so herum, als wenn sie lebendig wären.

Mutter.

Nun, sage mir mal, glaubst du wohl nicht, daß derjenige, der die Uhr gemacht hat, genau wisse, was zu jeder Zeit darin vorgeht?

Lottchen.

Ja, der muß es wohl wissen.

Mutter.

Hat denn Gott nicht uns, unsern Leib und unsere Seele auch gemacht? Und sollte er also nicht wissen, was zu jeder Zeit darin vorgeht, was unsere Seele denket, oder empfindet? So wäre der große Gott ja nicht einmal so weise, als der Uhrmacher ist!

Lottchen.

Das ist auch wahr! O nun will ich auch recht oft an Gott denken, und ihm sagen, daß ich ihn lieb habe, da ich weiß, daß er sogar meine Gedanken versteht!

Mutter.

Aber du wirst dich aus eben dem Grunde nun auch hüten, etwas Böses zu denken, oder

etwas Böses im Verborgenen zu thun. Denn wenn auch kein Mensch es bemerkte, so würde es doch Gott sehen, und du würdest ihm misfällig werden. Und das wolltest du doch nicht?

Lottchen.

O nein, meine liebe Mutter! Ich will nun immer Gutes denken und immer artig seyn, auch wenn ich ganz allein bin, damit der liebe Gott sich über mich freuen kann.

Mutter.

Umarme mich, mein gutes Mädchen; und Gott erhalte dich bey diesem Vorsatze!

Viertes Gespräch.

Lottchen.

Wie muß ich es denn aber machen, liebe Mutter, um immer recht artig zu seyn?

Mutter.

Du mußt alles das thun, was dein Vater und ich dir sagen, und alles das nicht thun, was wir dir verbieten.

Lottchen.

Warum denn, Mutter?

Mutter.

Weil es dir gut ist, uns in allen Dingen zu gehorchen.

Lottchen.

Wozu ist mir denn das gut?

Mutter.

Wir wollen einmal sehen. — Wenn die Kinder laufen, oder springen, oder aufklettern, was kann ihnen da leicht wiederfahren?

Lottchen.

Sie können fallen.

Mutter.

Und wenn sie nun bey solchen Gelegenheiten fallen, und gerade ein Messer, oder eine Gabel, oder eine Scheere in Händen haben, was kann ihnen dann geschehen?

Lottchen.

Sie können sich schneiden, oder stechen.

Mutter.

Ist denn das etwas schlimmes, wenn man sich schneidet, oder sticht?

Lottchen.

O ja, das thut sehr weh.

Mutter.

Ja; und man kann sich auch die Augen ausstechen, und dann ist man blind, und das ist ein großes Unglück. Warum haben wir dir also wohl verboten, etwas Scharfes oder Spitziges in die Hand zu nehmen, so oft du laufen, springen, oder irgendwo aufsteigen willst?

Lottchen.

Damit ich mich damit nicht schneiden oder stechen mögte.

Mutter.

Ist es dir also nicht gut, wenn du uns gehorchest, und diese Dinge, womit du dir schaden könntest, zur Zeit des Spielens liegen läßt.

Lottchen.

Ja, das ist wahr.

Mutter.

Noch eins. Ich habe dir auch gesagt, du solltest nicht allein auf den Hof bey den Brunnen gehen: warum hab ich dir denn das wohl verboten?

Lottchen.

Weil ich hineinfallen und ertrinken könnte.

Mutter.

Siehst du? — So ist es mit allen andern Dingen, die wir dir verbieten, auch beschaffen. Es sind lauter Dinge, die dir schädlich seyn würden.

Lottchen.

Aber zuweilen weiß ich doch nicht, warum ihr mir etwas verbietet?

Mutter.

Das kann wohl seyn: ein Kind kann auch nicht immer wissen, was ihm gut oder schädlich ist. — Aber weißt du dich jetzt wohl auf so etwas zu besinnen?

Lottchen.

O ja. — Der Vater hat mir verboten, die Schublade an dem kleinen bunten Kästchen aufzuziehen, das er gestern gekauft hat, und ich möchte doch so gern wissen, was darin ist.

Mutter.

Vermuthlich muß dein Vater doch wohl eine gute Ursache gehabt haben, warum er dir das verboten hat. Es mag dir vielleicht schädlich seyn, zu wissen, was in dem Kästchen ist?

Lottchen.

O das glaube ich doch nicht.

Mutter.

Nicht? Nun wir wollen es einmal versuchen; ich erlaube dir jetzt im Namen deines Vaters, die Schublade aufzuziehen.

Lottchen.

(Indem sie das Kästchen aufmacht, springt ein künstliches Mäuschen heraus, welches einen Stachel im Maule hat, der ihr in die Hand fährt.)

O weh! O weh! — Ach, liebe Mutter, hilf mir! hilf mir!

Mutter.

Da siehst du, mein Kind, daß dein Vater dir doch nicht umsonst verbot, das Kästchen aufzumachen. Du hattest Unrecht, zu vermuthen, daß er es ohne allen Grund gethan habe, und bist nun dafür bestraft worden.

Lottchen.

Ach! nun will ich auch niemals wieder thun, was mir verboten ist, wenn ich auch schon nicht weiß, warum? — Sieh nur, wie es blutet! Aber warum sagt mir denn

der Vater auch nicht immer, warum er mir was verbietet?

Mutter.

Kind, zuweilen hat man keine Zeit dazu; zuweilen können Kinder auch die Ursachen, warum ihnen etwas untersagt wird, noch nicht verstehen.

Lottchen.

Aber dies hätte er mir doch wohl sagen können?

Mutter.

Vielleicht wollte er sich diesen Abend, wenn er mehr Zeit hätte, das Vergnügen machen, dir dieses Kunstwerk selbst zu zeigen; vielleicht wollte er dich auch auf die Probe stellen, ob du wohl schon ein recht gehorsames Kind wärest? Die Freude haben wir ihm nun verdorben.

Lottchen.

O das ist doch Schade!

Fünftes Gespräch.

Lottchen.

Liebe Mutter, ich will nun gerne thun, was du und der Vater haben wollt: aber wenn ich nur allezeit wüste, was euch lieb ist.

Mutter.

Nun das will ich dir denn schon sagen; frage mich nur, so oft du zweifelhaft bist.

Lottchen.

Ja, wenn du nun aber nicht bey mir bist?

Mutter.

Dann, mein Kind, ist das Sicherste, daß du dasjenige nicht thuest, wovon du nicht ganz gewiß weist, daß es gut sey.

Lottchen.

Ja, da wollte gestern der Hermann mit meiner Puppe spielen, und da wollte ich sie ihm nicht geben; war das nicht recht, Mutter?

Mutter.

Nein, ganz und gar nicht. Die hättest du ihm gleich geben sollen.

Lottchen.

Aber wie konnte ich das wissen, du hattest mir's ja nicht gesagt?

Mutter.

Wohl wahr; aber das hättest du doch wohl von selbst wissen können.

Lottchen.

Von selbst? Aber wie denn, Mutter?

Mutter.

Sage mir nur, wenn du etwas von Hermanns Spielsachen brauchen willst, siehst du es wohl gern, wenn er dir's nicht leihen will?

Lottchen.

Nein.

Mutter.

Und freuet's dich nicht vielmehr, wenn er dir gleich giebt, warum du ihn bittest.

Lottchen.

Ja, das ist wahr.

Mutter.

Nun, glaubst du nicht, daß es dem kleinen Hermann eben so wehe thut, wenn du ihm etwas abschlägst; und daß er sich hingegen eben so sehr freuet, wenn du ihm etwas zu Gefallen thust?

Lottchen.

Lottchen.

Das glaub ich wohl.

Mutter.

Nun, siehst du? Da hättest du dich also nur an seine Stelle setzen und dich selbst fragen sollen: wie würd es mir gefallen, wenn ich Hermann, und Hermann Lotte wäre, und ich bäte ihn um seine Puppe, und er wollte sie mir nicht geben? — Da würdest du gleich gefühlt haben, daß es nicht gut sey, ihm dasjenige abzuschlagen, warum er dich bat.

Lottchen.

Ach! das ist wahr; nun will ich ein andermal wohl wissen, was gut ist. Ich brauche ja nur zu bedenken: wie würde dir das gefallen, wenn du an des andern Stelle wärest?

Mutter.

Ganz recht, mein liebes Mädchen! Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch. Wenn wir andern Leuten etwas zu Gefallen thun, so thun sie es uns wieder; aber wenn wir selbst nicht dienstfertig sind, so will uns keiner wieder dienen. Und glaubst du wohl, daß man sich immer allein helfen könnte, wenn andere Leute uns ihre Dienste versagten?

Lottchen.

Nein, das glaube ich nicht.

Mutter.

Du hast recht. Das wenigste, was wir nöthig haben, können wir uns selbst verschaffen. Aber indem der eine dem andern aushilft mit dem, was er hat oder kann, so ist uns allen geholfen. Erinnerst du dich noch an die Geschichte, die ich dir neulich erzählte, von dem blinden Manne —

Lottchen.

Ach ja, der den Weg nicht sehen konnte, und von dem Lahmen, der nicht gehen konnte.

Mutter.

Ganz recht. Wie machten es diese Unglücklichen, daß sie beyde so gut fortkamen, als wenn der Blinde gesunde Augen, und der Lahme gesunde Füße gehabt hätte?

Lottchen.

Der Blinde nahm den Lahmen auf den Rücken, und der Lahme sagte ihm, wo er gehen müßte.

Mutter.

Der eine liehe aso dem andern seine Füße, und der andere ihm wieder seine Augen, und so war beyden geholfen.

Sechstes Gespräch.

Lottchen.

Ach! liebe Mutter, hast du wohl gehört, unsers Nachbars sein kleiner Fritze der ist gestorben!

Mutter.

Ich habe es gehört, mein Kind; wir wollen nachher hingehen und den todten Leib besehen.

Lottchen.

Ich bin schon da gewesen und habe ihn gesehen. Der arme Junge! Er ist so blaß und so kalt, und kann sich gar nicht mehr rühren! Ich glaube, er hört auch nicht mehr, wenn man ihn ruft.

Mutter.

Das macht, daß er nicht mehr da ist.

Lottchen.

J, ja doch, Mutter; er lag in einem Kasten, ich habe ihn wirklich gesehn.

Mutter.

Seinen gewesenen Leib hast du gesehn, ihn selbst aber nicht. Deswegen ist ja eben der

Leib todt, weil er selbst, oder seine Seele, heraus gegangen ist.

Lottchen.

Ist denn seine Seele nicht mit gestorben?

Mutter.

Nein, mein Kind, unsere Seelen sterben niemals, die läßt der liebe Gott immer leben. Unser Leib stirbt nur.

Lottchen.

Aber das ist doch sonderbar! Wie kann denn die Seele noch leben, wenn der Leib todt ist?

Mutter.

Willst du einmal etwas Aehnliches sehen? Komm mit mir in die Kammer, wo wir die Raupen hingethan haben, die wir ehegestern mit nach Hause nahmen.

Du weist doch noch, einer von diesen beyden Würmern lebte, und der andere war todt?

Lottchen.

Ja, und der Todte sahe dem andern gar nicht mehr ähnlich.

Mutter.

So wie Fritzchens Leib im Kurzen dem Unsrigen auch gar nicht mehr ähnlich sehen wird.

Lottchen.

Lottchen.

Wird er das?

Mutter.

Ja, in einigen Wochen wird er anfangen zu verfaulen, und von den Würmern gefressen zu werden; und dann verliert er seine Gestalt. — Nun sieh, Lottchen, hier ist die eine Raupe, welche ehegestern noch lebte; was ist sie nun?

Lottchen.

Ach! nun ist sie auch schon todt! Das ist doch Schade!

Mutter.

Beklage sie nicht; du sollst gleich sehen, daß du keine Ursache dazu hast. — Hier ist das Schächtelchen, wo wir die andere Raupe, welche todt war, hineinlegten. Wir wollen doch sehen, was daraus geworden ist. — Was ist das?

Lottchen.

Ach! ein allerliebster bunter Schmetterling! O scharmant!

Mutter.

Aber, wie mag denn der in die Schachtel gekommen seyn? Wir thaten ja nur die todte Raupe hinein?

Lottchen.

O gewiß hast du ihn hinein gethan, um mir eine unvermuthete Freude damit zu machen!

Mutter.

Nein, mein Kind! du weist ja, daß ich seitdem nicht wieder in dieser Kammer gewesen bin. — Aber sieh die todte Raupe, die noch da liegt, einmal recht an: ist sie noch eben so, wie sie ehegestern war?

Lottchen.

Was bedeutet das? Die ist ja offen, und inwendig ganz hohl!

Mutter.

Es scheint nur noch die äusserste Hülle zu seyn; wie? wenn das Inwendige von der todten Raupe in diesen schönen Schmetterling wäre verwandelt worden?

Lottchen.

O das kann wohl nicht seyn!

Mutter.

Und ist doch wirklich so! Du siehst ja, die todte Raupe ist nicht mehr da; statt ihrer flattert hier der lebendige Schmetterling, der vorher nicht da war, und den kein Mensch

hinein-

hineingesetzt hat. Die todte Raupe muß also nothwendig in einen lebendigen Schmetterling seyn verwandelt worden.

Lottchen.

Nun das hätt' ich doch mein Tage nicht geglaubt, wenn ichs nicht mit meinen eigenen Augen sähe?

Mutter.

Nach einiger Zeit wirst du finden, daß aus der andern Raupe, welche jetzt todt ist, auch ein lebendiger Schmetterling geworden sey.

Lottchen.

O das ist allerliebst!

Mutter.

Und sehr lehrreich! Scheint es dir nun auch noch unmöglich zu seyn, daß Fritzchens Seele fortlebt, indeß sein Leib todt ist, und begraben wird?

Lottchen.

Nein, liebe Mutter, nun glaube ich es. Aber wo ist denn Fritzchens Seele hingekommen, wenn sie nicht mehr in seinem Leibe ist?

Mutter.

Gott hat sie an einen andern Ort geführt, wo sie viel Freude haben wird, wenn Fritzchen hier hübsch artig und fromm gewesen ist.

Lottchen.

Lottchen.

Aber, wenn er nun nicht artig war?

Mutter.

Ja, dann muß der liebe Gott, so ungern er auch straft, es ihm dort, wo er nun ist, übel gehen lassen. Aber Fritzchen war ein guter Junge, und es wird ihm daher gewiß auch gut ergehen.

Lottchen.

O ich will recht artig seyn, damit es mir auch gut gehe, wenn ich gestorben bin!

Ein mit Anmerkungen begleiteter Auszug aus F. Baratiers merkwürdigen Nachricht von seinem sehr frühzeitig gelehrten Sohne Johann Philipp Baratier.

Multa renaſcentur, quae jam cecidere —

HORAT.

VI.

Ein
mit Anmerkungen begleiteter Auszug
aus
F. Baratiers
merkwürdigen Nachricht
von seinem
sehr frühzeitig gelehrten Sohne
Johann Philipp Baratier.

Diese Nachrichten kamen zu Stettin und Leipzig im Jahre 1735 in deutscher Uebersetzung heraus. Es wird darin nicht nur die frühzeitige Gelehrsamkeit des bekannten jungen Baratier, sondern auch die Methode beschrieben, durch welche ihm dieselbe beygebracht ward. Sie scheinen mir aber ungemein viel Lehrreiches und Nützliches auch noch für unsere Zeit zu enthalten, wo nicht immer geradezu, doch wenigstens mittelbarer Weise. Ich habe daher, da sie etwas selten gewor-

den sind, es der Mühe werth geachtet, das Merkwürdigste derselben auszuzeichnen und mit einigen Anmerkungen zu begleiten, welche mir bey dem Gange, den die gegenwärtige Erziehung in den gesitteten Ständen nimmt, nicht überflüssig zu seyn schienen. Hierzu kamen noch ein paar nähere Veranlassungen.

Verschiedene Beobachtungen über das neueste Erziehungswesen in mancher Familie, preßten mir die Gedanken ab, die ich im sechsten Stücke der pädagogischen Unterhandlungen über die Schädlichkeit des Frühwissens und Vielwissens der Kinder äusserte. In einigen dadurch veranlaßten mündlichen Gesprächen über diese Materie, hat man mir verschiedentlich die Beyspiele so vieler berühmten Leute entgegengestellt, die schon als Kinder, ihrer Gelehrsamkeit wegen, bewundert wurden, und deren Zahl so groß ist, daß Baillet, Götz, Scultetus, Wolf, von Seelen und andere ganze Bücher darüber geschrieben, und einen besondern Zweig der Gelehrtengeschichte daraus gemacht haben. Unter diesen Beyspielen werden einige, z. E. Grotius, Salmasius, Pascal u. s. w. genannt, welche ihrer frühzeitigen Gelehrsamkeit ungeachtet, nicht nur

Männer

Männer von großen Talenten wurden, sondern zum Theil auch einer vorzüglichen Gesundheit genossen, und ein hohes Alter erreichten. Dadurch, glaubt man, werde alles, was ich über das schädliche Frühwissen und Vielwissen geschrieben habe, auf einmal widerlegt. Aber dieses Urtheil ist etwas zu voreilig.

Denn erstlich wird man gegen ein Beyspiel solcher frühreifen Kinder, aus welchen demohngeachtet brauchbare Männer geworden sind, wenigstens 9 antreffen, welche entweder wie eine im Treibhause aufgeschossene Pflanze, frühzeitig dahin starben, oder doch an Leib und Seele gänzlich ausgemergelt, ein kränkliches, sich und andern zur Last fallendes, unthätiges und freudenleeres Leben führen musten. Ein gewisser zu Stettin begrabener junger Baron von Helmfeld, der schon im zehnten Jahre zehn Sprachen verstand, und im siebzehnten zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu London erwählt wurde; ein anderer, Christlieb Leberecht von Exter, der im eilften Jahre als ein schon berühmt gewordener Schriftsteller starb; ferner das sogenannte Lübecksche Wunderkind, Christian Heinrich Heinecke, der zu Ausgang seines ersten

Jahrs, schon biblische Geschichten erzählen konnte, im dritten Jahre seines Lebens Justiniani Institutiones auswendig lernte, und im vierten schon eine ausgebreitete Kenntniß der Historie, der Erdbeschreibung, und der Geschlechtsregister besaß; und endlich unser junger Baratier, der es eben so frühzeitig zu einer bewunderten Fertigkeit in Sprachen und Wissenschaften brachte, — und so viele andere Frühwisser, welche entweder als Kinder begraben wurden, oder ein sieches und mehr beschwerliches, als gemeinnütziges Leben führten, können den wenigen entgegengesetzten Beyspielen gar leicht die Wage halten.

Diese letzteren sind Erscheinungen, sind bloße Ausnahmen von der gemeinen menschlichen Natur, und können daher nicht zur Regel angenommen werden. Der bekannte Wittenbergische Vielfresser, Jacob Kahle, welcher ausser den mehr, als menschlichen Mahlzeiten, die er zu sich nahm, ganze Dachziegel, steinerne Krüge und Schüsseln, Glas, Kieselsteine und Eisen mit den Zähnen zermalmte und hinunterschluckte, lebte 79 Jahre bey völliger Gesundheit und ungewöhnlicher Leibesstärke. Andere konnten allerley Gifte Schierling, Opium und dergleichen mehr, in

Menge und ohne Schaden geniessen. Donatius erzählt vo einem jungen Mädchen, daß sie Eidexen, und Blegny von einem Manne, daß er Kröten gespeiset habe, ohne dadurch Schaden an ihrer Gesundheit zu nehmen. Gleichwohl wird um deswillen niemand diese Dinge für unschädlich halten, oder das Beyspiel solcher berühmten Fresser seinen Kindern zur Nachahmung empfehlen wollen. Und die ungewöhnliche Erscheinung einiger wenigen jungen Vielwisser, die es ohne merkliche Verringerung ihrer Gesundheit und ihrer Geisteskräfte waren, wollten wir für allgemein nachzuahmende Muster einer vernünftigen Erziehung halten?

Wer indessen Lust hätte, sein Kind zum Frühwissen zu bilden und die junge Seele desselben mit allerley frühreifen gelehrten Kenntnissen auszupfropfen, der findet die Mittel, deren er sich dazu bedienen muß, in diesen Nachrichten umständlich beschrieben. Einige dieser Mittel sind vortreflich, und erdienen zur Erleichterung des Unterrichts auch alsdann angewandt zu werden, wenn man die sittliche Erziehung zur Hauptsache, und die Mittheilung gelehrter Kenntnisse zur Nebensache macht: andere hingegen sind offenbar von der Art,

daß die Anwendung derselben für den jungen wächsernen Charakter der Kinder die schädlichsten Folgen haben muß. Diese, an Werth so sehr verschiedenen Mittel, wie Spreu und Korn gehörig von einander abzusondern, war mein erster und vorzüglichster Bewegungsgrund zur Verfertigung des gegenwärtigen Auszuges. Ich werde mich aber hier vornehmlich auf die erstere Gattung, nämlich auf die mir nachahmungswürdig scheinenden Methoden einschränken, und von den letztern nur etwa diejenigen berühren, von denen mir bekannt ist, daß sie zum Nachtheil der Jugend hie und da noch wirklich angewandt werden.

Das Beste in diesen Nachrichten ist ohnstreitig die Beschreibung der Methode des Herrn Baratier, die fremden Sprachen zu lehren. Daben werde ich mich denn auch am längsten verweilen, und zwar aus folgender Ursache.

Man wird finden, daß es die nämliche sey, welche in unsern Tagen Herr Professor Basedow wieder erneuert und in Ausübung gebracht hat. Das Geschrey dagegen ist ziemlich allgemein gewesen, und hat noch jetzt nicht gänzlich aufgehört. Man giebt nämlich dieser Methode, die todten und fremden Sprachen

anfangs

anfangs als Muttersprachen zu behandeln und sie durch Plaudern zu lehren, Schuld, daß sie darauf abziele, gründliche Sprachkenntnisse zu verscheuchen und der alten Barbarey wieder Thor und Thüren zu öffnen. Das Urtheil und das Beyspiel eines Gesners und einiger andern gründlichen Gelehrten, welche diese Methode empfohlen und ausgeübt haben, ist bis jetzt noch nicht hinreichend gewesen, sie beliebt zu machen. Man heist uns auf künftige Erfahrungen warten, und trägt kein Bedenken mit Zuverlässigkeit zu prophezeihen, daß der Erfolg den besorgten Nachtheil dieser Methode ausser allen Zweifel setzen werde.

Aber wenn nun dergleichen Erfahrungen schon wirklich gemacht wären? Wenn man schon jetzt Beyspiele von Gelehrten, welche die alten Sprachen auf die vorerwähnte Weise lernten, und dennoch frühzeitiger und leichter, als andere, gründliche Sprachkenner wurden, aufstellen könnte? Wozu dann das Warten auf etwas, welches schon da wäre?

Ein solches Beyspiel haben wir unter andern an dem jungen Baratier; und das ist die zweyte Ursache, warum ich den gegenwärtigen Auszug aus der bey der Unterweisung

desselben angewandten Methode, für nützlich gehalten habe. — Jetzt also, ohne weitere Vorrede, zur Sache!

Zuerst schickt Baratier einige allgemeine Grundsätze voraus, die er bey der Erziehung und Unterweisung seines Sohns vor Augen gehabt hat. Einige derselben kann ich unmöglich billigen; andere hingegen sind von so augenscheinlich richtigen Beobachtungen über die Natur der Kinderseelen abgezogen, daß man sich billig wundern muß, daß sie nicht gleich bey ihrer damaligen Bekanntmachung allgemein angenommen, und bis jetzt befolget worden sind.

Derjenige, womit er anfängt,

„daß man den Kindern schon von der Wiege an etwas beybringen könne und müsse,„

gehört zu der ersten, oder zu der andern Art, je nachdem man ihn so oder anders erklärt. Versteht man, wie es hier geschieht, unter dem Etwas, welches den Kindern von der Wiege an beygebracht werden kann und soll, eigentliche Schulkenntnisse; so gebe ich zwar das Können zu, aber wider das Sollen empört sich mein

mein Herz und meine Vernunft zugleich, so oft ich die schlimmen Folgen des frühen Lernens überdenke, die ich in der obenangeführten Abhandlung über das Frühwissen und Vielwissen der Kinder umständlich entwickelt habe. Versteht man aber, wie es hier nicht geschieht, unter dem Etwas, welches jungen Kindern beygebracht werden soll, anschauende Begriffe von Gegenständen aus der Natur und dem gemeinen Leben, heilsame, das Herz und den Verstand nährende Empfindungen, Uebungen der Selbstthätigkeit durch allerley den Kindern angenehme und von ihnen selbst gewählte kleine Beschäftigungen u. s. w. so ist dieser Grundsatz ganz nach meinem Sinne und ich wünschte ihn überall befolgt zu sehen. Unser Baratier fährt fort:

„Wer einem kleinen Kinde mit Nutzen etwas beyzubringen gedenket, der thue solches nicht gerade zu, oder sage ihm nicht, daß er ihn dieses oder jenes lehren wolle. Das Kind muß nicht wissen, daß man es informiret, ja es muß nicht einmal wissen, was Lernen sey.„

Die Richtigkeit dieses Grundsatzes wird niemand in Zweifel ziehen, ohngeachtet man erst seit einiger Zeit angefangen hat, ihn in Ausübung zu bringen. An der Bedeutung des Worts Lernen hängen nun einmal allerhand unangenehme Nebenideen, welche die Seele des Kindes von derjenigen Kenntniß, die ihm als eine zu lernende genannt wird, zum voraus abschreckt, man mag sie ihm so leicht, oder so angenehm beschreiben, als man will. Man lehre also, ohne zu sagen, daß man lehrt, und lasse das Kind lernen, ohne zu wissen, daß es lernt. „Man muß ihm einbilden, daß man bloß suche, dasselbe zu belustigen. Daher muß vor allen Dingen erst bey den Kindern eine natürliche Neigung zu demjenigen, worin man sie unterrichten will, erweckt werden. Es kann aber solches geschehen, wenn man die Kinder unvermerkt dazu präparirt,„

„indem man zuweilen mit ihnen davon redet und ihnen das zu Lernende unter angenehmen Ideen vorstellt, wie nämlich ihr Vater, Mutter und alle Personen, von denen sie etwas halten, sich damit beschäftigen und ein Plaisir daran finden. Man muß selbst in ihrer Gegenwart mit denjenigen Dingen spielen, darzu man ihnen

nen eine Lust machen will, ohne sie dabey merken zu lassen, daß es ihrenthalben geschiehet.„

Dies fliest aus dem allgemeinen Grundsatze, den ich schon an mehreren Orten geäussert habe, daß man nämlich die ganze Erziehung — die sittliche sowohl, als auch die litterarische — auf den so früh erwachenden und so unaufhörlich fortwirkenden Nachahmungstrieb der Kinder gründen muß. Hat man diesen Trieb einmal gehörig in Bewegung gesetzt, — besser, hat man ihn nur nicht vorsetzlicher Weise in den jungen Kinderseelen gelähmt: so bedarf es keiner andern Triebfedern, um sie zu führen, wohin man will. Man sey und thue in ihrer Gegenwart nur immer selbst alles, was man wünscht, daß die Kinder seyn und thun mögen: so wird man seinen Zweck geschwinder und sicherer erreichen, als durch jedes andere Mittel. —

„Nächst diesem soll man sich nicht merken lassen, daß einem viel daran gelegen sey, die Kinder etwas zu lehren, noch darf man dasjenige, was man ihnen beybringen will, für eine Information ausgeben, oder solchem den Namen einer Lektion beylegen,

 sondern

sondern man muß es ihnen, als ein Spiel oder Zeitvertreib vorstellen. Zu dem Ende soll man desto mehr Gleichgültigkeit dabey bezeugen, je eifriger der Kinder ihr Verlangen ist.„

„Diese Maxime, fügt unser Verfasser mit Recht hinzu, ist auf die Erkenntniß der Menschen insgemein, und der Kinder insonderheit gegründet. Es erhellet aus der Erfahrung, daß ein Kind allemal mit mehrerer Begierde nach einer Sache trachtet, welche schwer zu erhalten ist. Dann ist auch gewiß, daß, je heftiger man etwas von einem Kinde verlanget, je weniger es solches thun wird; dahingegen, je kaltsinniger wir etwas von ihm begehren, oder je schwüriger wir uns stellen, seiner Bitte zu willfahren, je eifriger und ungestümer es seyn wird, unserm Verlangen ein Genüge zu leisten, und dessen Erfüllung von uns zu suchen.„

Wer weiß nicht, daß Kinder unbefohlene Sachen grade am liebsten thun, und daß man eine ihnen angenehme Verrichtung ihnen nur zu befehlen braucht, um sie ihnen unangenehm zu machen? — Der folgende Grundsatz:

„Daß

„Daß man die Zerstreuungen der Kinder zu verhindern, sie zu Hause zu behalten und zum Stillsitzen zu gewöhnen, suchen müsse;„

bedarf einer genaueren Bestimmung. Verstünde man unter dem Worte Zerstreuung bloß den schnellen Uebergang der kindischen Vorstellungskraft von einer Idee zur andern, und die daraus folgende Abneigung derselben, sich mit einer und eben derselben Sache lange zu beschäftigen: so würde man der Natur entgegen handeln, wenn man dem Kinde, bevor es ein gewisses Alter erreicht hat, diese Art der Zerstreuung abgewöhnen, und seine junge Vorstellungskraft zwingen wollte, auf einen und eben denselben Gegenstand wider ihren Willen gerichtet zu bleiben. Verstünde man ferner unter dem zu Hause bleiben ein beständiges Stubensitzen, einen seltenen Genuß der frischen Luft in Gärten und Feldern und eine Enthaltung von heilsamer Bewegung der Glieder durch kindisches Laufen und Springen unter freyem Himmel: so würde man zwar seine Absicht, die Applikation des Kindes zu befördern, auf eine Zeitlang erreichen, weil ihm, in Ermangelung aller andern Beschäftigungen, das Lernen zum Bedürfniß werden würde.

würde. Aber die daraus unfehlbar entstehende Schwächung aller seiner Naturkräfte würde ein zu theurer Preis für einen so unbedeutenden Vortheil seyn und die unausbleibliche Erschlaffung des Kindes an Seel und Leibe würde diesen Vortheil selbst in der Folge bald wieder aufheben. Schade für alle Kenntnisse, die auf Kosten der Entwickelung und Stärkung der körperlichen und geistigen Kräfte der Kinder ihnen mitgetheilt werden!

Aber beydes scheint auch die Meinung unsers Verfassers nicht zu seyn, ohngeachtet er sich einigemal so ausgedrückt hat, als wenn sie es wäre. Er will vermuthlich nur widerrathen, junge Kinder vorsetzlicher Weise in den Fall zu setzen, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf zu viele Gegenstände vertheilen, und durch die Menge derselben betäubt werden müssen; nur widerrathen, sie durch zu öfteres Ausführen in fremde Häuser, wo ihnen mehr Vergnügen, als in ihrer väterlichen Wohnung, veranstaltet wird, die letztere unangenehm zu machen. Und darin hat er ohnstreitig Recht. Daß dieses aber wirklich seine Meinung gewesen sey, erhellet aus folgenden deutlichen Stellen:

„Man

„Man muß alles vermeiden, was der Kinder ihr Gemüth gar zu sehr zerstreuen kann, ihnen auf einmal nur wenig Personen, nur wenig objecta, auch nur in so viel sie capable sind davon zu profitiren, bekannt machen, dabey sorgfältig verhüten, ihnen Dinge zu zeigen, oder in ihrer Gegenwart zu sprechen, welche in ihnen neue Begierden erwecken, oder derjenigen Neigung, so man ihnen einflößen will, contrair seyn könnten. — So bald man die Kinder zum Ausgehen gewöhnet, kann man sie nicht mehr zu Hause behalten; sie sehen dasselbige an, als ein Gefängniß, finden nichts darin, was ihnen gefällt, wollen allezeit draußen seyn, und zwingen durch ihr Geschrey ihren Aufseher oder ihre Amme zum Ausgehen. — Sobald man ihm etwas von dieser Freyheit wird entziehen wollen, und ihn lesen lehren, so wird es dieses Exercitium schon zum voraus als eine Marter ansehen, unruhig, unaufmersam und unaufgeräumt seyn. — Es ist dieses eine Unordnung, welcher man gleich im Anfange vorbeugen und nicht zugeben muß, daß die Kinder alle Augenblicke aus dem Hause getragen oder geführt werden. Ja man muß vielmehr, so viel möglich dahin sehen, daß sie mehr Plaisir in, als außer dem Hause, finden mögen. — Man muß ihnen aber das Daheim ange=

angenehm machen, damit sie nicht nach etwas Besserem trachten mögen. Man muß ihnen daher im Hause alle (unschädliche) Freyheit lassen; man muß ihnen Spiele und Zeitvertreib, welche ihnen was zu thun machen, oder Arbeit, welche sie ergötzet, verschaffen, nach kindischer Art mit ihnen umgehen und sprechen, sich nach ihrer Humeur bequemen, und ihre Spiele und Einfälle gut heissen. Ich weiß nicht, was die Eltern gedenken, welche sich eine Ehre daraus machen, zu sagen, daß sich ihre Kinder in ihrer Gegenwart nicht rühren dürfen, oder solche den Domestiquen überlassen, welche ihnen schmeicheln, sie karessiren und dadurch diejenige Liebe, so die Kinder ihren Eltern schuldig sind, an sich reissen. Haben solche wohl Ursache sich zu verwundern, daß ihre Kinder weder Liebe noch Zuneigung zu ihnen haben, daß sie, so viel ihnen möglich, ihre Gegenwart vermeiden und nur gerne aus dem Hause seyn wollen.„

Ehe ich weiter gehe, muß ich hier eines doppelten Mißbrauchs erwähnen, den man von diesen an sich selbst so überaus vernünftigen Grundsätzen machen könnte, und heutiges Tages in vielen Familien leider! wirklich macht. Der erste besteht darin, daß man den Kindern

gar

gar zu häufige Spiele und Ergötzlichkeiten veranstaltet, und noch wohl überdem größtentheils solche, welche sie aus ihrem kindischen, natürlichen und simpeln Empfindungskreise heraus in den Wirbel der feinen, gekünstelten, üppigen und schwelgenden Lebensart der sogenannten großen Welt entrücken. Man stellt Assembleen und Bälle für sie an; man läßt sie auf Maskeraden und zur Komödie gehen, oder sie wohl gar selbst Komödie spielen; und macht dadurch, daß ihnen das einfache Hausleben, die simpeln, ungekünstelten Kinderspiele, und vornämlich jede Beschäftigung, welche einige Aufmerksamkeit und Anstrengung erfodert, auf immer zum Ekel werden. — Der andere gleichfalls schädliche Mißbrauch besteht darin, daß man auch zu Hause und im täglichen Leben, sich zu sehr mit den Kindern beschäftiget, zu sehr für sie lebt, zu sehr für ihr Vergnügen und für ihre Unterhaltung sorgt, zu viel für sie denket und für sie handelt, und ihnen dadurch theils alle Gelegenheit benimmt, selbstthätig zu seyn, theils ihnen zum Bedürfniß macht, ohne Unterlaß von Andern unterhalten zu werden, weil sie nicht gelernt haben, sich selbst zu unterhalten. Man muß zwar den Kindern die Hand bieten, um ihre kleinen Beschäftigungen und Spiele zu befördern;

dern; aber man muß sie auch nicht, wie Marionetten, immer am Drathe führen wollen, sondern ihnen Zeit und Gelegenheit gönnen, sich selbst eine Beschäftigung zu wählen, sich selbst kleine Vergnügen zu ersinnen, und das, was dazu erfodert wird, selbst zu veranstalten. Die Schädlichkeit dieser beyden Mißbräuche fällt jedem darüber Nachdenkenden von selbst in die Augen. —

Unser Baratier warnt bey dieser Gelegenheit vor einem anderweitigen pädagogischen Fehler, der eben so gewöhnlich und eben so schädlich ist, vor der Bemühung nämlich, sich die Zuneigung der Kinder durch unaufhörliche Liebkosungen, Schmeicheleyen und gar zu zärtliche Nachsicht erwerben zu wollen.

„Ich lasse es mir zwar, sagt er, eben so ernstlich angelegen seyn, meinem Sohne Spiele, Ergötzlichkeiten oder Gelegenheit zu einem unschuldigen Plaisir zu geben, als ihn zu informiren. Dadurch findet er dann so viel Vergnügen in meiner Gesellschaft, daß ein Liebhaber nicht mehr an seiner Liebste hangen kann, als dieses Kind an mir hänget. — Doch ziehe ich es gar nicht durch abgeschmackte Liebkosungen,

gen, und thörigte Willfährigkeiten an mich. Ich bin gegen dasselbe strenger, als jemand, und erweise ihm nicht die geringste Karessen; wie man denn niemals die Kinder durch thörigte Schmeicheleyen zu gewinnen suchen muß. Es giebt unzählig viel andere Mittel, sich auf eine geschickte und unschuldige Art in ihrem Gemüthe einzuschmeicheln, ohne daß man dergleichen weibische Liebkosungen vonnöthen hat, als welche sie nur zärtlich machen und ihren Verstand und Willen verderben. Gedachtes meines Sohnes Zuneigung ist viel stärker gegen mich, da ich mich doch allemal ganz kaltsinnig gegen ihn anstelle, und ihn nimmermehr karessire, als gegen seine Mutter, oder andere Personen, die ihn loben, ihn küssen, ihn verzärteln, und ihn mit Liebkosungen überhäufen. Man kann auch sicher glauben, daß dergleichen Schmeicheleyen nur denen, die sie andern anthun, angenehm, den Kindern aber höchst abgeschmackt, gleichgültig, und öfters gar sehr beschwerlich sind, als welche sich deren zu keinem andern Endzwecke bedienen, als sich nur die unzeitige Liebe, welche sie bey uns gegen sich vermerken, zu Nutze zu machen. „

Ueber den Rath, den Kindern ihr väterliches Haus zum angenehmsten Aufenthalte zu machen, erklärt unser Verfasser sich in der Folge noch deutlicher, um den von mir angezeigten Mißverständnissen vorzubauen.

„Doch muß dieses eingezogene Leben nicht die Maaße überschreiten. Ich will nicht, daß man die Kinder als Einsiedler leben lasse, noch dieselbigen im Hause eingesperrt halten soll, als in einem Gefängnisse, aus welchem sie nicht eher, als wenn sie erwachsen, herausgelassen werden dürften. Dieses wäre weder gut, noch thunlich. Sie müssen die Welt sehen und kennen lernen. Meine Meinung ist nur, daß man sie nicht zu oft soll ausgehen lassen, aus Furcht, sie allzusehr zu zerstreuen, auch daß man solches ihnen nicht allein verstatten, vielweniger selbige einer Magd, oder andern Domestiquen anvertrauen muß, daß diese die Kinder mit sich nehmen mögen, wohin es ihnen gefällt, und so oft es ihnen beliebt. — Sobald mein Sohn hat gehen können, ist er nie aus dem Hause gekommen, ohne seine Mutter und mich, und ich habe ihn niemals einer andern Person anvertrauen wollen, zum wenigsten habe ich nie erlaubt, daß ihn jemand mit sich aus dem Hause genommen.

Sobald er drittehalb Jahr alt war, bin ich alle Tage, wenn es gut Wetter gewesen, oder es seine Gesundheit erlauben wollen, mit ihm ausserhalb der Stadt spatzieren gegangen, um ihm das Feld zu zeigen. Dieses gab ihm Gelegenheit, sich mit mir zu unterreden, und mir, ihn zu unterrichten. Wenn es die Jahreszeit nicht mehr vergönnet, ihn ausserhalb der Stadt zu führen; so führe ich ihn zu einem oder dem andern Künstler, um ihm eine Idee von ihrer Kunst zu geben. Wenn es die Jahreszeit oder meine Gelegenheit nicht verstattet, ihn mit mir aus dem Hause zu nehmen, fragt er nichts darnach, dafern ich nur mit ihm in den Stunden, da ich sonst mit ihm auszugehen pflege, spiele oder kurzweile, welches ich alsdann auch thue. — Es ist leicht zu ermessen, daß dergleichen Spiel bey mir etwas sehr Ernsthaftiges wird, und daß unter dem Vorwande, ihn zu divertiren, ich mein Bestes thun, daß solches ihm nicht unnützlich seyn möge.„

Ich schmeichle mir, daß meine Leser, jemehr ich ihnen von den Urtheilen dieses Mannes vorlege, mir immer mehr Dank wissen werden, daß ich das Andenken eines so weisen Kinderfreundes, den mancher in der vergangenen er-

sten Hälfte dieses Jahrhunderts wohl nicht vermuthet hätte, durch diesen Auszug zu erneuern suche.

Nun folget eine Beschreibung einiger Methoden, Kinder zur Eingezogenheit und zum lehrreichen Umgange mit Erwachsenen zu gewöhnen, deren Anwendung sehr nachtheilige Folgen für den Charakter derselben haben muß, und die ich bloß zur Warnung auszeichne:

„Damit er nun desto mehr Lust zum zu Hause zu bleiben bekommen, und hingegen allen Appetit verlieren möge, denen Kindern nachzuthun, die er stets auf den Gassen durch das Fenster sieht, so zeige ich ihm ihre Thorheiten, Unflätereyen, Unvorsichtigkeit, Verwegenheit, die Gefahr, darein sie sich zuweilen setzen, die Streitigkeiten, Zänkereyen, Schlägereyen und das Weinen, so sich unter ihnen erhebet. Ich weise ihm, wie allemal einer unter ihnen weinet, oder sich beschädiget, oder geschlagen wird, oder sich einen andern verdrießlichen Zufall zuziehet; und frage ihn alsdann: was er von diesen Kindern denket, ob er wohl an ihrer Stelle seyn wollte, oder gern sähe, daß ihm auch dergleichen, wie diesem oder jenem, widerfahren

fahren möge? worauf er dann mit Nein! antwortet, daß ihn Gott davor bewahren wolle! Ja, er selbst ziehet ihre Thorheiten auf seine Art gar spitzig durch.„

Ists möglich? Kaum sollte man glauben, daß hier eben der Mann rede, der das Vorhergehende schrieb. Ein Kind recht geflissentlich auf die Untugenden anderer Kinder aufmerksam zu machen! Es diese andere Kinder, als Elende, verachten, gar darüber spötteln, und sich selbst für ein Wesen von besserer Art halten zu lehren! Und das um des unbedeutenden Vortheils willen, daß kein Verlangen zum Ausgehen in ihm entstehe! — Aber es kömmt noch ärger.

„Ich gestehe auch, daß ich, um ihm alle Lust, allein auszugehen, zu benehmen, mir keinen Scrupel mache, (o hätte er sich ihn doch gemacht!) mich der Schwachheit seines Alters zu bedienen, indem ich ihm eine Furcht vor den Hunden, Pferden, Schorsteinfegern und dergleichen mache, oder traurige Begebenheiten von wilden Kindern erzähle, als ob dieses von einem Pferde geschlagen, jenes von einem Ochsen gestoßen, ein anderes von einem Hunde gebissen, ein anderes von Räubern oder

 Schor=

Schorsteinfegern aufgefangen worden und dergleichen, ohne daß ich mich merken lasse, daß ich solches seinethalben vorbringe. Diese Art der Furcht wird sich schon von selbsten mit der Schwachheit seines Alters verlieren, und nicht zu befürchten seyn, daß davon Spuren bey ihm übrig bleiben werden.„

So? Wuste der Mann, der in andern Urtheilen so viel richtige Seelenkenntniß zeigt, denn nicht, daß keine Empfindung für unser Empfindungsvermögen ganz wieder verloren geht, sondern wenigstens eine Geneigtheit zu ähnlichen Empfindungen bey ähnlichen Gelegenheiten darin zurückläßt? Nicht, daß es unmöglich sey, lebhafte Eindrücke von Furcht und Abscheu, die wir in der Jugend erhalten, jemals ganz wieder auszulöschen? Bemerkte er nicht, wie das erschreckte Seelchen des Kindes, dem man die Welt ausser dem väterlichen Hause, als eine Wohnung von beissenden Hunden, von stoßenden Ochsen, von kinderfeindlichen Schorsteinfegern und von abscheulichen Räubern abmahlte, sich in sich selbst zusammenzog; und wie dadurch der Hauptzweck der Erziehung, die Erweiterung und Veredlung des Herzens durch freudige Naturgefühle, und durch menschenfreundliche Empfindun-

pfindungen, so ganz verfehlt werden muste? Wuste er nicht, wie überaus wichtig es bey der Erziehung sey, in allen seinen Reden und Handlungen, selbst in den allergrößten Kleinigkeiten, immer wahr zu seyn, damit das Kind, bey zunehmender Erfahrung, uns nicht die Larve abreisse, und uns seines ferneren Vertrauens unwerth finde?

Er fährt fort:

„Aus eben der Ursache, und um die gar zu große Zerstreuung des Gemüths, und das wilde Leben zu verhindern, lasse ich ihn nicht viel mit andern Kindern, weder in, noch außer dem Hause, umgehen.„

Ueber die Schädlichkeit dieses Verfahrens und über die unausbleiblichen schlimmen Folgen, welche eine einsame Erziehung, ohne jugendliche Gespielen, auf die edelsten Triebe der Menschheit in den jungen Seelen der Kinder nothwendig haben muß, habe ich mich in dem vorstehenden Aufsatze über den ersten Religionsunterricht erklärt, und kann also hier darauf zurückweisen.

Diese letztbeschriebenen und noch einige andere eben so fehlerhafte Methoden, die unser Baratier mittheilt, sind es, von denen ich zu Anfang sagte, daß sie bloß darauf abzielten, die Kinder, auf Kosten ihres sittlichen Werths, zu armseligen, an Leib und Seele verwahrloseten Vielwissern zu machen.

Einige der folgenden Maximen sind von besserer Art, z. E.

„daß man in seinen Günstbezeigungen gegen die Kinder, und in der Ausspendung aller derjenigen Dinge, die sie als Wohlthaten betrachten, sparsam seyn müsse;„

weil unsere Gunstbezeigungen und Belohnungen, wenn sie gar zu sehr vervielfältiget werden, in den Augen der Kinder allen Werth verlieren; ferner,

„daß man ihr Gemüth, so viel möglich immer ruhig, und fröhlig zu erhalten suchen müsse;„

nicht bloß deswegen, weil dieses, wie unser Verfasser richtig anmerkt, vieles dazu beyträgt, sie gelehrsam und ihren Verstand munter und hurtig

tig zu machen; sondern auch vornämlich deswegen, weil dieses nothwendig zu einer glücklichen Charakterbildung gehört.

„Man muß ihnen daher nicht zur Unzeit, und alle Augenblicke, wie gemeiniglich geschiehet, und um die geringste Kleinigkeit, zuwider seyn, noch sie schelten oder verdrießlich machen. Insonderheit aber muß man vorbauen und zu vermeiden suchen, daß nicht das geringste von Ideen oder Verlangen bey ihnen entstehen möge, welches sie in Unruhe setzen könne. (Wohl aber Furcht und Schrecken vor Hunden, Ochsen, Räubern und Schorsteinfegern; nicht?) Man soll ihnen auch nicht objecta, Personen oder Ergötzlichkeiten bekannt machen, die ihnen schädlich seyn, oder sie zu sehr zerstreuen könnten, noch ihnen etwas sehen lassen, was ihre Begierden reitzen kann und welches man nicht Willens ist ihnen zu geben, ihnen auch nichts versprechen, welches sie zur Ungeduld bewegen mögte. Man muß sie in einer gewissen Unschuld und nützlichen Unwissenheit alles desjenigen, was ihrem Alter nicht geziemet, erhalten, auch ihnen nicht alle Ergötzlichkeiten, deren man in selbigem Alter genießen kann, bekannt machen. Denn

sonst wollen sie so viel Vergnügen, als ihnen bekannt ist, genießen, und wenn man ihnen selbiges nicht gestattet, so werden sie verdrießlich, unlustig, unruhig und ungeschickt, etwas mit ihnen anzufangen.„

Auch die Auseinandersetzung des folgenden Grundsatzes,

„daß man die Kinder mehr durch Vernunft und eine geschickte Behandlung, als durch Gewalt regieren müsse,„

enthält viel Wahres und Gutes. „Man muß, sagt Baratier, die Kinder freylich zum Gehorsam ziehen, ihnen die väterliche Gewalt, und daß sie Vater und Mutter unterwürfig sind, zu erkennen geben. Allein man soll sich hierbey wohl vorsehen, daß nicht die Maaße überschritten werde, um ihnen nicht Anlaß zu geben, diese Gewalt als eine Last zu betrachten, darunter sie seufzen und davon sie sich, sobald als möglich, loszumachen suchen mögen. Dieses ist nicht der einzige, auch nicht der vornehmste Trieb, wodurch man sie regieren soll; man muß sich desselben nur sehr selten und mit Vorsichtigkeit,

auch

auch bloß in solchen Sachen bedienen, die nach der Sittenlehre unumgänglich erfodert werden. Alles Uebrige soll man unter dem Schein einer Ergötzlichkeit, oder durch Bereden, oder mit Geschicklichkeit, oder durch Antrieb einiger Hoffnung von ihnen zu erlangen suchen. Man muß das Kunststück erfinden, sich Meister von ihrem Gemüthe zu machen, daß man sie, wohin man will, führen und lenken, auch von ihnen erhalten kann, was man will, ohne daß man weder Gewalt, noch Drohungen, weder Versprechungen noch Schmeichelehen dazu nöthig habe. Und dieses ist nicht schwer bey einem so unschuldigen Alter auszurichten. Denn man hat nur dessen Gemüthsbeschaffenheit und Neigungen zu erforschen, wenn man wissen will, wie man es anzustellen, daß man die Kinder lenke, wohin man will, und von ihnen erlange, was man suchet.„

In Ansehung des von den Kindern zu fordernden Gehorsams, kann ich selbst weder denen beypflichten, welche über alles, was man von den Kindern fodert, mit ihnen erst zu vernünfteln rathen, noch der ganz entgegengesetzten Meinung derer, welche einen blinden Gehorsam

sam verlangen und das Vernünfteln gänzlich verbieten. Ich glaube nämlich mit unserm Verfasser, daß auch hier, wie gewöhnlich, das Gute und Wahre in der Mitte liege. Ich habe mich hierüber an einem andern Orte folgendermaassen erklärt: Sagt man den Kindern niemals den Grund der Befehle, die man ihnen giebt, so unterdrückt man das Aufkeimen ihrer jungen Vernunft, und macht sie sklavisch denken. Sagt man ihnen hingegen diese Gründe immer, so oft sie darnach fragen, so macht man sie vorwitzig, setzt sich selbst in manche Verlegenheit, und das Kind bey solchen Vorfällen, wo ein plötzlicher Gehorsam nöthig ist, oft in Gefahr. Mein Rath ist also dieser: so oft sich der Fall ereignet, daß die Ursache des Befehls oder des Verbots dem Kinde sinnlich anschauend gemacht werden kann, ergreife man diese Gelegenheit, die Ueberzeugung bey ihm zu erwecken, daß der Wille verständiger Alten immer auf vernünftigen Gründen beruhe, ohngeachtet diese Gründe von der Jugend nicht immer erkannt werden können. Aber man füge zugleich hinzu: siehe, liebes Kind, diesmal habe ich dir die Ursache meines Befehls gesagt, weil ich Zeit dazu hatte, und weil sie von der Art war, daß du sie begreifen

greifen konntest. Ein andermal werde ich das vielleicht nicht thun können: aber da must du mir doch zutrauen, daß ich eben so, als jetzt, meine guten Gründe habe. Glaube mir also künftig aufs bloße Wort, und sey versichert, daß du wohl dabey fahren werdest. — Nachher suche man es so zu veranstalten, daß der blinde Gehorsam des Kindes sichtbare gute Folgen habe: so wird man seiner Folgsamkeit in Zukunft gewiß seyn können.

Ueberhaupt aber kann man versichert seyn, daß ein Kind, dessen Freyheit man nicht ohne Noth einschränket, dem man nie, bloß willkürlicher Weise und aus böser Laune, sondern nur da, wo es wirklich nöthig ist, Befehle oder Verbote giebt, die Pflicht des Gehorsams in den wenigen Fällen, wo er blindlings von ihm verlangt zu werden braucht, willig ausüben werden, ohne jemals gehört zu haben, daß dies seine Pflicht erfodere. —

Nun geht unser Verfasser zur Beschreibung seiner Lehrmethode über. Alle besondere Regeln, die er hierbey befolgte, treffen in dem einen allgemeinen Grundsatze zusammen,

„daß man den Kindern das Lernen leicht und angenehm zu machen suchen müsse.„

„Im Anfange der Unterweisung meines Sohnes, sagt er, habe ich mich einer solchen Lehrart bedienet, daß er weder durch Furcht, Hoffnung, Gewalt, noch Zureden dazu angetrieben werden durfte. Bloß das Vergnügen, welches er bey diesen Uebungen fand, war überflüßig zureichend, ihn dazu zu bewegen. Seine Neigung trieb ihn von selbst dazu an, und er war mir diesfalls beschwerlicher, als ich es verlangte. Ueberhaupt beobachtete ich dieses, daß ich ihm keine andere Bücher in die Hände gab, als die ihm gefielen, welche Bilder hatten, schön eingebunden und angenehm zu lesen waren. Ich versprach ihm, wenn er wohl und aufmerksam lesen würde, ihm das, was er gelesen, zu erklären, ihm eine Fabel, oder Historie zu erzählen, ihm eine Landcharte, eine Figur, ein neues Buch und dergl. zu zeigen. Wenn alles dieses nicht viel mehr bey ihm ausrichten wollte: so habe ich ein anderes, wie wohl sehr unschuldiges Mittel ergriffen, welches ich noch gebrauche, und dazu ich nicht eher, als bis es die höchste Nothwendigkeit erfodert, geschritten bin. Dieses war, daß

ich

ich ihm einige Belohnung nach Proportion dessen, was er lesen würde, versprach. Solche Belohnungen sind einige kleine unschädliche Leckerbissen, als frisches oder trocknes Obst, Biscuit, und andere kleine Honig- oder Zuckerkuchen, welche allhier und zu Nürnberg in großer Menge und von allerhand Figuren gebacken werden.“

So weit geht alles gut; aber nun thut er auf einmal wieder von dem Wege der Natur und der Wahrheit einen Seitensprung zu einer armseligen Künsteley, die mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden abermals einen so befremdenden Abstich macht, daß man von neuen zweifelhaft werden möchte, ob beydes durch einen und eben denselben Verstand gegangen sey. Man höre nur:

„Ich erdichtete einen schönen Engel, der alle Tage etwas Neues in einem kleinen Korbe brächte.“

Und der Zweck dieser Erdichtung? „Ich suchte dadurch, sagt er, meinem Sohne diese kleine Belohnungen als etwas so Geheiligtes vorzustellen, daß er sich noch nie unterstanden, solche, ehe er sie verdienet, weder zu begehren, noch anzurühren, dergestalt, daß wenn ihm die

Lust

Lust nach einigem Naschwerk ankam, er mich bat, ich möchte ihm doch weisen, was der schöne Engel in den Korb gelegt hätte. So bald er ihn gesehen, und jedes Stückchen darin wohl betrachtet hatte, lag er mich garnicht an, ihm etwas zu geben, sondern er sagte nur, er wollte lesen: und ich ließ mich sehr bitten, ehe ich ihm diesen Gefallen that, mit dem Vorwenden, daß ich nicht Zeit hätte, oder daß er gar zu oft käme, oder daß der schöne Engel nicht so viel im Vorrath hätte, ihm so oft dergleichen Belohnung zu geben."

Ein auffallendes Beyspiel von demjenigen, was ich zum Unterschied von der wirklichen Erziehungskunst, unter dem Namen der pädagogischen Künsteley zu begreifen pflege! Jene studirt den Menschen überhaupt und die Natur der Kinderseelen insonderheit, beobachtet den Gang, den die Ideen der letzteren, wenn sie sich selbst überlassen sind, zu nehmen pflegen, und sucht ihre Methoden diesem natürlichen Gange derselben genau anzupassen; diese hingegen ersinnt willkürliche Mittel, welche nicht sowohl die natürlichen Operationen der Kinderseele nachahmen und lenken, als vielmehr sie unterbrechen, und die junge Vorstel-

lungskraft

lungskraft auf etwas Sonderbares heften, welches ausser ihrem natürlichen Empfindungskreise liegt. Jene verschmäht jede noch so kräftige Triebfeder, die Aufmerksamkeit der Kinder zu fesseln und sie dahin zu lenken, wo man sie haben will, wenn sie nicht aus der Natur genommen und auf Wahrheit gegründet ist; diese hingegen erdichtet und erfabelt sich neue unnatürliche Triebfedern, welche zwar ihrer Sonderbarkeit wegen anfangs Wunder zu thun scheinen, aber auch um desto geschwinder wieder ihre ganze Kraft verlieren. Jene achtet jede Bereicherung des Gedächtnisses durch glänzende Kenntnisse, welche auf Kosten der Vernunft und der künftigen gesunden Beurtheilungskraft, oder wohl gar auf Kosten des sittlichen Charakters der Kinder geschieht, für Schaden und unersetzlichen Verlust im Ganzen; diese hingegen triumphirt über die Erreichung ihres leidigen Zwecks, den Kopf der Kinder mit frühreifer, blendender Scheingelehrsamkeit vollzupfropfen, unbekümmert, ob die Mittel, deren sie sich dazu bedient, die gesunde Vernunft der Kinder entwickeln oder ersticken, ihre natürlichen und sittlichen Gefühle verstärken oder schwächen, veredlen oder verschlimmern werden. — Hier

ist nun, wie gesagt, abermals ein auffallendes Beyspiel von der letzteren; welches ich, so wie die vorhergehenden Beyspiele dieser Art bloß deswegen ausgezeichnet habe, um angehende Erzieher von der Anwendung solcher und ähnlicher pädagogischen Künsteleyen, deren nachtheilige Folgen ich nicht erst zu erörtern brauche, recht angelegentlich zu warnen. —

Jetzt wende ich mich, mit Vorbeylassung alles Uebrigen, zur Beschreibung der Methode, deren Baratier sich bey dem Sprachunterrichte bediente. Und hier, wo unser Verfasser mehr, als bey der sittlichen Erziehung zu Hause ist, werde ich weniger Gelegenheit haben, ihn zu unterbrechen, und ihn daher gröstentheils allein reden lassen.

„Da die lateinische Sprache, seit langer Zeit, die allgemeine Sprache ist; und allen andern Sprachen und Wissenschaften zur Beförderung dienet: so habe ich von derselben den Anfang gemacht, doch nicht eher, als bis er Französisch und Deutsch (seine beyden Muttersprachen) reden können, in so weit nämlich, als solches von seinem Alter konnte verlangt werden. Ich habe mit göttlicher Hülfe unternommen, ihn diese Sprache zu lehren,

auf

auf eben dieselbige Art, wie er die beyden ersten erlernet, nämlich aus der Uebung, ohne Nachsinnen, und ohne Grammatik. Und warum sollte dieses nicht angehen? Lernten nicht die Kinder der alten Römer solche auf eben diese Art von ihren Müttern und Ammen? Die einzige Schwierigkeit, die ich dabey fand, war, daß er diese Sprache nur mit mir allein treiben konnte, und daß mir dieses nicht zureichend schien, eine Fertigkeit darin zu erlangen. Allein, was ist daran gelegen, dachte ich, wenn er auch nur durch dieses Mittel in zwey oder drey Jahren einige Wörter, nebst der Wissenschaft der verschiedenen Veränderungen der Nominum und Verborum lernet; so hat er dadurch schon etwas ohne Mühe gewonnen, und einen großen Vorsprung gethan, wenn er nachher das Alter erreichet, solche Sprache nach der gemeinen Lehrart zu lernen."

„Dem sey nun aber, wie ihm wolle, so versuchte ich es und fing an, mit ihm Latein zu reden, als er drey und ein Vieteljahr alt war, ob ich gleich keinen großen Nutzen davon hoffte. Ich machte den Anfang damit zu Ausgang des Aprils 1724. und ich ward bald gewahr, daß es besser gehen würde, als ich vermuthet hatte.

Er übertraf gar bald meine Hoffnung durch den Segen, den Gott zu meiner geringen Arbeit zu verleihen geruhete. Anfänglich sagte ich ihm über Tische von Zeit zu Zeit einige lateinische Wörter spielend vor, und nennete ihm bey Gelegenheit des Discurses einige der vornehmsten Dinge, so im gemeinen Leben vorkommen, ohne daß ich ihn zwang, solche zu behalten oder mir nachzusprechen, oder auch nur die geringste Aufmerksamkeit darauf zu haben. Ich nennte ihm ohne Unterschied spielend dasjenige, was im Reden vorkam, ohne daß ich merken ließ, als wollte ich, daß er darauf Acht hätte. Er hatte auch in der That eine Zeitlang wenig Acht darauf, und bekümmerte sich eben so wenig darum, als ich selbst. Indessen fuhr ich unermüdet fort, von Zeit zu Zeit einige der kürzesten und leichtesten lateinischen Wörter in meinen Reden mit einzumischen. Wenn er mich fragte, so antwortete ich zwar französich, setzte aber alsobald das Lateinische hinzu. Redete ich mit ihm, so ließ ich unvermerkt ein lateinisches Wort mit einfließen, dessen Bedeutung er aus der Konstruktion leicht begreifen konnte. Weil er gern kleine Histörchen erzählen hören mochte, so erdachte ich und erzählte ihm dergleichen oft,

in welchen ich Lateinisch und Französisch unter einander mischte, oder ich erzählte ihm solche in Form eines Gesprächs, darin diese beyde Sprachen unter einander gemengt waren; nahm mich aber in Acht, daß ich kein lateinisches Wort mit einfließen ließ, welches er aus dem vielen Hören nicht schon wuste, oder welches nicht leicht zu verstehen war, oder auch dessen Bedeutung man nicht leichtlich aus dem Zusammenhange der Rede, aus den Gebehrden, aus dem Ton der Stimme, oder aus einem andern Umstande erkennen konnte; und dieses alles deswegen, damit ich ihn nicht verdrießlich machen möchte, oder er genöthigt würde mich zu fragen, was solches bedeutete. Kaum hatte ich dieses zwey oder drey Monate getrieben, so fieng er von selbst an, ohne daß ich ihm jemals gesagt, daß er in dieser Sprache plaudern sollte, sich bey Gelegenheit derjenigen Wörter, die er wuste, zu bedienen, wiewohl annoch ohne Ordnung, und ohne, daß es schien, daß er die verschiedene Veränderungen der Wörter unterscheiden konnte, indem er oft selbst Wörter aus dem Französischen machte und ihnen eine lateinische Endigung gab."

„Nach Verlauf von drey oder vier Monaten, als ich sahe, daß er einen ziemlichen Vorrath von Wörtern gesammlet, daß er wohl daraus eine Rede zusammensetzen konnte, und daß sein Ohr sich an die verschiedene Endungen dieser Sprache gewöhnt hatte; so brachte ich ihn unvermerkt dahin, daß er in keiner andern Sprache mit mir sprechen durfte."

1. „Setzte ich mich auf den Fuß, daß er mich selbst in keiner andern Sprache mit ihm sprechen hörte. Wenn ich ein Wort in meinen Reden mit einfliessen ließ, das ihm neu zu seyn schien, welches ich dann von Zeit zu Zeit mit Fleiß that, und er mich dann fragte, was solches bedeutete, so zeigte ich es ihm, wenn es eine Sache war, die man ihm zeigen konnte, oder ich erklärte es ihm auf lateinisch mit andern oder gleichlautenden Worten, so er verstund, oder durch Mienen und Gebehrden. 2. Sprach ich nicht eher französisch mit ihm, als wenn ich Gelegenheit hatte, ihn zu schelten, oder wenn er mich böse gemacht hatte. Hingegen bediente ich mich allezeit der lateinischen Sprache, wenn ich kurzweilte, oder ihm Fabeln erzählte. 3. Wenn er französisch mit mir redete, und ich wuste, daß er eben dasselbe

selbe auf lateinisch mit mir reden konnte, wies ich ihn zwar nicht gleich ab, sondern stellte mich an, als wenn ich es nicht verstünde, antwortete ihm nicht gleich, sagte ihm, daß er mir beschwerlich wäre, daß ich nicht Zeit hätte, ihm zu antworten, oder ich sagte ihm auch wohl im Scherz, daß ich heute lateinische Ohren hätte, welche kein Französisch hören wollten. — Hingegen wenn er mich lateinisch anredete, war ich allemal bereit ihm zu antworten, wie viel Geschäfte ich auch hatte. 4. Ich machte ihm auch zugleich eine große Idee von dieser Sprache und gab sie für eine Sprache der Kaiser, Könige und Fürsten aus. Und weil er eine große Meynung von diesen Personen hatte, und sie in allen seinen Spielen mit einmengte: so hielt er sich verbunden, diese Sprache geschwind zu lernen, damit er bey diesen Fürsten Zutritt haben und mit ihnen umgehen könnte. Wir reiseten täglich in der Stube herum, und besuchten alle Könige und Fürsten, welchen mein Sohn zusprechen wollte, und weil diese Prinzen nichts, als Latein, verstunden: so redeten wir mit ihnen lateinisch, so gut wir konnten, und sie antworteten uns in eben dieser Sprache."

„Durch diese und dergleichen Kunstgriffe und Erfindungen machte er sich diese Sprache in kurzer Zeit so bekannt, daß er vor Zurücklegung seines vierten Jahres sich ganz leicht in allem demjenigen, so seinem Alter gemäß war, ausdrucken konnte, und seit der Zeit hat er mit mir und ich mit ihm nicht anders, als in dieser Sprache geredet; welches ihm dann dergestalt zur Gewohnheit worden, daß er nichts anders, als Latein mit mir reden kann, in welcher Gesellschaft ich mich auch befinde, gleich als wenn er keine andere Sprache wüste, oder dafür hielte, daß ich ihn sonst nicht verstehen würde, dergestalt, daß ich jetzt viel Mühe haben würde, wenn ich ihn wiederum gewöhnen wollte, Französisch mit mir zu reden. Dieses ist so gewiß, daß, wenn er mit seiner Mutter spricht, oder ihr, oder auch der Magd in meiner Gegenwart auf Französisch oder Deutsch gesaget hat, er mir solches sogleich auf Lateinisch saget, gerade als wenn er glaubte, daß ich es nicht verstanden; desgleichen, wenn ich etwas zu seiner Mutter, in seiner Gegenwart, auf Französisch sage, so verlangt er von mir, daß ichs ihm auf Lateinisch sagen soll."

„Anfänglich, wenn er ein Wort nicht wuste, sagte er es auf Französisch, oder gab ihm eine lateinische Endung, oder er nannte ein gleichgültiges Wort, und alsdann half ich ihm sogleich ein, ohne ihm in die Rede zu fallen, oder ihn anzuhalten, daß er darauf Achtung geben sollte. Construirte er übel, so gab ich ihm die rechte Construction an die Hand. Und gleichwie jederzeit sein größtes Plaisir gewesen, daß er sich mit mir unterredet, er auch überdem ungemein spielerisch und schwatzhaftig ist, habe ich getrachtet unser beyder Geschwätz auf seine Unterweisung zu richten, indem ich ihm bald die verschiedenen Casus, bald die unterschiedenen Gradus comparationis eines Nominis, bald die verschiedenen Tempora und die Veränderungen, bald die verschiedene Construction der Verborum bemerken ließ u. s. w. ohne, daß es jemals schien, als wenn ich willens wäre, ihn diese verschiedene Veränderungen zu lehren, oder beyzubringen. Es geschahe allezeit, nachdem es die Unterredung mit sich brachte. Wenn er fehlte, so strafte ich ihn niemals ausdrücklich, so daß ich ihm hätte sagen sollen, man muß nicht so und so sagen, es soll so und so heissen; sondern ich wiederholte selbsten

sten fragweise, was er sagte, und sagte es ihm so, wie es seyn muste. Z. E. Wenn er zu mir sagte: video mater, oder matrem venit, oder eo ambulare cum matrem: so antwortete ich ihm fragweise, ohne ihn etwas merken zu lassen: vides matrem? mater venit? is ambulatum cum matre? *) und so machte ich es mit allen Constructionen, da er mir dann treulich nachsprach, was ich ihm sagte, wie alle Kinder insgemein zu thun pflegen. Auf solche Weise habe ich ihn zur Construction gewöhnet, ohne daß es jemals geschienen, als wenn ich ihn corrigiren oder unterrichten wollte. Die verschiedenen Reisen, die wir thaten, die mancherley Unterredungen, so wir mit den Fürsten oder andern Personen, die ihm gefielen, hatten, auch alle andere Spiele und Erfindungen, die uns in Sinn kamen, gaben uns ohne Mühe Exempel allerhand Constructionen an die Hand und hatten wir nicht nöthig, weit hergeholte

*) Es ist gut, bey solchen verbessernden Wiederholungen das verbesserte Wort mit großem Nachdruck auszusprechen, damit der stärkere Schall desselben den Schall des fehlerhaft ausgesprochenen Worts sowohl in dem Ohre, als auch in der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse des Kindes wieder vertilge.

hoste Exempel mit vieler Mühe zu suchen, gleichwie diejenigen sind, die man in den Grammatiken findet. Wir brauchten auch nicht ungereimte und verdrießliche Gespräche zu lesen, sondern wir machten solche selbst, und zwar so leicht und so geschickt, als es immer möglich; welche dann desto angenehmer waren, weil man sie nicht lesen oder lernen durfte und wir täglich neue ausdachten. Noch weniger hatten wir eine Grammatik nöthig, decliniren oder conjugiren, oder die syntactischen Regeln zu lernen. Alles dieses hat sich leicht aus der Uebung und unvermerkt gelernt.„

„Indessen, um ihn im Lesen immer fester zu setzen, gab ich ihm, nachdem er der Sprache ein wenig gewohnt war, verschiedene lateinische Bücher mit Figuren in die Hände, welche ich ihn lesen ließ, oder die er auch selbst zu seiner Ergötzlichkeit durchging. Dergleichen waren z. E. die beyden Bände des sogenannten Orbis pictus, ein gewisses kleines deutsch-lateinisches zu Nürnberg gedrucktes Dictionarium, worin über 6000 Wörter, Nomina und Verba stehen, welche in verschiedene Classen eingetheilt sind, deren jede eine kleine Figur zur Seite hat. Der Entwurf und Endzweck dieses Buches scheint

mir sehr wohl ausgesonnen zu seyn, aber er ist nicht wohl ausgeführet; (weil die Figuren oft sehr schlecht ausdrücken, was sie ausdrücken sollen.) Es ist auch noch ein anderes Buch, welches diesem fast gleich und zu Augspurg gestochen ist, worin die Nomina und Verba mit ihren Figuren in Kupfer abgebildet und nach alphabetischer Ordnung unter ihre Declinations und Conjugations gesetzt sind, welches das Bilderkabinet titulirt wird, und in französischer, deutscher, lateinischer und italiänischer Sprache abgefaßt ist. Am meisten aber hat er gelernet aus einem gewissen Buche, welches der Kupferstecher Weigel zu Nürnberg gestochen und mehr als 800 biblische Figuren in ihrer vollkommenen Ordnung in sich hält. Dieses Buch habe ich in verschiedene kleine Bände binden lassen, und am Rande derselben auf Lateinisch den Inhalt der vorgestellten Historie beygeschrieben. Mein Sohn lief diese Figuren zur Lust durch, und ich ließ ihn lesen, was ich dabey geschrieben hatte, in der Hoffnung, daß ich ihm solche Historien weitläuftiger erzählen wollte.„

„Damit er nun desto mehr Vergnügen im Lesen der Bücher, die ich ihm in die Hände gab, finden mögte, so observirte ich 1) daß ich

sie

sie alle sehr sauber und mit wenigen Kosten in verglodetes Papier von verschiedenen Arten einbinden ließ. 2) Daß ich aus einem Buche verschiedene kleine Bände machte, damit es desto mehr Bücher gebe und er öfters mit einem neuen Buche mögte erfreuet werden, auch ein allzustarker Band ihm keinen Verdruß machen könnte. 3) Daß ich ihm nur ein Buch nach dem andern, und nicht viel auf einmal in die Hände gab, indem es mit eine von seinen Belohnungen war, daß er dann und wann ein neues Buch bekam. 4) Daß ich sie nicht in seiner Gewalt ließ, sondern dieselbe für gewisse Freystunden aufhob, wenn er nämlich sehr artig gewesen; bis ich endlich, nachdem er solche vom Anfange bis zu Ende, durchgelesen, solche auf einige Zeit Preis gab, so lange er nämlich Belieben daran fand. 5) Wenn er derselben müde war, legte ich sie einige Monathe bey Seite, bis ihm einige Lust ankam, sie wieder zu sehen. —„

„Nachdem ich nun bis gegen sein 5tes Jahr ihn hin und wieder mit Lesen allerhand kleiner, auf nichts Gewisses zielender, und nach Belieben erwählter Bücher, oder mit kurzen und leichten Gesprächen, geübt, so fing ich endlich im Februar

bruar 1725, da er eben in sein fünftes Jahr trat, an, ihm Castellionis lateinische Bibel, welche ich sehr sauber in drey Bänden einbinden ließ, ihm zu lesen zu geben. Ich wies ihm anfänglich nur den ersten Band, und sagte ihm dabey, daß wenn wir diesen durchgelesen, der schöne Engel (dieser muß noch immer sein Amt verrichten) uns einen andern noch schönern bringen würde. Weil er nun schon die Figuren in der französischen biblischen Historie des Herrn Martins und des Herrn Basnage durchgelaufen; ich ihm auch bey Weigels biblischen Figuren das Latein beygeschrieben hatte, und ihm diese Historien bis jetzt noch nicht recht gründlich bekannt waren: so ward er sehr erfreuet, daß er nunmehr diese Historien in ihrer völligen Weitläuftigkeit und aus der Quelle selbst erlernen konnte. — Damit ihm nun dieses Lesen nicht verdrießlich, noch mühsam werden mögte, so ließ ich ihn alles übergehen, was ihm nicht anständig oder ihm zu hoch war; als z. B. bürgerliche Gesetze aus dem zweyten Buche und das fünfte Buch Mosis.„

Man erlaube mir, unsern einsichtsvollen Verfasser hier abermals durch ein Paar Worte

zu

zu unterbrechen. — Dieses Ueberschlagen solcher Stellen, welche von Kindern entweder nicht verstanden werden können, oder nicht lehrreich für sie sind, wird jeder verständige Erzieher von ganzem Herzen billigen und nachahmen. Aber da es seine Unbequemlichkeiten hat, wenn man ein Buch bloß stellenweise lesen lassen und das lesende Kind zum öftern unterbrechen muß, ohne ihm jedesmal eine begreifliche Ursache anführen zu können, warum das Folgende überhüpft werden müsse; und da auch angehende Erzieher bey der Beurtheilung und Auswahl der für Kinder wirklich nützlichen Stellen der Bibel oft in Verlegenheit gerathen könnten: so würde es, dünkt mich, eine Arbeit von sehr erheblichem Nutzen seyn, wenn man aus der Castellionischen Uebersetzung einen — oder vielmehr zwey oder drey, sich auf das verschiedene Alter der Kinder beziehende zweckmäßige Auszüge machte, welche man ihnen ganz in die Hände geben könnte. Da ich nicht weiß, ob ein zu dieser Arbeit geschickterer Mann, als ich, auch eben so viel Lust und Muße dazu habe; so bin ich entschlossen, mich ihr selbst zu unterziehen, und den Anfang mit dem allerkleinsten Auszuge zu machen, welcher für die ersten Anfänger bestimmt seyn soll. Ich hoffe, dieses Werkchen schon auf

die

die nächste Michaelismesse liefern zu können. — Jetzt kehre ich wieder zu unserm Verfasser zurück.

„Wenn Capitel vorkamen, worin Personen mit einander redeten, so theileten wir solche unter einander, und lasen sie wechselsweise, als ein Gespräch; oder auch, wenn solches nicht war, so las er ein Stück, und ich das andere, und ich ließ ihm allemal dasjenige, was er am besten begreifen konnte, oder was er sich selbst erwählte.„ Abermals ein sehr vernünftiges Verfahren! Die Erfahrung zeigt, daß dasjenige, was der Lehrer selbst mit lauter Stimme und richtiger Declamation den Kindern in einer fremden Sprache vorlieset, weit mehr Nutzen für sie habe, als was sie selbst lesen. Es ist daher ein befolgungswürdiger Rath, welchen Basedow zu geben pflegt, daß der Lehrer jedesmal zwey Dritthel, das Kind hingegen nur ein Dritthel selbst lesen müsse.

„Bisweilen spielten wir, wer am meisten oder am besten lesen würde. Er fing dieses Lesen den 14ten Februar an, und brachte es den 5ten September desselbigen Jahres zum erstenmale glücklich und freudig zu Ende. — Kaum hatten

hatten wir diese lateinische Bibel zum erstenmale so durchgelesen, als wir solche den folgenden Tag mit neuem Eifer und mit etwas mehrerem Fleiße und Aufmerksamkeit wieder anfingen; dabey wir denn alles nachholten, was wir bey der ersten Durchlesung ausgelassen, ohne diesmal das geringste vorbeyzugehen. (Dies war nun wohl zu übereilt; es hätte dies zweytemal zwar wohl mehr, als das erstemal, aber doch noch nicht alles gelesen werden sollen.) Doch, daß wir uns auch noch dieses, gleichwie das erstemal, an die historischen Bücher hielten. Mit diesem zweyten Lesen haben wir bis zu Anfang des Monaths April verwichenen 1726sten Jahrs zugebracht, und da ich ihn nicht geneigt fand, dieses Lesen von neuem wieder anzufangen; so hielt ich für rathsam, solches auf eine Zeitlang auszusetzen, und ihm an dessen Stelle des P. Lami Apparatum Biblicum und den Justinum in die Hände zu geben.„

„Der Justinus hat ihm ziemlich gefallen, und hat er darin bis auf die Theilung der griechischen Monarchie unter Alexanders Nachfolger, und bis auf die Kriege, welche sie mit einander geführt, gelesen. Allein, weil nach-

gehends dieser Autor solche Monarchie, oder den Verfolg dieser Historie zu verlassen scheint, damit er von den Carthaginensern, Sicilien u. s. w. handeln möge, auch beständige Ausschweifungen macht, folglich solches meinem Sohne anfing verdrieslich zu werden: so ergriff ich diese Gelegenheit und gab ihm nochmals Castellions Bibel in die Hände.„

„Außer den andern ihm angenehmen Uebungen ist noch eine, welche ihm im Exercitio der lateinischen Sprache sehr wohl zu statten kommen, da er nämlich, nachdem er angefangen, die lateinische Bibel in einem Strich wegzulesen, ein Vergnügen gefunden, alle Historien, die er las, lebhaft vorzustellen, und nebst mir eine Art von Comödien daraus zu machen; (man wolle mir dieses Wort nicht übel deuten, denn wir spielten auf eine sehr untadelhafte Weise.) Z. E. Er war Joseph und ich dessen Bruder, oder dessen Vater, oder Pharao; er war David und ich Saul oder Goliath u. s. w. Der Unterschied oder die große Menge der Personen hinderte uns nicht, wir verwechselten die Personen, indem wir die Sprache nach unserm Gefallen veränderten, oder wir stellten ein Bild, einen Stuhl oder was uns sonst zuerst in die

Hände

Hände kam, anstatt einer gewissen Person hin, welche wir redend einführen wollten. Wir thaten Reisen, gaben Visiten, Mahlzeiten u. s. w. Wir formirten Belagerungen, lieferten Schlachten; und alles dieses geschahe zwischen uns beyden, wozu die lebhafte und kindische Einbildungskraft meines Sohnes viel beytrug, und dieselbe auf alles gerichtet war und allen Mangel ersetzte. Wenn ich nicht konnte, oder nicht aufgeräumt war, dieses Spiel mit ihm zu treiben, so machte er es ganz allein, dafern ich nur einen Zuschauer abgeben und von Zeit zu Zeit auf seine Einfälle antworten wollte. — Auf solche Art sind wir die ganze biblische Historie und deren Fortsetzung aus dem Josepho, nebst allen geistlichen Gesprächen Castellionis, die ich bey dieser Gelegenheit las, mehr als einmal durchgegangen „

„Durch das oftmalige Lesen der lateinischen Bibel auf die Art, wie ich ihn selbige lesen lasse, nebst seinen Spielen, Plaudern und den Gesprächen, welche er allezeit auf lateinisch gehalten, hat er durch Gottes Gnade erlangt: 1) Einen Anfang der Gottseligkeit und einen festen Grund der Religion, ohne Kunst und große

Bemühung. Ob ich ihm zwar keinen ausdrücklichen Catechismus mache, noch ihn jemals wegen der Religion befrage, so hat er dennoch durch das Lesen der Bibel, oder durch die Gespräche, so er mit mir hält, davon eine solche Erkenntniß erlanget, daß man wohl viel junge Leute, so zum Abendmahl gelassen werden, finden sollte, welche nicht eine solche gründliche Wissenschaft davon haben, wenigstens was angehet die Wahrheiten der natürlichen Religion, oder der Offenbarung, welche sich auf die Geschichte gründen. Denn was die Streitigkeiten betrifft, so sind ihm solche unbekannt, und ich gedenke ihn noch in langer Zeit nicht damit zu behelligen. 2) Hat er durch dieses Mittel eine so große Fertigkeit und so viel Anmuth im Lesen erlanget, daß, wenn er recht aufgeräumt ist, kein oder sehr wenige Studenten, geschwinder oder lebhafter lesen können als er. Ja ich scheue mich nicht zu sagen, daß er vielen hierin zum Muster dienen kann, indem alles, was er lieset oder erzählet, in allen Sprachen, die er übet, ganz ungezwungen, natürlich und lebhaft herauskömmt.

3) Der merklichste Nutzen aber, welchen er aus dieser Uebung erlangt, ist, daß er dadurch eine so große Fertigkeit lateinisch zu reden überkommen, und sich diese Sprache so bekannt gemacht, daß kein Kind von seinem Alter seine Muttersprache fertiger reden kann, als er lateinisch redet. Und ob ihm schon die französische und deutsche Sprache eben so bekannt ist, weil er sie länger und mit mehreren Personen getrieben, als die lateinische: so ist dennoch gewiß, daß die letztere ihm bekannter und leichter ist, als einige andere, daß er sich in derselben besser exprimirt, und daß er solche besser versteht.„

„Da er auch verschiedene Historienbücher und Gespräche in diesen drey Sprachen hat; so ziehet er allemal, so oft er darin zum Zeitvertreibe blättert, das Lateinische dem Französischen und Deutschen vor. Schreibet er, oder erzählt er etwas, so verrichtet er solches jederzeit besser, und mit weniger Mühe in der lateinischen, als in den zwey andern Sprachen. Kennet er jemand, oder es kömmt ein Fremder, der lateinisch sprechen kann: so will er lieber mit ihm in dieser Sprache reden, und man erwei-

set ihm auch einen großen Gefallen, wenn man sich derselben gegen ihn bedienet; wie er denn sogar auch in seinen Spielen und Einfällen sich besser auf lateinisch exprimirt. Die Zuneigung, die er gegen mich hat, und das Vergnügen, so er empfindet, stets um mich zu seyn, machet, daß ihm diese Sprache im Kurzen so bekannt geworden. Denn allenthalben, wo ich bin, was für andere Personen auch zugegen seyn mögen, redet er nichts, als Latein, und bekümmert sich wenig, ob die andern ihn verstehen. Doch muß man sich nicht einbilden, daß er so rein, und so zierlich Latein redet, als es wohl zu wünschen wäre. Er begehet zwar wenig sogenannte Soloecismos, oder Fehler wider die grammaticalischen Regeln, nimmt auch die Casus, die Genera, declinationes, tempora der verborum und die constructiones wohl in Acht; aber was die Zierlichkeit des Stils und die eigentliche Bedeutung der Wörter betrifft, so beobachtet er solche so nicht, als ich es wohl gern sähe. Allein dieses wird sattsam mit der Zeit, so Gott will, durchs Lesen guter Bücher kommen. Man erfodert solches nicht einmal von einem Kinde seines Alters in der Muttersprache; und ich glaube dennoch, daß ich sagen

sagen kann, daß man wenig Kinder von seinem Alter finden wird, welche in ihrer Muttersprache so rein reden, als er in der lateinischen redet, zumal, wenn sie so geschwind, als er, reden sollten."

Hier fängt der Verfasser an, die Art und Weise zu beschreiben, wie er seinen Sohn die griechische und bald nachher auch die hebräische Sprache gelehrt habe. Um nicht gar zu weitläuftig zu werden, muß ich diese Beschreibung überschlagen, ohngeachtet seine Methode auch hierin viel Eigenthümliches und Gutes hat. — Nach dieser Episode kömmt er wieder auf den Unterricht in der lateinischen Sprache zurück und ich fahre in meinem Auszuge fort:

„Gegen das Ende seines fünften Jahres, nachdem er nun schon eine Zeitlang die griechische Sprache getrieben hatte, fing ich an, ihn lateinisch decliniren und conjugiren zu lehren, welches er dann spielend und ohne einige Mühe lernte. Denn da ihm die lateinische Sprache bereits als seine Muttersprache bekannt war, hatte ich keine Mühe ihm die verschiedenen casus nominum und tempora verborum beyzubrin-

 gen.

gen. Ich hatte ihn schon einige Zeit vorher, wenn ich ihn nach der Bedeutung der griechischen Wörter, welche bey seinem Lesen vorkamen, fragte, unvermerkt gewöhnt, die lateinischen Nomina bey dem Nominativo zu nennen, und den Genitivum dazu zu setzen. Auch die Verba mit dem Praesenti, Praeterito, Supino und Infinitivo herzusagen. Ich machte ihm einen Begriff von der Eigenschaft derandern Casuum und sagte ihm, der Dativus gäbe, der Accusativus beschuldigte, der Vocativus riefe, und der Ablativus nähme entweder, oder es würde ihm etwas weggenommen. Durch Hülfe dieses Schlüssels und weil er die Sprache schon ex usu wuste, hat er jedes nomen regulare, das ihm nur vorgekommen, sogleich decliniren können. Z. E. Wenn ich ihn wollte Mensa, dominus, rex etc. decliniren lassen: so fragte ich ihn, wie wird mensa mensae, dominus domini, rex regis etc. declinirt? Wenn du ihnen etwas geben wolltest, wie würdest du sagen? worauf er antwortete: do aliquid mensae, domino, regi. Weiter fragte ich: wenn du sie anklagen wolltest? Die Antwort war: accuso mensam, dominum, regem. Wenn du sie rufen wolltest? Er antwortete: heus mensa, domine, rex. Wenn du

du etwas von ihnen wegnehmen wolltest, oder ihnen was weggenommen wäre, wie wolltest du sagen? Antwort: Aufero aliquid a mensa, a domino, a rege, oder corona ablata est a rege u. s. w. Und so machte er es mit jedem nomine, das ich ihn wollte decliniren lassen; er durfte sich nur dieser kleinen Formeln bedienen, so fand er alle casus und erkannte zugleich deren Eigenschaft und warum sie also genannt worden.„

„Eben so zeigte ich ihm auch bey den conjugationibus die Eigenschaft der vornehmsten temporum und modorum, indem ich ihm die Definition von diesen grammaticalischen terminis gab, welche, da sie lateinisch sind, so war ihm deren Natur und Bedeutung sogleich bekannt, ausser des Gerundii, Supini etc. deren Eigenschaft und Bedeutung sich nicht so leicht beschreiben läßt und mit deren Erklärung ich mich nicht aufgehalten. Hierauf that ich an ihn eine und die andere kurzweilige Frage, worauf er dann in dem tempore und modo, welche ich haben wollte, antworten muste; z. E. Quid agis nunc? Ambulo, rideo, lego etc. hoc est, quod dicitur tempus praesens, quia

hoc fit in praesenti. Quomodo diceres, si, te hoc fecisse, narrare velles? Ambulaui, risi, legi etc. et hoc est, quod dicitur tempus praeteritum quia etc. Si autem, te haec cras facturum, dicere velles? Cras ambulabo, ridebo, legam etc. et hoc est, quod dicitur futurum tempus, quia futurum est, ut fiat etc. Si velles haec alicui imperare? Ambula, ride, lege etc. et hic est imperativus modus, quia etc. Si autem conjungeres, aut subjungeres aliquam particulam his verbis? Volo, ut ambules, ut rideas, ut legas etc. et hic est subjunctivus vel conjunctivus modus etc. etc.„

„Nachdem ich ihn nun die verschiedenen Declinationen und Conjugationen anmerken lassen, habe ich sie nachgehends eine nach der andern vorgenommen, und ihn bey jeder insbesondere über allerhand Nomina und Verba geübt, bis daß er sie alle an den Fingern herzusagen gewust, und zwar dieses allezeit mündlich und spielweise, oder im Spazierengehen, ohne daß ich ihm jemals eine Grammatik oder paradigma in die Hände gegeben.„ —

„Ich

„Ich kann denen keinen Beyfall geben, die da wollen, daß man bey den Declinationen und Conjugationen den Anfang machen soll; noch weniger denjenigen, welche die Kinder mit grammaticalischen Regeln beschweren; noch denjenigen, welche sie Wörter auswendig lernen, oder sie gewisse vermeinte Compendia lesen lassen, daraus sie nichts lernen, die nichts bedeuten, in welchen sich die Worte nur einmal befinden, und welche nur die Kinder verdrießlich und müde machen. Man muß solche Compendia mit großer Mühe und Verdruß öfters repetiren, und lernet doch nichts, als bloße Wörter, und ist alsdann noch die Frage, ob man sie jemals auf eine so gezwungene Weise recht lernt. Was mich betrifft, so bin ich versichert, und die Probe, welche ich davon gemacht, und noch täglich durch die göttliche Gnade mit meinem kleinen Schüler mache, ist davon ein guter Beweis; ich bin versichert, sage ich:

1) Daß man das Gehör eines Kindes eine Zeitlang an den Ton und die Analogie einer Sprache gewöhnen müsse, ehe man ihm die Kunst und Regeln dieser Analogie bekannt machet,

machet, als welche das Gehör unvermerkt aus der Uebung lernet, so daß man nachgehends keine Mühe hat, ihm solche begreiflich zu machen, oder selbige anmerken zu lassen, uud dieselbige in gewisse Regeln zu bringen, welche das Kind sich selbst formiren kann, nachdem es ein Haufen Wörter gesammlet und einige Erfahrung in der Sprache durch öfteres Lesen erlangt hat.

2) Daß man aus der Grammatik die Kinder nichts mehr lernen lassen soll, als die Nomina und Verba regularia zu decliniren und conjugiren, ohne sie mit Ausnahmen und Anomalien zu verwirren, als welche man ihnen nur nach und nach durch Uebung, und so wie sie im Lesen vorkommen, kann anmerken lassen.

3) Daß, wenn man ihnen die Declinationen und Conjugationen beybringen will, man ihnen solche nicht auf einmal zeigen, noch sie solche aus einem Buche auswendig lernen lassen müsse; sondern es soll dieses alles mündlich geschehen, indem man sie eine Zeitlang in einer und darnach in einer andern Declination

übet,

übet, als wenn sonst keine andere vorhanden, als diejenige, worin man sie übet. Eben so muß man es auch mit den Verbis machen, und ihnen kein ganzes Paradigma, sondern sie bald in dem einen, bald in dem andern sich üben lassen, bis sie solche alle vollkommen wissen. Man soll auch nicht eher einen andern Modum mit ihnen vornehmen, als bis sie den Indicativum inne haben, und die schwersten Tempora bis auf die Letzt versparen. Auf diese Weise müssen sie nur bey Gelegenheit, wenn sie lesen, geübt werden; wornach man ihnen nach Beljeben die Paradigmata in einer Grammatik zeigen, und sie solche abschreiben lassen kann, damit sie die Orthographie wohl fassen mögen, wiewohl man ihnen solche auch mündlich durch die Aussprache beybringen kann."

„Was die andern Lehrsätze, oder andere *Obseruationes* und Theile der Grammatik betrifft: so finde ich es thöricht, davon mit den Kindern den Anfang zu machen, oder ihnen eine Grammatik in die Hände zu geben, ehe sie eine hinlängliche Wissenschaft von der Sprache, so man sie lehren will, erlangt haben. Dieses Verfahren kömmt mir eben

so

so lächerlich vor, als wenn man sie wollte tanzen lehren, ehe sie gehen können; (ein sehr passendes Gleichniß!) oder wenn man, um sie lesen zu lehren, anfangen wollte von derjenigen Theorie der Buchstaben, welche Moliere seinem bürgerlichen Edelmanne vortragen läßt. Dieses sind Theorien, welche nur der Lehrmeister wissen und solcher sich im Lehren bedienen muß, welche aber ein Schüler, so lange er Lehrling ist, nicht wissen darf. Die Grammatik ist zwar nicht zu verachten, aber man prostituirt sie, und macht sie verächtlich und verhaßt, weiß auch ihren rechten Gebrauch nicht, wenn man solche den Kindern zu einer Einleitung in die Sprachen vorlegt. Sie dient zur Perfectionirung und nicht zur Einleitung in die Sprachen, und man muß bey derselben aufhören und nicht von selbiger anfangen. Kann man wohl die Rhetorik, Logik oder Physik eine Person lehren, welche noch nicht im Stande ist, ihre Vernunft zu gebrauchen und noch keine Erfahrung hat von demjenigen, was in der Welt vorgehet? Wie will man denn ein Kind die Grammatik einer Sprache lehren, welche ihm gänzlich unbekannt ist, deren Laut es nicht einmal kennet? Die Grammatik ist eine Kunst, welche man

entwe=

entweder nebst der Logik und Rhetorik, oder kurz vor diesen beyden tractiren soll, indem dieselben sich nicht für kleine Kinder schicken. Ich will meinem Sohne nicht eher eine Grammatik in die Hände geben, als bis er sich eine Lust daraus machen kann, und die Uebung und das Nachdenken ihn solche von selbst werden gelehrt haben."

Was die Compendia der Bücher betrifft, worin man vermeynet, in einem kleinen Bande alle darin befindliche Wörter gefaßt zu haben; so habe ich mich ihrer nicht bedienen wollen, sondern ich bin vielmehr versichert, daß, je öfter eben dieselben Wörter in einem Buche vorkommen, je besser es sey, dieselben den Anfängern in einer Sprache beyzubringen. Dieserhalb halte ich die Bibel für das bequemste Buch, eine Sprache, welche es auch sey, zu lernen, insonderheit wenn man sich solche in einer andern Sprache bereits bekannt gemacht hat. Ich halte auch nicht viel von der Methode, da man lauter einzelne Wörter auswendig lernt. Die Wörter lassen sich niemals besser lernen, als durch oftmaliges Lesen, und wenn sie sich in ihrer natürlichen Ordnung befinden, wodurch man ihre

Bedeutung fassen und desto besser behalten kann. Mir deucht, daß alle diese vermeynte kurze Methoden, bloß allein von der Uebereilung, Faulheit u. s. w. herkommen, welche sehr schlimme Rathgeber und Lehrmeister sind. Man wollte gern eine Sprache auf einmal in fünf oder sechs Wochen lernen, und doch dazu nicht mehr, als eine Stunde des Tages anwenden. Allein es geht nicht also. Man mag so geschwind gehen, als man will, wenn man dabey nicht ruhig ist, und nicht die gehörige Zeit dazu anwendet: so wird man allezeit von vorn wieder anfangen müssen, und doch niemals was rechts ausrichten. (Eine sehr wahre Bemerkung!) Ueberdem, wenn man auch auf diese Art zu seinem Zweck gelangen könnte: so wollte ich mich doch derselben bey Kindern nicht gebrauchen;" weil diese Methode nämlich nicht ohne große Marter des Gedächtnisses, und nicht ohne eine unersetzliche Schwächung der höheren Verstandesfähigkeiten des Kindes angewandt werden kann. —

Ich lasse ihn gar nichts auswendig lernen, weder Wörter noch Phrases, weder Komplimente noch Sentenzen, noch

Sprüche,

Sprüche, noch grammatikalische Regeln, Historien und Psalmen, Catechismus, Gebethe, noch andere dergleichen Sachen, womit man die Kinder sehr unnützlich beschäftiget und müde macht, und welche zu nichts dienen, als daß sie nur was herschnattern, oder als Papageyen reden lernen, ohne zu verstehen, was sie sagen. Ich halte davor, daß es noch nicht Zeit sey, ihn etwas auswendig lernen zu lassen, auch nicht nützlich, das Gedächtniß der Kinder mit Sachen zu beschweren, die sie nicht verstehen. Ich glaube, daß die Sprachen, die er lernt, hinlänglich sind, sein Gedächtniß zu üben und anzufüllen, und daß er davon mehr Nutzen haben wird."

Wiederum sehr richtig geurtheilt! Der noch immer gewöhnliche Einwurf gegen diese Methode, die Sprachen zu lehren, daß das Gedächtniß gar nicht dabey geübt werde, setzt voraus, daß nur eine gezwungene, beschwerliche, unnatürliche Uebung eine wirkliche Uebung zu nennen sey, und daß bey demjenigen, was das Kind auf eine leichte, angenehme Weise faßt und behält, seine Gedächtnißkraft müssig gelassen werde; eine Voraussetzung, die sich von selbst widerlegt.

 „Was

„Was den Catechismus anlanget, so sehe ich solchen als eine Grammatik der Religion an; (Dieser einzige Gedanke allein hätte schon eine Erneuerung des Andenkens an diese merkwürdige Schrift verdient.) und fälle ich davon eben dasselbe Urtheil, bediene mich auch desselben eben wie der Grammatik; nämlich ich glaube nicht, daß man bey demselben anfangen müsse, die Religion, sonderlich mit Kindern, zu tractiren, es wäre denn, daß man es nicht ändern könnte. Eine Person, welche eine Sprache aus der Uebung weiß, hat keine Grammatik nöthig, als nur, um sich in der Sprache fest zu setzen, und darf solche nicht auswendig lernen. Ein Kind, welches wie das Meinige, die Religion beständig aus der Quelle gelernt, hat keinen Catechismus nöthig, wenigstens darf solches denselben nicht auswendig lernen. Unser Lesen und unsere Gespräche dienen uns täglich statt eines Catechismus, und überdem ist mein kleiner Schüler so geartet, daß er lieber selbst einen Catechismus machen, als denselben auswendig lernen, und lieber fragen, als antworten möchte.“

„Was

„Was die Gebethe betrifft, so weiß er keins, als das Unser Vater, und ist solches alles, was er auswendig hersagen kann. (Dieses Unser Vater ist aber für Kinder unter allen Gebethen gerade eins der unbequemsten, weil sie es nicht verstehen, und wenn sie es, nach erhaltener Erklärung, mit Verstande beten sollen, sich dieser Erklärung auf eine zu mühsame Weise erinnern müssen, als daß sie mit wahrer Innigkeit des Herzens beten könnten.) Er setzt aber zu diesem Gebethe einige andere Bitten, nach seinen Begriffen, und die er selbst machet, hinzu, als, daß er bald Gott um Verzeihung bittet, daß er nicht fromm gewesen, bald demselben für diese und jene Gnade danket, oder ihn um diese oder jene Wohlthat, welche er nöthig hat, oder verlanget, anruft. Lieset er ein Gebot, ein Gebeth, oder eine Historie in der heiligen Schrift, so eignet er sich oftmals solche zu, und machet ein Gebeth daraus. So applicirte er sich z. E. das Gebeth Salomons, da er Gott um Weisheit anruft, und die Gebethe, welche David in den Psalmen verrichtet u. s. w.“ —

„Im übrigen sind zwey Sachen zu beobachten, welche in Erlernung der Sprachen sehr nöthig sind; einmal, daß man im Anfange sehr langsam gehen müsse, und zum andern, daß man eine ziemliche Zeitlang nichts anders vornehmen solle. Wider diese beyde Sachen wird insgemein gehandelt. Man will gleich anfangs geschwinder fortgehn, und eine Sprache, so zu reden, im ersten Angriffe und gleichsam nur im Vorbeygehen lernen, indessen man sich mit vielen andern Sachen beschäftiget. Bisweilen lernt man das Lateinische, Griechische, Hebräische, die Logik, die Rhetorik, die Geographie, die Historie, die Philosophie, die Theologie u. s. w. alles mit einander zugleich. Wie kann solches auf diese Art gut gehen, wenn man nicht zu einer jeglichen Wissenschaft die gehörige Zeit anwendet? Es ist solches eine Confusion und eine Verwirrung, welche ich bey meinem Schüler zu vermeiden trachte. Ich halte ihn nur zu einer einzigen Sache und zu einer einzigen Sprache an, und zwar solches so lange, als es nöthig ist, um demselben eine, zwar noch nicht gründliche, doch genugsame Erkenntniß davon zu geben, ohne denselben über die Ge-

bühr anzutreiben, noch etwas von ihm zu fodern, wozu er noch nicht alt genug ist.“

„Ich sage noch einmal, daß ich ihn eben nichts Gründliches lernen lasse; — das heist, ich falle ihm mit keiner Theorie, Anomalien, noch andern grammatikalischen Kleinigkeiten und Schwierigkeiten beschwerlich. — Man muß bey dem Leichtesten anfangen; und ehe man ein Gebäude aufführt, so muß man anfänglich einen gewissen Vorrath der vornehmsten Baumaterialien herbeyschaffen, wornach man solche in Ordnung bringen kann. Es wäre lächerlich, wenn man anfangen wollte zu bauen, ehe man einen Vorrath von nöthigen Materialien angeschafft. Indessen ist dieses der Fehler, welchen man insgemein bey Unterrichtung der Kinder begeht, es sey in der Historie, in den Sprachen, oder in den Wissenschaften. Es ist wahr, daß man ein Fundament legen muß; aber dieses Fundament muß von eben den Materialien, als das Gebäude, gebauet werden, folglich muß man solche erst an die Hand schaffen.“

„Ueberdem sind die Kinder nicht geschickt gründlichen Unterricht zu fassen. Man verliert seine Zeit, oder setzt sich in Gefahr, solche zu verderben, wenn man ihnen eine allzusubtile Wissenschaft von demjenigen, so man sie lehren will, beybringet. Man muß solches bis auf reifere Jahre versparen, und den Anfang mit einem leichten Entwurf machen, wornach man nach und nach zur Vollkommenheit gelangen kann. Das Gegentheil ist theils gefährlich, theils unmöglich und der Vernunft und der Natur zuwider. Es ist aber ein Hauptpunkt in allen Sachen, und vornämlich in Erziehung der Kinder, daß man die Natur kennet, derselben folget, und nach derselben Führung sich richtet. Aber hierauf geben wenig Leute Achtung. Unter allen denjenigen, welche meinen Sohn besucht, habe ich sehr wenige gefunden, welche diese Regel beobachtet, welches ich wohl aus der Art, wie sie mit ihm geredet, oder aus den Fragen, die sie ihm gethan, schliessen können.

„Im übrigen, so wenig gründlich auch seine Unterweisung bisher gewesen ist, so kann man doch sagen, daß er das Schwerste gethan, und

daß

daß er bey guter Zeit Lust und Belieben zu den Wissenschaften bekommen und mit so viel grössetem Vergnügen und Fleiß sich darauf legen werde, weil er die Schwierigkeiten und den Verdruß, welchen man in den gemeinen Schulen dabey antrifft, nicht empfinden wird. Sein ganzes Studiren wird nur bloß im Lesen bestehen, und er wird nicht nöthig haben, weder eine Grammatik auswendig zu lernen, noch so mühsame Exercitia, als man insgemein den Kindern vorgiebt, zu machen, noch aus einer Sprache in die andere zu übersetzen, welches gemeiniglich so schwer und auf eine so schlechte Art geschiehet, daß einem die Lust zu lesen vergeht. Er wird unvermerkt im Stande seyn, die griechischen und lateinischen Originalien zu lesen, nachdem er am Alter zunimmt, und er wird nicht nöthig haben, solche zu übersetzen, um sie zu verstehen. Ich werde, so viel mir möglich, Sorge tragen, ihm keine andere Bücher anzuschaffen, als welche er verstehen kann, und deren Lesen ihm angenehm fällt. Die Grammatik, welche der Stein des Anstoßes der Kinder ist, wird ihm nur zur Lust dienen, wenn er im Stande seyn wird, dieselbe vollkommen in einer jedweden ihm bekannten Sprache zu tractiren.

Denn was für Mühe ist es, die Grammatik einer Sprache, die man schon aus der Uebung weiß, mit einigem Nachsinnen zu lesen? Die Historie, die Geographie, die Fabeln und die Philologie werden sich auch, ohne Mühe, durch das bloße Lesen der Originalschriftsteller, lernen lassen.„ —

So weit Baratier! — Auf den letzten Blättern seiner merkwürdigen Nachricht sucht er den Vorwurf, daß er die jungen Fähigkeiten seines Sohns zu sehr angestrengt, ihm so vielerley Kenntnisse zu frühzeitig beygebracht habe, vornämlich durch die Versicherung abzulehnen, daß er ihn zum Lernen niemals angetrieben, noch weniger gezwungen, sondern bloß die natürliche Wißbegierde desselben auf eine leichte und angenehme Weise zu unterhalten und zu lenken gesucht habe. Dieß entschuldiget sein Verfahren freylich um vieles; aber macht es gleichwohl nicht nachahmungswürdig. Eine Pflanze mag bloß auf dem Mistbeete unter Glasscheiben durch verstärkte Sonnenhitze, oder in einem Treibhause durch Ofenwärme getrieben werden, ist und bleibt doch immer eine getriebene und folglich unnatürliche Pflanze, die nicht zur Dauer

gemacht

gemacht ist. Was vortrefflich und dauerhaft zugleich werden soll, muß Zeit haben.

Aber sollten wir bewährt befundene Mittel, den Unterricht zu erleichtern, bloß deswegen, weil sie von dem Erfinder derselben gemißbraucht wurden, nun lieber gar nicht brauchen wollen? Sollte man gute Unterweisungsmethoden deswegen, weil sie einmal zu frühzeitig und zu ämsig angewandt wurden, ganz und gar verwerfen, und sie nicht vielmehr zu rechter Zeit und im gehörigen Grade anzuwenden suchen?

Es ist aber eine eben so alte, als wahre Bemerkung, daß wir uns lieber von Verstorbenen, als von Lebenden, belehren lassen. Deswegen habe ich geglaubt, daß das Gute und Gemeinnützliche der Baratierschen Methode, welches ich hier auszugsweise vorgelegt habe, mehr Nutzen stiften werde, weil Baratier es sagt, als wenn es von einem andern noch lebenden Erziehungsphilosophen gesagt würde; und deswegen habe ich mich der Mühe, diesen Auszug zu verfertigen gern unterzogen.

Ende des Ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite 11. Zeile 4. statt mündlich — nämlich.

Seite 70. Z. 8. statt Herz — Herzen.

Seite 84. das daselbst angeführte neue A B C-Buch hat eigentlich folgenden Titel: Neue Methode, die Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren u. s. w.

Seite 92. Z. 8. von unten, statt in — an.

XXXX (1+2)
III. 83
IX. 84
XII. 87

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Sammlung einiger Erziehungsschriften

Bd.: 1

Leipzig 1778

Paed.th. 743-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762411-3
VD18 80382479-001